VOM AMAZONAS UND MADEIRA: SKIZZEN UND BESCHREIBUNGEN AUS DEM...

Franz Keller





F. Keller-Leuzinger

Vom Amazonas und Madeira.

Skizzen und Beschreibungen

aus dem Tagebuche einer Explorationsreise

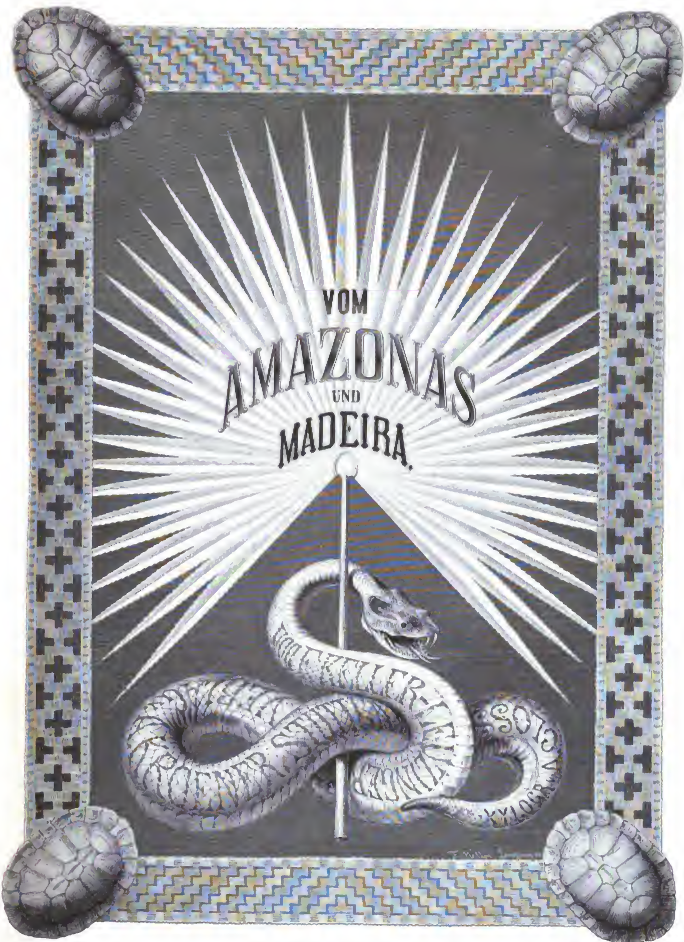
von

Franz Keller-Leuzinger,
Ingenieur.

Mit zahlreichen nach den eigenen Skizzen vom Verfasser auf Holz gezeichneten und in der xylographischen Anstalt von A. Closs ausgeführten Illustrationen.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1874.




VOM
AMAZONAS
UND
MADEIRA.

Vorrede.



Im Monat Juni des Jahres 1867 erhielten wir, mein Vater und ich, als wir noch mit Ausarbeitung der Resultate einer früheren Explorationsreise in der Provinz Paranã beschäftigt waren, von dem Minister der öffentlichen Arbeiten in Rio de Janeiro den Auftrag, nach Beendigung jener eine Reise nach dem Amazonenstrom und Madeira zu unternehmen zum Zwecke einer genauen hydrographischen Untersuchung des letzteren, nebst Aufstellung eines Eisenbahnprojektes längs derjenigen Strecke desselben, auf welcher der Stromschnellen halber eine Schifffahrt wohl nicht eingerichtet werden könnte.

Seit Ende des vorigen Jahrhunderts, als in Folge des Vertrags von S. Ildefonso im Jahre 1777 portugiesische Astronomen und Geometer den Madeira hinauffuhren, waren keine umfassenden oder irgendwie verläßlichen Aufnahmen in jenem gewaltigen, urwaldbedeckten Seitenthale des Amazonas mehr gemacht worden, indem die kühne Thalfahrt, welche der amerikanische Marineoffizier Gibbon vor etwa zwanzig Jahren unternahm, zu flüchtig und mit zu geringen Mitteln ausgeführt war, als daß deren Resultate von Belang sein könnten.

Gänzlich bar aller hydrographischen und überhaupt irgend welcher Angaben von Interesse ist jedoch der Bericht des brasilianischen Ingenieurs Major Coutinho, der einige Jahre vor uns im Auftrage der Regierung den Madeira befuhr und dem es wahrlich nicht an materiellen Mitteln, wohl aber an Energie und den nöthigen Kenntnissen zur richtigen Erfüllung seiner Mission gefehlt zu haben scheint.[1]

Da nun nach Beendigung des Kriegs mit Paraguay die alte Frage einer Verbindungsstraße zwischen der brasilianischen Küste und der Provinz Mato-Grosso wieder auftauchte, und es außerdem dem diplomatischen Talente des Conselheiro Felippe Lopez Netto gelungen war, einen Grenz- und Handelsvertrag mit Bolivien[2] abzuschließen, in welchem die Eröffnung eines Verbindungsweges durch das Madeirathal in Aussicht gestellt wurde, so war eine neue, vollständige Exploration desselben unerläßlich geworden.[3]

In den vorliegenden Blättern sind nun neben einem im Anhange mitgetheilten Auszuge der wichtigsten hydrographischen Resultate der Exploration, in Kürze meine Beobachtungen über die Bewohner, die Vegetation, die Produkte ꝛc. jener nur selten von einem Europäer besuchten Gegenden niedergelegt, und zwar nicht in der ursprünglichen Form des Tagebuchs, sondern der größeren Bequemlichkeit und leichteren Uebersicht halber je nach den verschiedenen Themata in Kapitel zusammengefaßt.

---

[1] Aehnliche negative Resultate ergab auch die Explorationsreise des Herrn Coutinho nach dem Puruś, einem andern Zufluß des Solimões, dessen Lauf erst durch die muthige Fahrt des verdienstvollen englischen Reisenden Chandless genauer bekannt wurde.

[2] Die brasilianisch-bolivianische Grenze soll nach demselben das linke Madeira-Ufer unter 10° 20′ südliche Breite, bei der Mündung des Beni treffen.

[3] Das Auftauchen einer neuen Dampfschifffahrts-Compagnie für den untern Madeira, sowie die kurz zuvor erfolgte Eröffnung des Amazonas für die Flaggen aller Nationen, eine Maßregel, welche übrigens, um vollständig zu entsprechen, sich auch auf die Seitenströme, soweit sie für größere Fahrzeuge zugänglich sind, erstrecken müßte, mochte außerdem schon dazu beigetragen haben, die allgemeine Aufmerksamkeit auf jenen abgelegenen Winkel des großen Reiches zu richten.

Die beigegebenen, für das richtige Verständniß einer so fremdartigen Welt unentbehrlichen Illustrationen wurden nach den an Ort und Stelle aufgenommenen Originalskizzen, um bei der Uebertragung so wenig wie möglich an charakteristischer Naturwahrheit zu verlieren, von mir selbst auf die zum Schnitt bestimmten Holzplatten gezeichnet. Für die Genauigkeit von deren weiterer Ausführung bürgt der Name eines unserer ersten Xylographen.

Bald wird es übrigens keiner wohlausgerüsteten „Expedition“ mehr bedürfen, um jene ultima Thule zu besuchen; Liverpooler Dampfer bringen ja den reiselustigen Freund der Natur heute schon in achtzehn Tagen nach Pará und mit einer weiteren Fahrt von sieben Tagen an die Mündung des Madeira; in sechs andern Tagen gelangt er an die erste Stromschnelle von Sankt Antonio, von wo in Kurzem das Dampfroß ihn pfeifend und zischend durch dieselben herrlichen Wälder tragen wird, welche wir nur nach dreimonatlicher mühevoller Fahrt, von der Mündung des Madeira an gerechnet, zu erreichen vermochten.

Ein regeres Leben wird dort beginnen, die werthvollen Produkte derselben: Cautschuk, Cacao, kostbare Hölzer, Farbstoffe, Harze ꝛc., werden nicht mehr, wie jetzt, aus Mangel an passenden Transportmitteln unbenützt am Platze verderben und Ackerbau und Viehzucht werden das halbwilde Jäger- und Fischerleben wenn nicht ganz verdrängen, so doch beschränken. Denn noch ehe wir Südamerika verließen, um nach siebzehnjähriger Abwesenheit den heimathlichen Boden wieder zu betreten, hatten wir das Vergnügen zu vernehmen, daß die Ausführung unseres Eisenbahnprojektes so gut wie gesichert sei, indem ein nordamerikanischer Unternehmer, M. G. E. Church, der längere Zeit in Bolivien zugebracht und von der bolivianischen sowohl, als von der brasilianischen Regierung die Concession zur Ausführung desselben erhalten, in England ohne große Schwierigkeiten die nöthigen Kapitalien gefunden habe.

Mögen durch die folgenden Zeilen, bei deren Niedersetzung ich mich gleichferne von einer allzu günstigen, wie von einer allzu pessimistischen Beurtheilung der dortigen Zustände und Verhältnisse zu halten suchte, einestheils der eine oder der andere einflußreiche Brasilianer, dem dies Buch in die Hände gelangt, auf noch bestehende grelle Mißstände aufmerksam gemacht und zur Ueberzeugung gebracht werden, daß trotz unleugbarer materieller Fortschritte in den letzten Jahren doch noch Manches faul sei im Staate Dänemark, andererseits aber in der alten Welt ein etwas größeres Interesse an jenen von der Natur so überreich ausgestatteten südlichen Ländern des neuen Continents wachgerufen werden. — Sie verdienen es und wäre es fürwahr nur in der Voraussicht, daß durch deren Besiedelung ein neuer Abzugscanal für die gährenden Elemente, welche in letzter Zeit mehr und mehr die sociale Ordnung im übervölkerten Europa zu bedrohen scheinen, eröffnet werden könne.

Nachdem durch die Freigebung aller nach dem 1. Januar 1872 von Sklavinnen geborenen Kinder die Aufhebung des schändlichen, jeden Fortschritt im Keime erstickenden Instituts der Sklaverei nur eine Frage der Zeit geworden, bleibt allerdings noch die bis jetzt gänzlich fehlende politische Gleichstellung der Einwanderer mit den Eingeborenen, sowie die Einführung der Civilehe zu wünschen, ehe man mit gutem Gewissen einem unserer nur einigermaßen günstig gestellten Landwirthe die Auswanderung nach Brasilien anrathen könnte.[1] Besitzlose Tagelöhner und Handwerker aber, gerade die Classe, welche hier allzustark vertreten ist, finden dort, der hohen Arbeitslöhne halber, auch jetzt schon ihre Rechnung.

Nur eine Einwanderung germanischer Abstammung, welche wirklich seßhaft wird, ein neues home sich gründet und die Lasten des Staates redlich mit tragen hilft, ist es jedoch, die dem dünnbevölkerten Lande von wirklichem Nutzen sein kann, und gerade Brasilien, an dessen Gestaden jährlich Tausende von Portugiesen landen, um, nachdem sie ein kleines Vermögen zusammengerafft, in ihre Heimath zurückzukehren, sollte diesen kapitalen Unterschied in den Anschauungen germanischer und romanischer Völker am allerbesten zu würdigen verstehen.

---

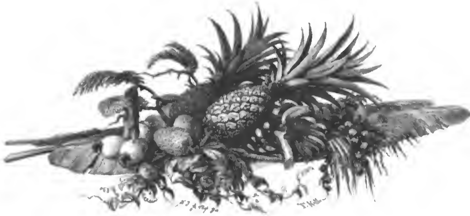
[1] Nachdem es schon im Juni d. J. zwischen der brasilianischen Regierung und dem Bischof von Pernambuco, oder vielmehr der römischen Curie, bezüglich des gegen den Freimaurerorden gerichteten Verdammungsurtheiles, das dort um so mehr Anstoß erregen mußte, als die ersten Staatsmänner diesem Orden angehören, zu Mißhelligkeiten gekommen war, sah sich die Erstere genöthigt, um in den zum großen Theile aus Protestanten bestehenden Colonien die Ruhe zu erhalten und den Anstand zu wahren, gegen eine gleichfalls bischöfliche Entscheidung, die nach protestantischem Ritus geschlossene Ehe für „gültig“ zu erklären und gegen zwei Colonistenfrauen, die katholisch geworden waren, und sich dann zum zweiten Male verheiratet hatten, sowie gegen die katholischen Priester, welche die zweite Trauung vorgenommen, gesetzlich einzuschreiten.

Einer energischen Vertretung deutscher Interessen, derart, wie wir sie jetzt in überseeischen Plätzen, und speziell in Rio, zu haben scheinen, und wie sie uns leider allzulange gemangelt, wird es übrigens nicht schwer werden, die jetzt in Brasilien ansässigen Deutschen zu schützen und durch wiederholtes Hervorheben der bestehenden Uebelstände deren endliche Abstellung herbeizuführen.

Schließlich sei es mir noch vergönnt, an dieser Stelle nicht nur meinem Vater, als treuem Begleiter während der langen Fahrt und Mitarbeiter bei der Elaboration von deren technischen Resultaten, sondern auch meinem Bruder, dem Historienmaler Professor Ferdinand Keller, dessen künstlerischer Rath mir bei der Ausführung und Uebertragung der Skizzen von wesentlichem Nutzen war, meinen herzlichen Dank abzustatten.

Carlsruhe, im Oktober 1873.

F. Keller-Leuzinger.



Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Verzeichniß der Illustrationen mit darauf bezüglichen kurzen Erläuterungen XI

Einleitung 1

Kapitel I.

Kurzer Abriß der Fahrt von Rio de Janeiro bis zu den Wasserfällen des Madeira.

Rio de Janeiro, Bahia, Pernambuco, Parahyba do Norte, Ceará, Maranhão, Pará. Fahrt auf dem Amazonas, der Rio Negro, Manáos. Der untere Madeira, die Seringueiros, die Praia de Tamanduá 19

Kapitel II.

Die Wasserfälle des Madeira und Mamoré.

Santo Antonio, Theotonio, die Caripunas-Indianer, Caldeirão do Inferno, alte Schriftzeichen auf den Felsen, Salto do Girão, ein Ueberfall, verlassene Hütten der Caripunas, Ribeirão, Schriftzeichen daselbst, Mündung des Beni 37

Kapitel III.

Das Leben im Canot und unterm Zelt.

Der Aufbruch, die Küche, Zubereitung der Basthemden, Strohhutflechten, fremdartige Leckerbissen, Jagd auf Alligatoren, die Lagerfeuer, die Camisetas, die Mosquitos, das Nachtlager 58

Kapitel IV.

Fischerei und Jagd in den Provinzen Amazonas und Mato-Grosso.

Der Fang und die Zubereitung des Pirarucú, der Lamantin oder Peixe-boi, der Boto, volksthümlicher Aberglauben hinsichtlich seiner, der Minhocão und die Mãe d'agoa, verschiedene Arten des Fischfanges: im Parý, mit dem Cóvo und mit der giftigen Liane Timbó, die Rochen, die Piranhas und die Candirú, Tapirjagd, die Barreiros, die Onça, die Wildschweine, die Capivaras, die Affen und die niedere Jagd 64

Kapitel V.

Die Urwaldvegetation am Amazonas und Madeira.

Umwandlungen und Neubildungen, Terras calidas, Formenreichthum der Vegetation, Orchideen und Bromelien, Farn, Lianen, Wurzelstreben der Waldriesen, Palmen, der Cautschut und seine Bereitung, der Cacáo, Officinelle Pflanzen, Oele, Harze, Faserstoffe, das Arary oder Curare, die Chinarinde, die Guaraná, die Coca 75

II.

Seite

Kapitel VI.

Die wilden Indianerstämme des Madeirathales.

Die Múras, die Aráras, die Mundrucús, die Parentintins, die Caripunas, erstes Zusammentreffen mit denselben, ihre Hütten, ihre Art die Todten zu bestatten, frühere Ueberfälle auf dem Madeira, dem Javary und Purús, die unbekannten Wegelagerer an der Mündung des Mamoré, Zukunft jener Indianer, Sprachliches, religiöse Anschauungen, die Pajés, eine alte Niederlassung . . . 97

Kapitel VII.

Die Moxos-Indianer der ehemaligen Jesuiten-Missionen in Bolivien.

Gründung einer Mission, Leben und Treiben in derselben, strenge Disciplin, Verfall und heutiger Zustand. Blutige Episode aus St. Anna, Folgen der politischen Unruhen, Kirchenfeste und Processionen, Besuch des Excellentissimo, die Chicha, Vocabularium, die Missionen am Paranapanema und Tibagy, Schlußbetrachtung 120

Anhang.

Beschreibung der bei den Vermessungsarbeiten befolgten Methode. — Auszug aus den hydrographischen und hypsometrischen Resultaten. — Statistisches 143



Verzeichniß der Illustrationen

mit darauf bezüglichen kurzen Erläuterungen.

Vorrede.

Schlußvignette: Ananas und andre Tropenfrüchte.

Einleitung.

Initial: Palmwipfel mit Blüthen und Früchten.

Kapitel I.

Initial: Eine Gruppe wildverschlungener, zum Theil bandartig gewellter Lianen, welche eine kleine Palme in ihrer Umarmung halten.

Der Eingang der Bai von Rio de Janeiro vom Corcovado aus gesehen. Vom Gipfel des eben angeführten Corcovado, der sich auf einem bequemen Reitwege vom Centrum der Stadt in 3 Stunden recht gut ersteigen läßt, eröffnet sich vor dem Blicke des überraschten Beschauers eine Rundsicht über Land und Meer, Felskuppen, duftig blaue Inseln, halb in Grün versteckte Villas, Straßen und schiffbelebten Hafen, wie sie wohl großartiger und mannigfaltiger nirgends in der Welt gefunden werden kann. Die Skizze gibt den die Mündung der Bai mit dem Zuckerhute umfassenden Theil derselben wieder, und dürfte der wild durcheinander geschobenen Bergkegel halber von Interesse sein.

Die zackigen Ausläufer des Orgelgebirges. Im Hintergrunde der Bai von Rio erhebt sich die bis auf 7000 Fuß ansteigende Serra d'Estrella, deren interessantesten Theil die Serra dos Orgãos mit ihren Zacken und Zinken bildet. — Sie besteht, wie der ganze Gebirgsstock rings um Rio, aus metamorphischem Gneiß. Die Ansicht ist von einem nach dem Städtchen Theresopolis führenden schlecht gepflasterten, steilen Maulthierpfade auf einer Höhe von etwa 2500 Fuß genommen.

Der Eingang der Bai von Rio de Janeiro. Diese Ansicht ist von dem der Stadt Rio gegenüber liegenden Ufer aus genommen. Im Hintergrunde der Zuckerhut (Pão dassucar) von etwa 1000 Fuß Höhe; ihm gegenüber das den Eingang vertheidigende alte Fort von Sancta Cruz; zwischen beiden der ferne Horizont des Atlantischen. Unter den fernen Bergen rechts zeichnet sich der spitze Gipfel des 3000 Fuß hohen, unmittelbar hinter der Stadt ansteigenden Corcovado aus.

Eine Jangada in der Brandung. Das leicht gezimmerte Fahrzeug wird trotz des großen Geschickes der Indianerbemannung von der sich brechenden Woge manchmal halb überfluthet, wobei auch die auf der niedern Pritsche stehenden Passagiere nicht ohne ein leichtes Bad davon kommen. — Die Jangada ist im Gebrauche auf der ganzen Strecke von Pernambuco bis Ceará, wo die flache Küste und der gänzliche Mangel guter Häfen, natürlicher wie künstlicher, das Landen tiefgehender Böte unmöglich macht. Sie wird hauptsächlich zum Zwecke der Fischerei benützt.

Ideale Darstellung der verschiedenen Altersstufen der Ablagerungen.

Todtenurne der Manáos-Indianer, sogenannte Igaçaba. — Derartige Urnen werden nicht nur in Brasilien an den verschiedensten Punkten gefunden, sondern auch in Bolivien, jenseits der Andes an dem Ufer des stillen Ozeans, und zwar sind gerade die letzteren besonders interessant, da die darin eingeschlossenen Leichen, wohl durch die Trockenheit des Klimas, ausgezeichnet gut erhalten sind.

Igarapé do Espirito santo oder Correlo in Manáos. Die stolzen Fächerpalmen auf den Ufern gehören zu der Familie der Merity oder Mauritiuspalmen, während der links den Wasserrand begrenzende, dichtgeschlossene Pflanzensaum aus der Aninga, einer unsrer Kala verwandten Colocasia-Art, besteht.

Die Fahrzeuge des Amazonas, Rio Negro und Madeira. Eine Coberta, Batelão, Igarités und Montarias im Hafen von Manáos. — Die riesigen, zum Schutzdache der zur Rechten sich befindlichen Küche verwandten Palmwedel stammen von der Uauassú, einer Attalea. — Das Ufer zeigt eine Bank der Pedra Canga, jenes eisenhaltigen, leicht zerreiblichen Sandsteines des Amazonasbeckens.

Wohnung eines reichen Seringueiros. Im Mittelgrunde das ganz mit Palmblättern eingedeckte Haus; rechts im Vordergrunde ein Dickicht glattstämmiger Bananen, und zwar der Pacova oder Banana da terra, der einheimischen

Musacee mit den colossalen Fruchttrauben, von denen eine durch einen Moros-Indianer soeben nach der Küche geschleppt wird.

Schildkrötenjagd auf dem Madeira. Der dazu verwendete Pfeil ist die Sararaca mit der leicht sich auslösenden Spitze und der auf dem Schaft aufgerollten feinen Schnur aus Tucúm oder Carauá-Fasern.

Die Sararaca, der zur Schildkrötenjagd benützte Pfeil.

Schlußvignette: Eine Harpune mit Fischnetz und Schilf.

Kapitel II.

Initial: Baumstamm mit Orchideen, Bromelien und Farrnkräutern.

Der Theotonioafall im Madeira. Bei einer so bedeutenden Flußbreite wie von 700 Metern erscheint der 11 Meter hohe Absturz geringer als er wirklich ist. Trotzdem bieten die gewaltigen weißschäumenden Wogen mit den hie und da sichtbar werdenden schwarzen Riffen, umsäumt von der primitiven Wildheit theils dichtbewaldeter, theils von den Hochwassern bis auf das Felsgerüste blos gelegter Ufer, einen ergreifenden Anblick dar.

Eine der kleineren Schnellen des Caldeirão do Inferno. Um den im Hauptstrome befindlichen, kaum zu passirenden Absturz zu umgehen, bringt man die Boote durch einen der Seitencanäle zwischen den hart am linken Ufer liegenden Inseln, woselbst das Gefälle sich auf eine größere Flußstrecke vertheilt und leichter durchzukommen ist. — Ein theilweises Entladen der Fahrzeuge ist jedoch auch hier nothwendig.

Fächerblatt einer Palmenart. Ueberaus zierliche, 12—15 Meter hohe, glattstämmige Palme, welche ich nur am Madeira, und zwar in der Höhe der Wasserfälle, gesehen. — Interessant wegen der eigenthümlichen entschieden ausgesprochenen Spaltung des Blattes.

Die Schnelle des Ribeirão, von Oben stromabwärts gesehen. Einer der interessantesten Punkte des ganzen Thales. — Ein vielfach zerrissenes, ausgewaschenes, von scharfkantigen Canälen durchschnittenes Felsriff zieht quer über den 2000 Meter breiten Strom. Die höchsten, von den Fluthen nicht mehr erreichten Punkte desselben sind von dichten Bosquets gekrönt, deren sturmzerzauste, von schlanken Palmwipfeln überragte Contouren mit den langgestreckten Linien der übrigen Landschaft einen reizenden Contrast bilden.

Schriftzeichen auf den Felsen des Madeira-Ufers. Wenn dieselben auch bis jetzt nicht verstanden werden können, und vielleicht für immer räthselhaft bleiben werden, so sind sie doch insoferne für uns von Interesse, als sie die frühere Anwesenheit eines Volkes dokumentiren, das den heute dort verweilenden, auf sehr niedrer Stufe der Entwicklung stehenden Wilden an Civilisation bedeutend überlegen sein mußte.

Grundriß der ehemaligen Mission von Exaltacion.

Schlußvignette: Indianergeräthschaften. Auf dem breiten Handruder mit der schön bemalten Pinne, dem unentbehrlichsten Werkzeuge im Haushalte des Indianers, ruhen: ein elegant geformter Topf, ein paar Calebassen, ein Tragkorb, die mit einer Troddel versehene Maracá (ein bei religiösen Ceremonien gebrauchtes Rasselinstrument), nebst verschiedenem Federschmuck. — Den Hintergrund bilden der unvermeidliche Mais, Zuckerrohr und die tiefgezackten Blätter des Mandiok.

Kapitel III.

Initial: Embaúba (Cecropia) mit Bromelien.

Halt im Schatten eines Urwaldriesen. Wenn Bäume von den Abmessungen wie der dargestellte auch gerade nicht überall in tropischen Wäldern gefunden werden, so sind sie doch besonders in dem reichen Schwemmboden des Amazonasbeckens nichts Seltenes. Meistens sind es Ficusarten mit leichtem weißem Holze, die derart sich auszeichnen. — Ein Halt im kühlen Schatten eines solchen mit tausend Schmarotzerpflanzen, von der breitblättrigen Imbé, einer Aroidee, mit ihren Wurzeltauen bis zur Orchidee und dem zierlichsten Farrn, bedeckten Prachtbaumes, während die glühenden Strahlen der Mittagssonne ringsum die Atmosphäre erfüllen, hat etwas Zauberhaftes.

Unsere Ruderer beim Frühstück. Auf einem günstig gelegenen Plätzchen, im Schatten glattrindiger Myrtaceen und großblättriger Cacaobäume, mit den gurkenartigen, unmittelbar aus dem Stamme kommenden Früchten, haben die rothbraunen Gesellen in den steifen Basthemden oder der eleganteren baumwollenen Camiseta sich um die große irdene Schüssel gelagert, aus welcher der Capitano soeben den mit Fleischstückchen untermischten Brei aus Mandiocca oder Maismehl vertheilt. — Der Nachzügler rechts im Vordergrunde ist soeben damit beschäftigt, ein derbes Stück Bast durch Bearbeiten mit der hölzernen „Maceta" derart zu dehnen und schmiegsam zu machen, daß es, in der Mitte mit einem Schlitze versehen und seitlich auf kurze Strecke zugenäht, als Gewand benützt werden kann.

Toujour perdrix!! Wenngleich es eigentlich die Cheloninen oder Meerschildkröten sind, die das Material zu der geschätzten Turtle-soup liefern, so werden auch die Flußschildkröten oder Emysarten der tropischen Gewässer schon längst zu culinarischen Zwecken verwandt, und keiner der zwischen Pará und Liverpool gehenden Dampfer verläßt die Mündung des Amazonas ohne einige Repräsentanten dieser gepanzerten Amphibien an Bord zu haben. — Suppe wie Ragout aus dem mit feinem Fett reichlich durchwachsenen Fleische sind allerdings nicht zu verachten, wenn man jedoch monatelang täglich dasselbe Gericht vor sich stehen sieht, so ist obiger Ausruf wohl verzeihlich.

Vorbereitungen zur Alligatorjagd. Da die trägen Saurier in der Nähe des Ufers gewöhnlich außerordentlich scheu sind und viel eher bereit rückwärts zu gehen oder unterzutauchen als anzugreifen, so ist eigentlich, so schlimm das Ganze aussieht, für den die Schlinge dirigirenden Hauptjäger wenig Gefahr bei der Sache, und wenn der Alligator den aus roher Ochsenhaut gedrehten Laço erst um den Hals hat, so ist er verloren.

Die Erlegung eines großen Alligators. Trotz seines Widerstrebens wird das riesige, 5 Meter lange Thier auf die Sandbank herausgeschleppt, wo wenige Axthiebe es unschädlich machen. — Bei alledem weiß ich von Augenzeugen, daß Indianerinnen schon durch Alligatoren vom festen Ufer herunter gerissen wurden und trotz des schleunigen Zuspringens ihrer Freunde rettungslos verloren waren.

Schlußvignette: Spielende Araras.

Kapitel IV.

Initial: Imbé (Philodendron). Die straff gezogenen, am Boden sich wieder festklammernden Luftwurzeln der hoch oben in den Aesten der Waldriesen sitzenden Pothosgewächse und Aroideen gehören den für den Europäer auffallendsten Erscheinungen tropischer Vegetation an.

Ueberschwemmter Urwald. Von den Hochwassern werden in den Monaten Dezember, Januar und Februar jährlich große Strecken der bewaldeten Thalniederung je nach der Geländhöhe mehr oder weniger überstaut und in diesen stillen Gewässern, deren dunkler Spiegel eine Vegetation von überraschendem Reichthum reflektirt, ist es dann, wo der eingeborene Fischer den riesigen Pira-rucú mit der Harpune zu erlegen sucht.

Der Pira-rucú (Sudis Gigas). Der gewaltige, bis über 3 Meter lange Flußfisch zeichnet sich eben so sehr durch die Pracht seiner Färbung, wie durch seine Größe aus, indem jede der silberglänzenden breiten Schuppen mit einem dunkelrothen Rande umgeben ist, woher sein Name: Pira = Fisch und rucú oder urucú der rothe Farbstoff der Bixa orellana.

Der Lamantin oder Peixe boi (Manatus americanus). Dieser merkwürdige Repräsentant der Cetaceen oder Waale, der eine Länge von 4 Metern erreicht, findet sich im ganzen Lauf des Amazonas bis hinauf nach Peru; sein Hauptaufenthalt ist jedoch nicht im Hauptstrome, wo nur einige Delphinenarten sich tummeln, sondern in den seeartigen, zum Theil mit einer Art langen Grases mit blasenartig aufgetriebenen Stengeln, zum Theil mit wildem Reis dicht bewachsenen Altwassern zu beiden Seiten des eigentlichen Laufes. Er wird, wie seine maritimen Vettern, mit der Harpune erlegt.

Das Fischen mit dem Cóva. Die Moxos-Indianer der Missionen lauern an dem Rande der Sandbänke auf die zur Laichzeit in dichten Schwärmen stromaufwärts ziehenden Fische und suchen durch ein geschicktes Werfen des Cóvo, eines aus schwerem Palmholze kunstreich gefügten korbartigen Instrumentes, das unten und oben offen ist, eine gewisse Anzahl derselben zu überdecken, die dann zu der obern Oeffnung heraus geholt werden.

Moxos-Indianer vom Fischfange heimkehrend. Was ist gegenüber von einem solchen ichtyologischen Reichthume, der noch dazu in der richtigen Jahreszeit, d. h. bei Niederwasser, und an dem richtigen Platze, d. h. unterhalb einem der zahlreichen Abstürze, in der kürzesten Zeit zusammengefangen werden kann, das kleine Gethier unsrer Gewässer? — Der größte der abgebildeten Flußgewaltigen ist der gefleckte Surubim oder Pintado, eine Silurisart, hinter ihm hängt der Tambaki, während am vordern Ende des Bambus ein braun und gelb getigerter Rochen seinen stachelbewehrten Schwanz über die Felsen schleift und an des Fischers linker Hand der Peixe Cachorro, ein Salmonid, die nadelspitzen Zähne weist. Die langblättrige Orchidee, welche links den Mimosenstamm umzieht, ist die Vanille.

Der Kopf des schwimmenden, von den Hunden verfolgten Tapir. Der hart bedrängte Dickhäuter hat, Dank seiner außerordentlichen Fertigkeit im Schwimmen und Tauchen, trotz der ihn mit rasender Wuth verfolgenden Meute das jenseitige Ufer erreicht und würde im nächsten Augenblicke, durch das Dickicht brechend, für die im Canoe lauernden Jäger verloren sein, wenn ihn die Kugel nicht erreichte. Noch entblößt der im Todeskampfe drohend erhobene kurze Rüssel ein respekteinflößendes Gebiß, aber im nächsten Augenblicke hat die Fluth den König der Wälder verschlungen.

Caripunas-Indianer mit erlegtem Tapir. Unter einem Schirmdache üppiger, parasitisch lebender Gewächse, prächtig blühender Orchideen, stolzer Bromelien, zierlicher Farn, ist der von Pfeilen durchbohrte Tapir zusammengebrochen. Der glückliche Jäger, ein dunkler Caripuna, wird ihn alsbald zerlegen, die besten Stücke auswählen und seine treue Begleiterin die schwere Last in einem aus Palmblatt geflochtenen Tragkorbe nach ihrer Hütte bringen. — Der Mann, als Herr der Schöpfung, trägt nur die Waffen, und von diesen auch nur die zur Schußbereitschaft nothwendigen: den Bogen und zwei Pfeile; den Rest der Geschosse trägt gleichfalls die Frau.

Schlußvignette: Todte Papagaien und Tucane, ein Indianerkopfputz, Bogen und Pfeile.

Kapitel V.

Initial: Mit Früchten beladener Kaffeestrauch. Der in dem hügeligen Terrain der Provinzen Rio de Janeiro, Sanct Paulo, Minas Geraes und Espirito Santo in unabsehbaren Plantagen gezogene Strauch fängt im vierten Jahre an tragfähig zu werden und ist manchmal derart mit, den rothen Kirschen zu vergleichenden Früchten beladen, daß die schwanken Zweige davon zur Erde gezogen werden oder knicken. — Die schneeweiße Blüthe, welche einigermaßen an die der Myrthen erinnert, athmet einen herrlichen Duft, und der buschige Strauch mit seinen glänzend grünen Blättern bietet sowohl zur Blüthe- wie zur Erndtezeit einen prachtvollen Anblick dar.

Querschnitt des einbrechenden Ufers, sog. Terras cahidas. Bei der Homogenität der Alluvionsschichten findet das Abrutschen des unterspülten Ufers auf große Strecken öfters mit einer solchen Regelmäßigkeit statt, daß förmliche Stufen entstehen, zwischen welchen nur das Wurzelwerk in der Nähe der Oberfläche hie und da eine Art von netzförmiger Brücke herstellt.

Bruchufer am Madeira mit einer Gruppe unterspülter Jauary-Palmen. Die majestätische Ruhe, die wilde Groß-

artigkeit der Natur, der überwältigende Eindruck düstrer Einsamkeit, welchen die bei Sonnenuntergang gezeichnete Skizze vergegenwärtigt, ist mehr oder weniger ganz im Allgemeinen der Grundzug im Charakter der dortigen Flußlandschaften.

Die Wurzelstreben eines Waldriesen. Zur Erreichung der nöthigen Stabilität setzt der gewaltige, meist auf festigem Boden stehende, tiefgehender Wurzeln entbehrende Stamm diese ungeheuerlichen, flügelartigen Streben an. Wenn gleich von besonders gigantischem Wuchse hauptsächlich in den Nordprovinzen, wird dieser Baum doch bis weit nach Süden hinunter getroffen.

Grotesker Wuchs einer Ficus-Art. Dieser treu nach der Natur gezeichnete Stamm erinnert in der Art, wie seine da und dort als Stütze vorgeschobenen Wurzeln die nackten Felsblöcke umklammern, unwillkürlich an ein lebendes Wesen, und wenn er auch zu den auffallenden Beispielen seiner Gattung gehört, so sind doch ähnliche Gebilde in jenen Wäldern keineswegs seltene Erscheinungen.

Stenelne der Palmwurzeln im Allgemeinen; Stelzwurzeln der Paxiúba. Die bei den meisten Palmen zu einem dichten Klumpen verwachsenen zähen Wurzelfasern sind bei der Paxiúba (Iriartea exorhiza) zu einem Bündel freistehender Stelzen ausgebildet.

Unser Zelt unter Palmen. Wenn wir auch nicht jeden Abend das Glück hatten, ein derartig paradiesisch schönes Plätzchen zur Aufstellung unsres Zeltes zu finden, so mangelten dieselben im Allgemeinen doch keineswegs, und jeder Landschaftsmaler würde dort die reichste Ausbeute finden.

Verschiedene Querschnitte von Palmwedelrippen. Der auffallenden, an constructiv durchdachte Querschnittsformen erinnernden Gestaltung halber gezeichnet.

Fächerblatt einer Palmenart. (Siehe Kapitel II.)

Zweig der Siphonia elastica oder des ächten Kautschukbaumes. Sehr verschieden von dem in unsern Zimmern gezogenen sogenannten Gummibaume oder Ficus, der zwar auch ein Harz, aber keineswegs das im Handel so hoch geschätzte liefert.

Mündung eines Seitenwassers in den Madeira. Der mächtige, seine Nachbarn stolz überragende Baum mit der dichten Krone ist der Castanheiro (Bertholletia excelsa); im Vordergrunde links sieht man die Schüsselblätter der Victoria regia. — Vom geräuschlos durch die Fluthen gleitenden Rindencanot schießt ein Indianer nach Fischen.

Erste Niederlassung eines Seringueiro am Madeira. Auf hohem Ufer, aber in der Nähe der feuchten Cautschukwälder, im Schatten einer riesigen Palme wurden die ersten Anstalten zu häuslicher Niederlassung getroffen: die reichgestickte Hängematte aus Mato-Grosso zwischen zwei Bäumen ausgespannt, der dichte Musquiteiro über einer zweiten, die zum eigentlichen Nachtlager dient und mit einem leichten Strohdache bedeckt ist; ganz links die Küche mit den colossalen Flußschildkröten, jener bequemsten Species des Genus Schlachtvieh, die einfach auf den Rücken gelegt macht- und lautlos des tödtlichen Axthiebes harrt; im Vordergrunde, Cigaretten rauchend und bequem sich schaukelnd, die zeitweilige Gemahlin des Eigenthümers, eine Mestize mit prächtigem, lang herabhängendem, blauschwarzem Haar.

Cautschukfabrikation am Madeira. Schon nimmt das elastische Harz unter den zur Ausstattung civilisirten Lebens nothwendigen Rohmaterialen eine Stelle ein, daß wir uns desselben nur schwer entrathen könnten, und doch ist über dessen Gewinnung und Zubereitung verhältnißmäßig sehr wenig bekannt. Auf vorliegender Darstellung sieht man rechts die Calebassen und einen Becher aus Bambusrohr, in welchem die Milch gesammelt wird, in der Mitte die große Schildkrötenschale, gefüllt mit der zu consolidirenden Milch, und hinter derselben die flaschenartig geformten Kamine, unter welchen ein Schmauchfeuer aus den am Boden zerstreut umherliegenden Nüssen der Uauassú oder Urucurypalme angezündet wird. Der arbeitende Indianer, ein Moxos, hält soeben die mit frischer Milch übergossene, schon mit einer Lage Gummi überzogene Schaufel in den weißen Qualm, der aus dem leichten Palmblattschuppen in's weite Thal hinauszieht.

Schlußvignette: Zweig mit hängenden Vogelnestern. Diese merkwürdigen, aus einer Masse zusammengefilzter elastischer Fasern bestehenden Nester gehören der Guache, einer Cassicus-Art an, einem Vogel von der Größe unsres Staars, jedoch mit langem gelbem Schwanze. Oefters sieht man mehrere Dutzend solcher Nester an einem Baume beisammen, und besonders sind es überhängende alte Stämme an Flußufern, die sie als Träger ihrer luftigen Wohnungen auserseben. Ich bemerkte jedoch auch schon prächtige, 80 Fuß hohe Palmen, an deren langen Wedeln jedesmal an der Spitze ein Guachenest hing. — Wer nun je einen vom Winde bewegten Palmwipfel gesehen, kann sich leicht eine Vorstellung machen von der nach Art einer geschnellten Peitschenschnur lebhaft zuckenden Bewegung der Nester. — Man muß da wirklich Guache sein, um die Hausthüre zu finden.

Kapitel VI.

Initial: Baumfarn mit Bromelien und Orchideen. Die überaus zierliche Gestalt der baumartigen Farn gehört nebst den Palmen und Musaceen zu den in allen Tropenländern sich vorfindenden und für diese Klimate besonders charakteristischen Pflanzenformen. — In den Wäldern Brasiliens finden sich wenigstens sechs an Gestalt zum Theil sehr verschiedene Arten dieser Familie. Die prächtige Orchidee rechts im Vordergrunde ist die Sumaré (Cyrtopodium glutiniferum Raddi), deren klebriger Saft von den Mestizen des Innern zur Herstellung von Vogelleim, sowie zur Reparatur ihrer Mandolinen gebraucht wird.

Rinden-Canot der Araras-Indianer. Leichtere, einfacher und zweckmäßiger construirte Fahrzeuge als diese Rindencanots der Araras und die ganz ähnlich gebauten der Caripunas kann es wohl nicht geben: ein fingerdickes elastisches Stück Rinde in der Mitte ausgesteift und an beiden Enden leicht geschnürt; es trägt vier Mann vollkommen sicher und wird im Nothfalle von Zweien über die Felsen der Schnellen hinweg bis in ruhiges Fahrwasser gebracht.

Unser erstes Zusammentreffen mit Caripunas-Indianern. Hell funkelnder Sonnenschein zwischen den dunkeln Schatten tropischen Urwaldes, der durch die Gestalten unsrer alten Freunde eine eigenthümliche Staffage erhält, sollte der Charakter dieser Skizze sein, deren Original, wenigstens was die Vegetation anbelangt, nach der Natur gezeichnet ist und die auch im Allgemeinen den interessanten Moment so getreu als möglich wiedergibt.

Porträt eines jungen Caripunas-Indianers. Als besonders charakteristisch, selbst im Vergleiche zu andern Eingeborenen Südamerika's, ist dabei das lange Haupthaar, sowie das in der durchbohrten Nasenscheidewand getragene Büschelchen gelbrother Tucanfedern hervorzuheben. — Die Physiognomie des etwa zwanzigjährigen Burschen kann für jenen Stamm als typisch betrachtet werden.

Caripuna-Indianer auf der Jagd. Halb versteckt im Schatten stacheliger Prejaúba-Palmen, den schweren Bogen schußbereit zur Hand, die langen schwarzen Haare wie eine Mähne über den Rücken herabhängend, lauert er auf sein Wild, sei es nun das schlanke Reh, das Wildschwein oder der Tapir. — Was die straff gespannten Taue zur rechten Seite des Bildes anbelangt, so sind es die Luftwurzeln der Imbé, einer großblättrigen Aroidee, die hoch oben in den Aesten eines nahen Castanheiro ihren luftigen Wohnsitz aufgeschlagen.

Schlußvignette: Colibri sein Nestchen gegen eine Schlange vertheidigend.

Kapitel VII.

Initial: Der Mammão (Carica papaya) mit Zuckerrohr. Der Mammão oder Melonenbaum findet sich sehr häufig in den Kaffee- und Zuckerrohrpflanzungen. — Die fade schmeckenden Früchte von der Größe eines Kinderkopfes werden zwar gegessen, sind aber keineswegs sehr geschätzt. Anders verhält es sich mit dem an Zuckersaft überreichen Rohre, welches nicht nur zur Bereitung dieses wichtigen Artikels benützt, sondern auch von den Brasilianern aller Classen mit Vorliebe roh gegessen wird.

Das Mysterium der Trinität, dargestellt durch einen Jesuiten-Künstler. Diese al fresco auf die Giebelwand der alten Kirche in Trinidad „in usum Indianorum" gemalte Darstellung ist, bei aller Rohheit der Conception und Ausführung, doch mit vielem Geschick auf das kindliche Auffassungsvermögen der rothhäutigen Neophyten berechnet.

Moxos-Indianer aus der ehemaligen Mission Trinidad. Die Erscheinung des schön gebauten dunkelbraunen Schwerttänzers in dem classischen Gewande, ausgestattet mit einem Federschmuck von blendender Farbenpracht, hat etwas außerordentlich Gewinnendes, und denkt man sich nun dazu noch den eigentlich kirchlichen Prunk, fliegende goldgestickte Fahnen, schwere silberne Kreuze und prächtige Rauchfässer, Palmzweige und Blumengewinde, und über dem Ganzen den prächtig blauen Tropenhimmel sich wölbend, so muß man gestehen, daß die Kirchenfeste jener Missionen einer lebhaften Färbung keineswegs ermangelten.

Die ehemalige Mission von Exaltacion de la Sancta Cruz am Mamoré. Ist es doch, als ruhe auf der klösterlich stillen Plaza, unter den halbzerfallenen Varandas mit den reichgeschnitzten Pfeilercapitälen, die nun nicht mehr ersetzt werden können, wenn sie durch Wind und Wetter zerstört wurden, noch immer der strenge Geist von Loyola's Jüngern. Schweigsam huschen in lange Tipoyas gekleidete Frauengestalten, das classisch geformte Wassergefäß auf dem Haupte, durch die langen Gänge, und nur die neugierigen Kinder sind es, welche dem melancholischen Bilde einiges Leben verleihen.

Musikalische Messe in Trinidad. Ein fremdartigeres Bild als das vorliegende: ächte, unverfälschte Rothhäute, welche auf theils wohlbekannten, theils fremdartig gestalteten Instrumenten eigener Construktion die Meisterwerke altitalienischer Kirchenmusik executiren, indem sie mit einer Zähigkeit, die man ihrer Rasse kaum zugetraut, trotz einer nun schon seit einem Jahrhunderte andauernden Mißregierung von Seiten der weißen Herren des Landes, die früher erlernten Künste von Generation zu Generation vererbten, kann es wohl nicht geben. Wie könnte man, angesichts solcher Leistungen, diesen Stämmen die Fähigkeit weiterer Entwicklung vollständig absprechen?

Moxos-Indianer aus Trinidad. Die durchaus edlen Züge dieses Indianers, der einer unsrer Bootsmannschaften angehörte, erinnerten mich stets an Seume's:

Ein Canadier, der noch Europens *c.,

und wenn er auch gerade jenem Ideale nicht vollkommen entsprach, so erinnere ich mich doch, daß er der Verschlossenste einer unter den verschlossenen Rothhäuten war.

Moxos-Indianer aus Trinidad. Er hieß Marianno, war äußerst klug und verständig und suchte unter der Leitung unseres Kochs, dem er als Bratendreher und Fischentschupper getreulich zur Hand ging, seine culinarischen Kenntnisse möglichst zu erweitern und nebenbei da und dort einen guten Bissen zu erhaschen. — Seine vorstehenden Backenknochen, geschlitzten Augen, schwacher Bart und nicht geringe Anlage zur Beleibtheit gaben ihm das Ansehen eines „stark nachgedunkelten" chinesischen Mandarinen.

Capt. Pay, Häuptling der Cayowá-Indianer. Dieser alte Häuptling, der vor mehr als 40 Jahren schon mit seinem Stamme die Wälder am Ivinheima und Iguatemy verlassen, um sich den Weißen zu nähern und in dem Aldeamento von Sanct Ignacio am Paranapanema mehr oder weniger die Rolle eines Mediatisirten zu spielen, ist heute noch der Prototyp eines gutmüthig-schlauen Guarany, der vielleicht mit Hülfe einiger vagen Reminiscenzen und Sagen von dem väterlichen Regimente der Jesuiten, sowie durch die Ueberlegenheit der stets gewaltthätigen, gut bewaffneten Ansiedler in der Nähe seiner ursprünglichen Stammesheimath zu der Ueberzeugung gebracht wurde, daß es besser sei, sich unter den Schutz des Pae-guassú, d. h. des Kaisers, zu begeben, als in hoffnungslosem Kampfe aufgerieben zu werden.

Capt. Bri-Bang, Häuptling der Coroados. Einen schlagenden Gegensatz zu ihm bildet der in einem andern Aldeamento (S. Jeronymo) wohnende kriegerische Coroado-

Häuptling. — Nur nach harten Kämpfen und als er wirklich keinen andern Ausweg mehr sah, hat er sich den Weißen unterworfen, und noch war dem Frieden mit ihm nicht recht zu trauen. — Charakteristisch für dessen Hochmuth ist Folgendes: Ich zeigte ihm meinen Revolver und erklärte ihm, der Feuergewehre schon recht gut kannte, wie derselbe in kürzester Frist sechs Schüsse abgeben könne. — Wenn ich nun auch meinen unverschämten Beamarbas, der mich kurze Zeit vorher, auf eine Narbe an der Stirne zeigend, versichert hatte, daß die Kugel des Weißen, welche dieselbe verursacht, am Hinterkopfe wieder herausgegangen sei, schon kannte und wußte, daß sein Stolz kein allzu großes Erstaunen über die ihm durchaus neue Drehpistole werde zu Tag treten lassen, so war ich doch einigermaßen verblüfft, als er mir mit einem verächtlichen Seitenblicke auf dieselbe, und indem er mein sechsfaches Piff, Paff! nachäffte, zu verstehen gab, daß er eine viel größere Anzahl sausender, zischender Pfeile in kürzerer Zeit abzusenden im Stande sei!!

Schlußvignette: Die bei den Indianern angewendeten Erziehungsmittel der Gesellschaft Jesu.



Einleitung.





In dem von der Natur so reich bedachten Brasilien, einem Lande, welches in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit Europas durch seinen Krieg mit Paraguay sowohl, als durch die nun glücklich gelöste Sklavenfrage auf sich gezogen hat, bestehen von den europäischen so wesentlich verschiedene Verhältnisse, daß folgende Notizen, welche zum bessern Verständniß des Nachstehenden dienen sollen, hier ihren Platz finden mögen.

Das ganze ungeheure Reich (es ist beinahe so groß als ganz Europa) ist in zwanzig Provinzen von sehr ungleicher Größe und Bedeutung eingetheilt, welche weitaus zum größten Theil unter den Tropen liegen. In Bezug auf Handel und Verkehr ist die Lage eine äußerst günstige zu nennen: während seine östlichen Grenzen auf 34 Breitegrade durch den atlantischen Ozean gebildet werden, und zahlreiche, zum Theil ausgezeichnete Häfen den Seeverkehr erleichtern, vermitteln die beiden gewaltigen Stromnetze des Amazonas und La Plata, beide noch lange nicht genug gewürdigt und benützt, den Binnenhandel nach zwei großen Hauptrichtungen.

Sein Flächeninhalt, der wegen der vielen ungeschlichteten Grenzstreitigkeiten und der Unvollständigkeit und Ungenauigkeit der bestehenden Karten sehr schwer zu bestimmen ist, wurde von Humboldt auf 144,500 deutsche geographische Quadratmeilen angegeben, welche sich wie folgt auf die einzelnen Provinzen vertheilen, wobei jedoch bemerkt werden muß, daß diese Angaben größtentheils auf Schätzungen beruhen und daß selbst die Grenzen der einzelnen Provinzen unter einander nicht alle genau bestimmt sind:

Amazonas	27,100	geogr.	Quadratmeilen
Pará	22,500	„	„
Maranhão	9,000	„	„
Piauhy	4,300	„	„
Ceará	2,200	„	„
	65,100	„	„

Transport	65,100	geogr.	Quadratmeilen
Rio Grande do Norte	1,310	„	„
Parahyba	950	„	„
Pernambuco . . .	1,880	„	„
Alagoas	740	„	„
Sergipe	780	„	„
Bahia	14,500	„	„
Espirito Santo . .	1,100	„	„
Rio de Janeiro . .	1,350	„	„
São Paulo . . .	3,930	„	„
Paraná	3,375	„	„
Santa Catharina . .	1,500	„	„
Rio Grande do Sul .	4,630	„	„
Minas Geraes . .	11,250	„	„
Goyaz	14,000	„	„
Mato Grosso . . .	28,000	„	„
	144,500	geogr.	Quadratmeilen.

Das Klima Brasiliens ist im Allgemeinen ein sehr gleichmäßig warmes, denn das Land hat jene hohen, bis in die Eisregionen reichenden Cordilheiras nicht, an deren Abhängen, in räumlich nahe bei einander liegenden Orten, die Temperaturen aller Zonen vertreten sind, wie Peru und Bolivien z. B., und wenn auch das Klima von Rio Grande do Sul, Sta. Catharina, Paraná und einem Theile von S. Paulo ein gemäßigtes, dem südeuropäischen zu vergleichendes ist, so überwiegen doch im großen Ganzen die ungeheuern Thalniederungen des Amazonas, Paraná, Paraguay, S. Francisco 2c. mit ihrem durchaus tropischen Charakter. Nach sechsjährigen Beobachtungen auf der Sternwarte zu Rio de Janeiro schwankt dort die mittlere Jahrestemperatur zwischen 23 und 24° C. (18 bis 19° R.)[1] Während des Sommers, d. h. während der drei europäischen Wintermonate Dezember, Januar und Februar, ist das Mittel 26 bis 27° C. (21 bis 22° R.) und im Juli, dem kühlsten Monat, 21° C. (17° R.)

Seit den letzten zwanzig bis dreißig Jahren hat sich übrigens das Klima von Rio de Janeiro wenigstens merklich verändert, ohne Zweifel in Folge der Ausrottung der Wälder rings um die Stadt. Die mittlere Anzahl der jährlichen Gewitter ist jetzt 26, während man früher in der heißen Jahreszeit, also während drei Monaten, mit der größten Bestimmtheit jeden Tag auf ein solches rechnen konnte (wie dies z. B. noch in Pará der Fall ist), und statt einer scharf ausgesprochenen Regenzeit sind die Niederschläge nun gleichmäßiger über das ganze Jahr vertheilt, während zugleich in der kalten Zeit die Temperatur nicht mehr so weit herunter geht als früher. — Bemerkenswerth ist dabei, daß gerade seit jener Zeit gewiße epidemische Krankheiten, die man in Rio früher nicht kannte, gelbes Fieber und Cholera, ihren grimmen Einzug hielten (1850) und seitdem beinahe von Jahr zu Jahr ihre Opfer heischten. Ob ein innerer Zusammenhang zwischen diesen Erscheinungen bestehe, oder ob das ironische: post hoc, ergo propter hoc! auch hier Anwendung finde, wagen wir nicht zu entscheiden.

Der ganzen Küste entlang, nördlich von Rio, ist das Klima dem der Hauptstadt sehr ähnlich: Feuchtigkeit und Wärme, die letztere jedoch an vielen Orten durch die Seebrise gemildert. Für Bahia wird die mittlere Temperatur des Sommers auf 28° C., die des Winters auf 22° C. angegeben. Die mittlere Jahrestemperatur von Pará beträgt 26° C. und die der Ebene des Amazonas 28—29° C. mit einem Minimum von 24° C. während der kühleren Monate.

Das Binnenland zeigt allerdings größere Unterschiede zwischen den Temperaturen der einzelnen Jahreszeiten. Im

[1] Doch muß man wohl 1½° bis 2° C. mehr für die Stadt annehmen, da die Sternwarte auf dem Morro do Castello nicht nur einige hundert Fuß höher liegt, sondern auch von der kühlenden Seebrise getroffen wird.

südlichen Theil der Provinz Minas, in Höhen von 1500—2000 Fuß über dem Meere, beträgt die mittlere Jahrestemperatur 19—20° C., die des Sommers 24—25° C. und die des Winters 15° C., doch fällt nicht selten das Thermometer auf den Gefrierpunkt und tropische Pflanzen, wie Kaffee, Bananen und Zuckerrohr, leiden häufig durch nächtliche Fröste. In S. Paulo schwankt die mittlere Jahrestemperatur zwischen 22 und 23° C., in Rio Grande die mittlere Sommertemperatur zwischen 25 und 27° C., während sie im Winter an einzelnen Tagen in der Morgenfrühe auf den Gefrierpunkt und darunter sinkt. In der deutschen Colonie Sao Leopoldo wurden sogar einmal — 10° C. beobachtet. In Dona Francisca, einer andern deutschen Colonie der Provinz Santa Catharina, beträgt die mittlere Jahrestemperatur zwischen 20 und 21° C., die der Sommermonate (Dezember, Januar und Februar) 24—25° C. Doch ist dabei eine Temperatur von 36—37° C. im Sommer und von — 1° C. im Winter nichts Seltenes.

Man unterscheidet im Allgemeinen nur zwei Jahreszeiten in Brasilien, die kühle oder trockene und die heiße oder Regenzeit, deren Eintritt und Dauer sehr durch die örtliche Configuration des Landes beeinflußt wird. Gewöhnlich jedoch tritt die letztere im Oktober oder November ein, weiter von der Küste etwas später und in manchen Gegenden in Maranhão, Piauhy und Ceará bleibt sie manchmal ganz aus zum großen Jammer der Bevölkerung; das Land gleicht alsdann einer Wüste, die Bäume verlieren ihr Laub, das Gras auf dem Campos ist wie weggebrannt und es entstehen Seuchen und große Sterblichkeit unter Menschen und Thieren, bis der erste Regenguß die Erde wieder mit Grün bedeckt und Alles mit neuem Leben durchströmt. Mehr oder weniger leidet übrigens die Vegetation überall während der trockenen Zeit und würde es noch mehr thun, wenn nicht ein starker Thau den Regen theilweise ersetzte: doch verlieren in den meisten Gegenden nur einzelne Bäume und Sträucher gänzlich das Laub.

In den südlichen Provinzen, wo das Klima, wie gesagt, den Charakter der gemäßigten Zone annimmt, treten die Regen im Winter ein (d. h. im Juni, Juli und August) und die heiße Zeit ist zugleich die trockene, während an der Grenze beider Zonen, in Strichen der Provinz Paraná z. B., eine zwiefache Regenzeit, im Januar und Februar und dann wieder im September, zu unterscheiden ist, durch welche der Uebergang vermittelt wird.

In Rio de Janeiro sowie den nächstliegenden Orten der Küste beträgt die jährliche Regenmenge etwa 50 Zoll (während die mittlere für Europa 32 Zoll ausmacht); der Mündung des weiten Amazonenthales gegenüber, mit seinen endlosen Urwäldern, seinen colossalen Wasserläufen und der starken Verdunstung, steigt sie jedoch bis auf 200 Zoll im Jahr!

Im Allgemeinen kann das Klima wohl ein gesundes genannt werden, einige Flußniederungen ausgenommen, an denen intermittirende Fieber herrschen, wie z. B. an einigen Zuflüssen des Amazonas, am Mucury, Rio Doce ꝛc. Das gelbe Fieber, welches, wie oben bemerkt, im Jahr 1850 zum ersten Mal mit großer Heftigkeit in Rio auftrat, zeigt sich wohl jedes Jahr wieder und hat auch die andern großen Küstenstädte Pará, Pernambuco und Bahia nicht verschont (es ist sogar in neuester Zeit bis Buenos-Ayres vorgedrungen), doch ist es Brasilianern und acclimatisirten Europäern bei einigermaßen nüchternem, regelmäßigem Leben nicht sehr gefährlich. Neuangekommene, die es insbesonders heimsucht, sind übrigens schon in Petropolis (einer deutschen Colonie, die nur 8 Meilen von Rio entfernt, allerdings 2500 Fuß über dem Meeresspiegel liegt) vollkommen sicher vor dieser scheußlichen Krankheit, da sie sich bekanntlich immer am Meeresufer, innerhalb eines schmalen Küstenstriches hält.

Nicht so die Cholera; wenn sie auch in jenen Breiten, ihrem ursprünglichen Charakter treu, hauptsächlich nach der Richtung der großen Verkehrsstraßen sich verbreitet und die großen Städte sucht, so gibt es auch in Südamerika seit ihrem ersten Auftreten im Jahr 1852 keinen Ort, sei er auch noch so abgelegen, wo man sagen könnte, man sei sicher vor dieser Geißel aus den Niederungen des Ganges, welche namentlich unter den Negern, die dagegen von dem gelben Fieber nur selten befallen werden, schon furchtbare Verheerungen angerichtet hat.

Eigenthümlich ist, daß Masern und Scharlach bei den Indianern, der dritten in Brasilien vertretenen Rasse, fast immer einen tödtlichen Verlauf haben und ganze Dörfer dadurch veröden. Auch die Blattern richten ungeheure Verheerungen unter ihnen an und mögen nicht wenig dazu beigetragen haben, die Scheu der Rothhäute vor dem weißen Manne zu vermehren, in dessen Gefolge die schlimmen Gäste in ihr Land gezogen.

Daß die Bevölkerung Brasiliens eine ganz eigenthümlich gemischte ist und den Verhältnissen nach sein muß,

ist leicht zu begreifen. Seit dreihundert Jahren haben die weißen Einwanderer den eingebornen Herrn des Landes, den Indianer, mehr und mehr nach dem Innern zurückgedrängt, und es werden keine weiteren drei Jahrhunderte mehr verfließen, bis der letzte rothe Mann unvermischten Blutes der andringenden Civilisation und ihren Gaben, contagiösen Krankheiten und Feuerwasser, erlegen ist. Die Versuche, sie zu Sklavendiensten zu zwingen, hatten nur entsetzliche Schlächtereien und theilweise Ausrottung derselben zur Folge, und so fand man das Auskunftsmittel, sich den wollköpfigen Sohn Afrikas zu holen, dessen Nacken sich leichter dem Joche beugt und der dabei die schwere Feldarbeit unter der Tropensonne besser erträgt, und diese drei verschiedenen Rassen und ihre Mischlinge in allen möglichen Abstufungen sind es nun, welche die Hauptbevölkerung des Landes bilden.

Da eine allgemeine Volkszählung, die freilich in den dünn bevölkerten entlegenen Provinzen kaum durchzuführen wäre, nie stattgefunden hat, ist es sehr schwer, auch nur annähernd die Stärke der Bevölkerung anzugeben. Die amtliche Schätzung vom Jahre 1867 berechnete sie auf 11 Millionen, wobei 1,400,000 Sklaven und 500,000 unabhängige Indianer [1] inbegriffen sind. — Diese Zahl war jedoch zu hoch gegriffen, was schon daraus erhellt, daß nach der neuesten Schätzung vom August 1872 die gesammte Einwohnerzahl von Brasilien sich auf 10,095,978 belaufen soll, incl. 1,683,864 Sklaven und 250,000 Ausländern, ein Resultat, dessen Zuverlässigkeit, wie gesagt, auch noch viel zu wünschen übrig läßt. Nur die oben angegebene Zahl der Sklaven, sowie die der Indianer, dürfte annähernd richtig sein, wenn diese letzteren sich auch noch mehr als die Andern einer direkten Beobachtung entziehen.

Obgleich die herrschende, bildet die weiße Rasse (im wahren Sinne des Wortes) doch nur einen geringen Theil der Bevölkerung; besonders im Innern kann sich nur eine kleine Minderzahl brasilianischer Familien der unvermischten Abstammung von den ersten Einwanderern, den Portugiesen, rühmen, die auch heute noch die Mehrzahl der ansäßigen Fremden ausmachen und sich besonders des Kleinhandels bemächtigt haben. Auf den ersten Blick ist der Brasilianer von seinem Ahnherrn zu unterscheiden: er ist meistens dunkler, klein, zierlich und gewandt, während der Portugiese durchgehends kräftiger, aber auch schwerfälliger ist und sich durch eine behagliche Breite auszeichnet. Die Bewohner der südlichen Provinzen, Minas, São Paulo und Rio Grande, sind im Allgemeinen viel stattlicher, auch arbeitsamer, energischer und mehr dem europäischen Typus sich nähernd, als die der nördlichen, in welchen das indianische Element mehr zu Tage tritt.

In Betreff der Farbe ist das Vorurtheil bei Weitem nicht so stark als z. B. in Nordamerika. In Brasilien wird sicher Niemand aus irgend einem öffentlichen Lokal, einem Omnibus &c. ausgewiesen, nur weil er Mulatte ist (gegen Indianermischlinge ist man noch bei Weitem nachsichtiger) und es gibt Farbige, welche hervorragende Stellungen in dem Heere, der Administration u. s. w. einnehmen, doch — möchte Jeder gerne weiß sein, und es ist eine große Beleidigung, an der unvermischten Abstammung eines Brasilianers von guter Familie zu zweifeln.

Die vielen, oft nur für ein geübtes Auge zu unterscheidenden Mischungsgrade haben eine Unzahl von Namen, welche oft nur lokal sind, und von welchen manchen eine verächtliche Nebenbedeutung anklebt, wie den Worten mulatto, [2] Mischlinge von Weißen und Negern, und cabra, Mischlinge von Negern und Mulatten oder auch von Negern und Indianern. Die letztere Mischung wird auch Cariboca, Cafuzo oder Tapanhuna genannt und die von Weißen und Indianern Mameluco, wohl auch ursprünglich ein Schimpfname. Das Wort crioulo (Creole), in Europa gewöhnlich den in den Colonien von europäischen Eltern Geborenen beigelegt, wird in Brasilien nur für die dort

[1] Bei der eben angeführten Gesammtzahl freier Indianer, die sich auf einen Flächenraum von 80,000 Quadratmeilen Urwald und Prairien vertheilen, kommen etwa 6 Eingeborene auf die Quadratmeile. — Nach den einzelnen Provinzen vertheilt sich Urwald und Prairie und somit die Indianerbevölkerung in dem angegebenen Verhältniß etwa wie folgt:

Pará, Amazonas und Maranhão	60,000	Quadratmeilen
Mato-grosso, Goyaz und São Paulo	14,000	„
Paraná, Santa Catharina und Rio Grande do Sul	5,500	„
Piauhy, Ceará, Pernambuco, Minas Geraes und Espirito Santo . .	3,000	„

[2] Der offizielle Ausdruck ist pardo (Farbiger).

geborenen Neger gebraucht, mögen dieselben Sklaven sein oder nicht, im Gegensatz zu den negros da costa (Neger von der Küste), den aus Afrika gebrachten Schwarzen.

Daß die Zahl der Sklavenbevölkerung Brasiliens in steter Abnahme begriffen sei, unterliegt keinem Zweifel, da die Zahl der Geburten die der Todesfälle bei Weitem nicht erreicht und seit zwanzig Jahren keine neue Zufuhr aus Afrika mehr Statt findet. Nach der Convention mit England sollte sie schon seit 1826 aufhören, doch war der große Gewinn zu lockend: Jeder, der seine Ladung „Ebenholz" den englischen Kreuzern zum Trotze (die übrigens wegen der ungeheuern Ausdehnung der afrikanischen sowohl, als auch der brasilianischen Küste von hundert Sklavenschiffen keine drei aufbrachten) glücklich löschte, war ein reicher Mann, so daß jährlich nach geringer Schätzung noch 27—28,000 in's Land kamen. Erst unter der Regierung Dom Pedro II. wurde, wohl größtentheils auf das Drängen Englands, der Zufuhr dadurch ein Ende gemacht, daß man selbst im Innern des Landes, auf den Plantagen, nach negros novos suchte und die Schuldigen, Käufer und Verkäufer, exemplarisch bestrafte. Der Preis der „schwarzen Waare" stieg in Folge dessen auf das sechs- und siebenfache, von 300 auf 2000 Thaler.

Von diesem Augenblick an und mehr noch nach der Aufhebung der Sklaverei in der Nordamerikanischen Union mußte es jedem denkenden Brasilianer klar werden, daß auch in seinem Vaterlande dieses Krebsübel im Organismus des Staatskörpers über kurz oder lang ausgemerzt werden müsse.

Nach dem neuen Gesetz sollen nun die vom Jahr 1872 an von Sklavinnen geborenen Kinder (denn der Stand der Mutter ist entscheidend für den des Kindes) mit ihrem zwanzigsten Jahre frei werden; bis dahin sollen sie ihren Herren zur Vergütung der ersten Pflege Dienste leisten. Tilgt diese Maßregel das Uebel auch nicht mit einem Male, und wird dadurch die Sklaverei noch auf eine Reihe von Jahren aufrecht erhalten, so wird doch Jeder, der einige Zeit in Ländern zugebracht, in welchen sie noch herrscht, bei allem Abscheu vor derselben, zugeben müssen, daß ein plötzliches Freigeben der Sklaven (wenn es überhaupt thunlich wäre, ohne die jetzigen Eigenthümer allzu sehr zu beeinträchtigen), sowohl für die Produktion des Landes im Allgemeinen, wie auch für die Existenz der Freigelassenen selbst, von den traurigsten Folgen sein würde.

Schwer genug wird es halten, die jüngste Generation zu freiwilliger Arbeit zu erziehen, bei dem erwachsenen Freigelassenen ist dies geradezu unmöglich. Auch außerdem werden die verderblichen Folgen des fluchwürdigen Instituts noch lange nach seiner vollständigen Aufhebung zu fühlen sein: in dem gestörten Familienleben und dessen laxer Moral, dem gänzlichen Mangel intelligenter Arbeiter und hauptsächlich in der positiven Unmöglichkeit, mit den vorhandenen Kräften die in der rohesten, unvortheilhaftesten Weise betriebene Landwirthschaft auf einen besseren Fuß zu bringen.

„Was hilft uns," sagte mir ein intelligenter, gebildeter Pflanzer, „die Erkenntniß, daß wir in der Landwirthschaft noch um kein Haar breit weiter gekommen sind, als unsre Vorfahren, die Portugiesen? — Selbst wenn wir besser wüßten, was zu thun, um aus dieser erbärmlichen alten Routine herauszukommen, würde es uns gar Nichts nützen, denn mit den Kräften, über die wir verfügen, einem Rudel stupider Neger, die als Sklaven noch dazu böswillig sind, und auch gegen den besten Herrn einen gewissen Groll im Herzen tragen müssen, können wir auch nicht die geringste Umänderung unsres Wirthschaftssystems zu Stande bringen."

Für die Zucker und Kaffee produzirenden Provinzen, also hauptsächlich Rio de Janeiro, Bahia und Pernambuco, wo die Sklavenbevölkerung besonders dicht ist (es gibt da viele Fazendas oder Plantagen von 400—600 und selbst 1000 Negern), ist es natürlich eine Lebensfrage, so bald als möglich neue Arbeitskräfte in's Land zu bringen, um dadurch den gefürchteten Rückschlag auf den Exporthandel und damit auf die Finanzen des ganzen Reiches weniger fühlbar zu machen.

Der Versuch, chinesische Coolies als Colonisten nach Brasilien zu bringen, mißlang gänzlich, ebenso der nach Beendigung des Secessionistenkrieges in Nordamerika, die Pflanzer des Südens zur Auswanderung nach Brasilien zu vermögen. Man hatte eine hohe Idee von der Wunderthätigkeit nordamerikanischer Thatkraft und Unternehmungsgeistes und glaubte darin die lang gesuchte Panacee gegen einheimische Indolenz gefunden zu haben; man vergaß jedoch, daß die Bewohner der Südstaaten der Union, trotz allem Groll gegen ihre siegreichen nordischen Brüder,

unmöglich sich auf die Länge der Zeit gegen die Vortheile verschließen konnten, die ihnen ihr altes Vaterland zu bieten hatte, in welchem nach beendigtem Kriege Ackerbau, Handel und Gewerbe auf's Neue blühend sich entfalteten, und wo sie trotz alledem ganz anders prosperiren konnten, als in Brasilien, dessen Sprache und dessen Verhältnisse, außer dem heimischen Institut der Sklaverei, ihnen völlig neu waren und wo die allgemeine Indolenz auch ihrer Thatkraft hemmend in den Weg trat. —

Mit Beihülfe von einigen amerikanischen Agenten, welche sich, trotz hoher militärischer Titel (es waren meistens Generale), zu dem offenbar lucrativen Geschäfte gemeldet hatten, kamen wirklich einige Hunderte von Einwanderern nach Brasilien, unter denen sich, neben sehr ehrenwerthen Männern und höchst achtbaren Familien, auch vollkommen organisirte Gaunerbanden befanden, in deren Gepäck man im Zollhause von Rio de Janeiro ganze Arsenale von Nachschlüsseln, Strickleitern, Brechstangen und Revolvern entdeckte. Nachdem ihre Ueberfahrt und erste Installirung der brasilianischen Regierung Hunderttausende von Dollars gekostet hatte, kehrte die Mehrzahl, und zwar meistens wieder auf Kosten des Kaiserreichs, nach kurzer Zeit zurück und die brasilianische Regierung, welche keine Geldopfer für Erreichung dieser Chimäre gescheut, ist seitdem um eine schöne Hoffnung ärmer und um eine bittere Erfahrung reicher geworden.

Wenn der leitende Gedanke dabei der war, daß die ehemaligen Sklavenhalter aus dem Süden der Union dem absterbenden Institut der Sklaverei neues Leben einzuhauchen im Stande sein würden, so war der Irrthum übrigens ein doppelter, indem ein derartiger Erfolg, wenn überhaupt möglich, im Interesse Brasiliens im höchsten Grade zu beklagen gewesen wäre. Wenn sich aber die brasilianische Regierung die Lehre zu Herzen nehmen würde, die sie so theuer bezahlt hat: nämlich daß ein junges, im raschesten Aufblühen begriffenes, selbst noch dünn bevölkertes Land, wie die Vereinigten Staaten, unter keinen Umständen geeignet sein kann, eine erhebliche Anzahl von Auswanderern zu liefern, und sei es auch nach einem Paradiese, und sie in Folge dessen sich bestreben würde, das Loos der deutschen Colonisten besser zu gestalten, als der einzigen, welche, im Gegensatze zu den portugiesischen Einwanderern, der Mehrzahl nach dem Ackerbau sich widmen und im Lande bleiben, so dürfte das endgültige Resultat doch noch zum Vortheil Brasiliens ausfallen, an dessen Zukunft man nicht verzweifeln darf.

Statt jedoch die einzig wirksamen Mittel zur Erreichung dieses Zweckes zu ergreifen, d. h. unentgeltliche Zuweisung des besten Landes an die ankommenden Colonisten, mit gleichzeitiger Anlegung guter Verkehrswege, unbeschränkte religiöse Freiheit und vollkommene politische Gleichstellung mit den Eingeborenen, ließ man sich von dem Popanz einer Gefährdung der nationalen Existenz durch ein drohendes Uebergewicht der Einwanderer verleiten, die angeführten Garantien für deren Wohlfahrt nicht zu bewilligen und erlaubte zu gleicher Zeit einigen reichen Kaffeepflanzern den guten Ruf des Landes durch sogenannte Parcerie- oder Halbpartverträge und anderweitige Mißhandlung der Colonisten gründlich zu compromittiren.

Nach einem solchen, zwischen einem Landeigenthümer und dem Colonisten abgeschlossenen, sogenannten Parcerie-Vertrage behält der letztere als Gesammtsumme seines Lohnes die Hälfte des durch ihn in der Pflanzung seines Arbeitgebers geernteten Kaffees. Da jedoch die große Arbeit des Reinhaltens der zugewiesenen Pflanzung ganz dem Colonisten obliegt und er geflissentlich durch vorgeschossene Summen oder Lebensmittel, welche er von seiner karg zugemessenen, öfters in betrügerischer Weise geschmälerten Hälfte abtragen muß, in steter Abhängigkeit gehalten wird, so kann vor dem Eingehen derartiger Verträge, mögen sie auch noch so verführerisch lauten, nicht genug gewarnt werden.

Ein großes Hinderniß ist ferner, daß überall die für den Ackerbau und die Handelsbeziehungen günstig gelegenen Ländereien, hauptsächlich die für den lucrativen Kaffee- und Zuckerrohrbau geeigneten, schon längst in festen Händen sich befinden, und den Colonisten also entweder nur schlechtes Land geboten werden kann, oder solches, welches in Gegenden gelegen ist, die nahezu aller Verkehrsmittel baar sind. Gerade der humusreiche Urwaldboden (Mato-virgem), in welchem alle neuen Kaffeepflanzungen angelegt werden, wird von Tag zu Tag seltener und theurer, beginnt in einzelnen Provinzen, Rio de Janeiro zum Beispiel (obgleich erst seit ungefähr 50 Jahren Kaffee gebaut wird), bereits zu mangeln und kann deßhalb dem in jeder Hinsicht hülflosen Colonisten nur in den entlegensten Winkeln des ungeheuern Reiches zu Theil werden, wo derselbe dann wieder unter dem gänzlichen Mangel fahrbarer Straßen zu leiden hat.

Da nämlich der Kaffeestrauch bei der jetzt dort üblichen Behandlung nur 25—30 Jahre tragfähig bleibt und man bis heute in unverantwortlicher Verschwendung die alten Kaffeepflanzungen einfach verließ und immer neue Strecken Urwaldes niederhieb, statt daran zu denken, durch Düngung (wobei die Pflanzer freilich ihre ganze Landwirthschaft ändern müßten) seine Tragfähigkeit zu verlängern,[1] so ist leicht zu ersehen, daß bei einiger Thätigkeit der hunderttausenden mit dem Kaffeebau beschäftigten Arme ganz ungeheure Landstrecken in verhältnißmäßig kurzer Zeit abgeholzt und für den Kaffeebau wenigstens untauglich werden müssen. Aber selbst wenn dem nicht so wäre und die großen Urwälder des Innern wirklich unverwüstlich und dabei näher an der Küste wären, als dieß der Fall ist, so muß es selbstverständlich für den einzelnen Pflanzer sowohl, als für die Regierung und für Compagnien, welche Straßen und Eisenbahnen anlegen, vom größten Interesse sein, daß einmal bebaute Districte dauernd unter Cultur gehalten und nicht nach einigen Jahrzehnten verlassen werden, wodurch die Schwerpunkte des im Allgemeinen so lohnenden Kaffeebaues fort und fort verschoben, immer weiter nach dem Innern gerückt und, bei einer schließlich in's Endlose wachsenden Verzweigung des Communications-Netzes, in kurzen Zwischenräumen einzelne mit großen Kosten angelegte Theile desselben mit einem Male brach gelegt werden.

Mit der gänzlichen Aufhebung der Sklaverei werden und müssen sich jedoch die bestehenden Verhältnisse gründlich ändern, die Ländereien werden bedeutend im Preise sinken, besonders wenn noch eine Grundsteuer eingeführt würde, und es wird sich alsdann die Regierung eher in der Lage befinden, größere Strecken guter und günstig gelegener Ländereien ankaufen zu können, um sie unter die Ansiedler zu vertheilen und dann erst wird das herrliche Land, nach gänzlicher Aufgabe der großen Plantagen, gerade durch jenen, den Verhältnissen kleiner Landwirthe so sehr sich anpassenden Kaffeebau in die Bahnen einer gesunden, naturgemäßen Entwicklung gelangen.

Was die Benützung der Indianer, als etwaigen staatswirthschaftlichen Ersatz für die ausfallende Sklavenarbeit, anbelangt, so ist es wohl schon gelungen, das große Räthsel zu lösen, sie an feste Wohnsitze und Ackerbau zu gewöhnen und sie zu einem nutzbringenden Ganzen zu vereinigen. Die Jesuiten haben durch ihre Missionen bewiesen, daß es geschehen kann, und auch Lopez, der berüchtigte Dictator von Paraguay, der die Früchte ihrer langjährigen Thätigkeit erntete und auf derselben Basis absoluten Regimentes weiter arbeitete, verstand es, seinen Guaranistaat auf eine Stufe nationaler Entwicklung zu bringen, welche es ihm ermöglichte, den Rassenkrieg gegen das an Bevölkerungszahl sechsmal überlegene Brasilien während fünf Jahren fortzuführen; doch wer den indolenten Charakter, den mehr als genügsamen Sinn der Indianer kennt, der es so schwer macht, ihnen Bedürfnisse anzuerziehen, der wird auch die Größe der Aufgabe anerkennen, und sich nicht wundern, daß in Brasilien bei den geringen Mitteln, welche bis jetzt auf die „Catechese" der Indianer verwendet wurden, auch wenig oder Nichts erzielt wurde.

Die Missionsarbeiten der Jesuiten wurden durch deren Vertreibung im Jahr 1759 gewaltsam unterbrochen und die stets um ein Jahrhundert im Rückstande sich befindliche portugiesische Regierung wußte Nichts besseres zu thun, als die Rothhäute mit Feuer und Schwert zu verfolgen. Noch im Jahr 1808 befahl ein königliches Decret den Offensivkrieg gegen die Indianer, besonders die Botocudos, bis dieselben „movidos do justo terror das minhas reaes armas" um Frieden bitten würden und erst seit der Regierung des jetzigen Kaisers, Dom Pedro II., stehen sie unter dem unmittelbaren Schutze der Regierung und werden wenigstens so viel als möglich geschont. Bei der ungeheuern Ausdehnung des Landes ist dieser Schutz jedoch nicht ausreichend und leider hat es allen Anschein, daß die unvermischt gebliebenen Indianer in Brasilien ebenso ihrem Untergang entgegen gehen, wie in Nordamerika.

Ueberall wo sie mit dem Schwarm gewissenloser Eindringlinge, welche gewöhnlich die ersten „Pionniere der Civilisation" sind, in unmittelbare Berührung kommen, müssen sie zu Grunde gehen, wenn nicht eine diesem schädlichen Einflusse entgegen wirkende Macht sie gegen die Uebervortheitungen der Weißen in Schutz nimmt. Wenn einem Volke Alles, was es bis jetzt hoch und heilig hielt, seine Götter, seine Caziken, seine ganze Eigenart genommen wird, und man es in dem Zustande geistiger Zerfahrenheit, welchen das Verlieren alles nationalen, religiösen und

[1] Wenn etwa ein mineralischer, leicht zu beschaffender Dünger gefunden werden könnte, der diesen Zweck erfüllte oder der dem sogenannten Capoeiraboden (von Caá-poeira, niederer, lichter Wald) jene Stoffe wiedergeben könnte, welche ihm fehlen im Vergleich zum Urwaldboden, so würde dadurch dem brasilianischen Kaffeebau ein außerordentlich großer Dienst geleistet.

moralischen Haltes nothwendig mit sich führt, mit europäischer Corruption in Contact bringt, so sind die traurigsten Folgen unvermeidlich, denn irgend eine Stütze muß der Mensch doch wohl haben.

Der Eifer, womit zum Beispiel die Indianer der früheren Jesuitenmissionen in Bolivien dem Ritus der katholischen Kirche jetzt noch anhängen, mag allerdings zum Theil in deren kindischem, an äußerem Pomp sich ergötzenden Sinne seinen Ursprung haben, zum Theil aber gewiß in dem Streben, für ihr verloren gegangenes nationales Leben einigermaßen einen Ersatz zu finden.

Ein gänzliches Aussterben der zahlreichen, jedenfalls bis zu einem gewissen Grade bildungsfähigen, Autochthonenstämme wird jedoch schon um des verminderten ethnographischen Formenreichthums halber, aus dem sich mit der Zeit wohl etwas in die neuen Verhältnisse Passendes entwickelt haben würde, höchlich zu bedauern sein.

Daß die Erklärung einer Erscheinung, wie die der außerordentlichen Mannigfaltigkeit der Indianerstämme Südamerikas, so verschieden unter einander an Gestalt, Sprache und Sitten, von dem wilden, mordlustigen Pampa des La Plata bis zum arbeitsamen Mundurucú des Amazonenthales oder zum stillen genügsamen Moxo und Quichoa Boliviens, unter die schwierigsten Probleme ethnographischer Forschung gezählt werden muß, ist längst anerkannt. Ausgezeichnetes und höchst werthvolles Material ist von Humboldt, Spix und Martius, von d'Orbigny, Mole und Andern darüber gesammelt und veröffentlicht worden, aber noch ist eine befriedigende Lösung zahlloser Widersprüche nicht gefunden, die um so schwieriger sein wird, als Reste von Monumentalbauten aus früheren Culturperioden in der neuen Welt nur spärlich, schriftliche Aufzeichnungen von der eigenen Hand der Urbewohner aber gar nicht vorhanden sind, einige wenige unverständliche Hieroglyphen ausgenommen, und man also besonders hinsichtlich der früheren Wanderungen und Eroberungszüge einzelner mächtiger Stämme nie über das Gebiet der Hypothese hinaus kommt.

Durch keines der völkerscheidenden Hindernisse getrennt, wie mit ewigem Schnee bedeckte Cordilheiras oder wasserlose Wüsten, wohnen auf dem südamerikanischen Continente Völkerschaften dicht neben einander, deren allgemeiner Habitus uns auf den ersten Blick glauben machen könnte, sie gehörten zu demselben Stamme. Sehen wir jedoch näher zu, so finden wir, daß diese, meistens in mehr als hundertjähriger Fehde lebenden Nachbarn an Sprache, Sitte, Gemüthsart und Lebensweise durchaus getrennte Völker sind, in deren Grundtypen man auch nachträglich bedeutende Abweichungen herauszufinden im Stande ist. [1]

Mehr aber als diese einfachen Vergleichungsresultate vermag man fürs Erste nicht zu erreichen; unerklärt bleibt nach wie vor ihre Abstammung, die Mannigfaltigkeit in der Schädelbildung und in den einzelnen Idiomen, sowie der Grund verschiedenartiger Sitte unter den im Allgemeinen so gleichartigen Lebensbedingungen einer tropischen Natur: warum die einen sich meistens an den Ufern der großen Ströme aufhalten, gewandte Fischer sind und zierliche Piroguen zu bauen verstehen, während die andern, kriegerischer und gewaltthätiger, auf Sklavenraub ausgehend, den Piroguenbau nicht kennen und die bewaldeten Schluchten der Seitenthäler oder die grasbedeckten Höhenzüge der Campos vorziehen, wo ihr nie irrender Pfeil, die schwere Lanze und die nie ermüdende Stahlkraft ihrer Muskeln ihnen den fetten Tapir, das Wildschwein, den stattlichen Zehnender der Prairien und das zierliche Reh der Wälder zur leichten Beute werden läßt.

Die Physiognomie der Ersteren, der weitverbreiteten Guarani- oder Tupistämme, erinnert an das bekannte, classisch gewordene Adlerprofil der Rothhäute Nordamerikas, während die Letzteren, als deren Prototyp wir die Coroados der Südprovinzen ansehen, mit ihren schief stehenden Augen, stumpfer Nase und stärkeren Backenknochen unwillkührlich an den mongolischen Typus mahnen, ohne jedoch bei einer derartigen Vergleichung im Entferntesten an eine direkte asiatische Abstammung derselben denken zu wollen.

Diese Coroados oder Ca-en-gangues (Waldmenschen), wie sie sich selbst nennen, [2] haben bis vor wenig

[1] In Brasilien scheint es dem neu angekommenen Europäer, es sei die aus allen möglichen Stämmen der Ost- und Westküste Afrikas bunt zusammengewürfelte Sklavenbevölkerung, unter welcher die allerverschiedensten Negertypen gefunden werden, durchaus nach einem Modell, einer Art von Urneger gegossen, indem die allgemeine, oberflächliche Uebereinstimmung hinsichtlich der Hautfarbe und Haarbeschaffenheit im Anfange auch die größten Verschiedenheiten in Bezug auf Physiognomie und Schädelbau übersehen läßt.

[2] Martius nennt sie Camés.

Jahrzehnten einen allerdings erfolglosen Kampf gegen die weißen Eindringlinge geführt und sind dafür auch von der portugiesischen Regierung in der schonungslosesten Weise verfolgt und decimirt worden, während viele Stämme ihrer Erbfeinde, der bildungsfähigeren Guaranis, ohne viele Schwierigkeiten ihren Nacken unter das gewiß nicht leichte Joch der Jesuiten beugten.

Trotzdem die Guaranis, der äußeren Erscheinung, sowie den Hauptcharakterzügen nach, sehr an altmexikanische Völkerschaften erinnern, hat es allen Anschein, als ob dieselben aus dem Süden, dem heutigen Paraguay und den angrenzenden brasilianischen Provinzen Paraná und Rio Grande do Sul stammten und sich von dort, gegen Norden ziehend, über den südamerikanischen Continent ergossen hätten. Dicht neben ihren Abkömmlingen, die zum Theil wieder, je nach dem Wohnort, in Sitte und Lebensweise sehr differiren, heute ganz andere Stammnamen führen und sich oft einen selbständigen, den früheren Stammesgenossen nicht mehr verständlichen Dialekt gebildet haben, findet man die meistens viel roheren Horden der eigentlichen Aborigines.

Bei einem ethnographisch derart verwirrten Knoten ist das Verdienst der Jesuiten nicht hoch genug zu schätzen, welche zuerst die Guarani-, hauptsächlich aber die mit ihr nah verwandte Tupisprache (lingua geral) grammatikalisch ausgebildet und fixirt und dadurch die babylonische Sprachverwirrung [1] in so ferne vermindert haben, als letztere heutzutage von den ansäßigen Indianern und Mestizen der verschiedensten Stämme angenommen wurde und im Norden Brasiliens, besonders in den Provinzen Pará und Amazonas, wirklich zur Volkssprache geworden ist.

Die Verschiedenheit der Sitten und Gebräuche bei den einzelnen Stämmen ist, wie schon bemerkt, so außerordentlich groß, daß Martius einen starken Band mit deren Beschreibung gefüllt hat; wenige charakteristische Züge, nebst einer Aufzählung der hauptsächlichsten, von denselben cultivirten Nahrungspflanzen, mögen hier genügen.

Daß unter vielen Stämmen die Antropophagie heute noch üblich, ist eine leider nicht zu bezweifelnde Thatsache, so bei den Miranhas am Amazonenstrom, den Parentintins am Madeira und Rio Negro x.; ebenso sicher ist aber auch, daß viele Stämme von den eindringenden Weißen derselben fälschlich beschuldigt wurden, um gegen sie in der rohesten Weise verfahren zu können. Gewöhnlich sind es nur die im Kampf erschlagenen Feinde, bei andern auch die Kriegsgefangenen, welche noch zur grausen Mahlzeit dienen, und zwar mit Auswahl, wie uns eine Indianerin vom Stamme der Miranhas in Manáos versicherte. Nach deren Behauptung verzehrten sie nämlich keine christãos, das heißt civilisirte Leute, da diese Salz äßen und deßhalb ihnen ihr Fleisch nicht gut schmecke. Allzu großes Vertrauen verdienen jedoch derartige Behauptungen von Seiten der Indianer nicht, indem schon Martius darauf aufmerksam macht, daß sie sich öfters ein Vergnügen daraus machen, die Weißen zu hänseln. Besonders gerne geben sie gerade das Wort, worauf der Befragende den Nachdruck gelegt, als Antwort zurück, wodurch schon die komischesten Verwechslungen entstanden sind. [2]

Die wenigsten der unabhängigen Stämme haben feste Wohnsitze. Bei Weitem der größere Theil bricht seine leichten Hütten ab, sobald es ihm gut dünkt oder sobald ihm die Jagd nicht mehr ausgiebig erscheint und zieht von dannen mit Weib und Kind, die erstere wie ein Lastthier mit allen Geräthschaften und selbst den Waffen des Mannes bepackt, oft viele Meilen weit, um eine reife Waldfrucht zu ernten oder ihre eigenen Pflanzungen von Mais und Mandioc zu besuchen, welche dieses unstäte Wanderleben sie keineswegs anzulegen hindert.

Diese beiden Pflanzen, welche jedenfalls schon Jahrhunderte vor der Entdeckung Amerikas cultivirt wurden und deren Benützung die Europäer von den Eingeborenen gelernt haben, gehören heute noch zu den wichtigsten Brasiliens.

Der Mais (milho) wird besonders im Süden als Futter für Pferde und Maulthiere angebaut, auch wird daraus ein grobes Mehl (fubá) bereitet, welches zu einem dicken Brei, einer Art Polenta gekocht, neben der schwarzen Bohne eines der Hauptnahrungsmittel der arbeitenden Bevölkerung in den Provinzen Minas Geraes und Rio de Janeiro bildet.

[1] Nach Martius hat allein Brasilien ungefähr 250 verschiedene Sprachen und Dialekte aufzuweisen.

[2] Aus dem Indianer-Aldeamento von S. Ignacio in der Provinz Paraná brachten wir einen jungen Cayowá als Diener mit nach Curityba, der auf den Ruf „Chama" ging, d. h. wenn es ihm gerade beliebte. — Auf näheres Befragen stellte sich heraus, daß man ihm fälschlich diesen Namen gegeben, weil er auf die Frage: Como se chama? (Wie heißt du?) im Anfange stets geantwortet habe: Chama (auszuspr. Schama).

Von der Mandioccawurzel, welche vom hohen Norden bis in die Südprovinzen gedeiht, unterscheidet man zwei Arten, den aipim (Manihot Aipi), welche gekocht wie Kartoffeln schmeckt, und die manhoca braoa (Manihot utilissima), deren giftiger Saft aus der zerriebenen Wurzelmasse erst sorgfältig ausgepreßt werden muß, ehe diese, in einem Ofen getrocknet, als grobkörniges faseriges Mehl (farinha) auf den Tisch jeden Brasilianers, hoch und niedrig, kommt, um gewissermaßen das Brod zu ersetzen.[1] Weizen und Roggen wird nur in einigen deutschen Colonien der südlichen Provinzen, doch bei Weitem nicht genug für den Bedarf in den Städten gebaut, welcher größten Theils durch Mehleinfuhr aus Nordamerika gedeckt wird.

Reis, und zwar in mehreren sehr guten Qualitäten, wird viel, besonders in der Provinz Maranhão gebaut, und bildet, mit den oben genannten schwarzen Bohnen (feijão) und an der Sonne getrocknetem Rindfleisch (carne secca), das tägliche Gericht für den größten Theil der Bevölkerung.

Daß die Lebensmittel in einem so fruchtbaren Lande durchgängig hoch im Preise stehen, hat seinen Grund darin, daß deren Cultur trotzdem weniger Gewinn bringt, als die der Exportartikel Kaffee, Zucker und Baumwolle und deßhalb auf den großen Gütern (fazendas) vernachlässigt wird. Der Kaffee, dessen Cultur schon weiter oben besprochen wurde, kann beinahe in ganz Brasilien gebaut werden, doch gedeiht er in den südlichen Provinzen Rio Grande und Paraná nur kümmerlich und es wird dort kaum für den Bedarf produzirt, während man ihn im heißen Norden im Schatten größerer Bäume pflanzen muß, um eine gute Ernte zu erzielen. Die Provinzen, welche jetzt am meisten ausführen, sind São Paulo, Rio de Janeiro und der östliche Theil von Minas Geraes.

Die Baumwolle, welche in mehreren Varietäten in Brasilien einheimisch ist, und von verschiedenen Indianerstämmen schon vor der Entdeckung Amerikas cultivirt wurde, wird in allen Provinzen gebaut und bildet, trotz der bedeutenden Schwankungen ihres Preises, einen an Wichtigkeit zunehmenden Ausfuhrartikel. Sie gedeiht im hohen Norden sowohl (wo jedoch eine geringere Qualität erzeugt wird) als im Süden, besonders in São Paulo, wo ihre Cultur in neuerer Zeit einen großen Aufschwung genommen hat.

Eine fast ebenso große Verbreitung hat das Zuckerrohr, welches schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts eingeführt wurde und mit dem páo brazil, dem bekannten Färbeholz, von welchem das Land seinen Namen erhielt,[2] die ersten Ausfuhrartikel bildete. Die Arbeit in den Zuckerrohrfeldern und den Mühlen (engenhos) ist eine ziemlich beschwerliche und die Brasilianer behaupten (wohl mit Unrecht), daß mit Aufhebung der Sklaverei der Zuckerbau sein Ende erreichen werde, da freie Arbeiter sich dem mühsamen Geschäfte nicht unterziehen würden.

Eine vierte, in ganz Brasilien gedeihende Pflanze, deren Cultur noch bedeutend entwickelt werden könnte, ist der Tabak, ebenfalls ein einheimisches Gewächs, welches bei vielen wilden Indianerstämmen heute noch in hohem Ansehen steht. Die mächtigen, zwei Fuß langen Cigarren, womit ihre Pajés (Priester, Zauberer und Heilkünstler in Einer Person) die ihnen anvertrauten Kranken unter vielen Ceremonien beräuchern, sind sicherlich die Urbilder der heute in der ganzen civilisirten Welt unentbehrlich gewordenen Glimmstengel.

Einige Versuche, den chinesischen Thee in São Paulo und Minas anzupflanzen, sind bis jetzt nicht besonders gelungen; die erzeugte Qualität ist eine sehr mittelmäßige, ob durch die Einwirkung des Klimas oder unrichtige Behandlung lassen wir dahin gestellt. Jedenfalls scheint der geduldige, feingebaute Sohn des Reiches der Mitte besser zu der subtilen Arbeit des Pflückens und Sortirens der Blätter zu taugen, als der Neger. Dagegen wächst der Paraguaythee (Ilex paraguayensis), in Brasilien herva maté oder Congonha genannt, überall wild in den Wäldern der südlichen Provinzen und bildet dort einen nicht unerheblichen Ausfuhrartikel. Der Aufguß der getrockneten und zu Pulver gestampften Blätter, der durch zierlich geflochtene Röhrchen (bombilhas) eingesogen wird, ist das unentbehrliche Nationalgetränk aller Classen in den La Plataländern, Paraguay und den südlichen Provinzen Brasiliens,

[1] Das feine Stärkemehl, welches beim Auswaschen als Niederschlag sich ergibt, kommt unter dem Namen Tapiocca auch nach Europa.

[2] Die ersten Entdecker hatten es Terra da vera Cruz oder Terra da santa Cruz (Land des wahren oder des heiligen Kreuzes) genannt und erst später vertauschte man diesen Namen gegen den des geschätzten Holzes.

während die nördlichen ein Aequivalent dafür in der Coca und dem Guaraná haben. Hiervon und von andern wichtigen Erzeugnissen der Urwälder des Nordens, dem Cacao und dem Cautschuc, wird in einem spätern Kapitel die Rede sein.

Durch die großen natürlichen Weiden (Campos, Prairien) eignen sich die südlichen Provinzen Rio Grande, Paraná, Santa Catharina und São Paulo hauptsächlich zur Viehzucht; auch das Innere von Piauhy und Pernambuco, die Insel Marajó und Goyaz liefern schöne Rindviehheerden, doch ist dieser Zweig der Landwirthschaft noch lange nicht zu dem Grade der Entwicklung gediehen, deren er fähig wäre, und wie ihn z. B. die spanischen Nachbarländer erreicht haben, nicht nur was die Zucht, sondern auch was die raffinirteste Ausnutzung und Verwerthung der einzelnen Theile der geschlachteten Thiere, sei es als Fleischextrakt, getrocknetes Fleisch, Benutzung des Talgs, der Häute, Knochen, Klauen und Hörner anbelangt. —

In den ersten Zeiten nach der Entdeckung war es übrigens der Metallreichthum des Landes, der die Einwanderer hauptsächlich lockte, und die ersten Nachrichten über das Innere verdanken wir einzelnen kleinen Häuflein von goldgierigen Abenteurern, welche auszogen, um das Dorado zu suchen, ein fabelhaftes Land des Goldes und der Edelsteine, das ihrer erregten Phantasie vorschwebte. Besonders die Ansiedler der damaligen Capitania de São Vicente (das heutige São Paulo) zeichneten sich durch ihre kühnen Züge nach dem Innern aus, und eine der wichtigsten Provinzen, Minas Geraes, trägt heute noch den Namen, welchen sie ihr, der Goldminen wegen, beilegten. Obgleich diesen nicht mehr die Wichtigkeit zugemessen wird wie früher, indem man erkannt hat, daß für Brasilien in der Entwicklung der Landwirthschaft die wahre Basis gesunden Fortschrittes liege, so werden doch noch einzelne große Minen in Morro-Velho und der Umgegend, und zwar von englischen Actiengesellschaften schwunghaft betrieben.[1] Auch Mato-Grosso ist außerordentlich reich an Gold und die in früherer Zeit betriebenen Minen im Quellgebiet des Guaporé zum Beispiel wurden nur der äußerst schwierigen Communication, sowie der Fieber wegen verlassen. — Edle Steine wurden gleichfalls in den ersten Zeiten nach der Entdeckung gefunden und auch hier ist es die Provinz Minas mit ihren Diamantwäschereien im Jequitinhonha, in Diamantina und Bagagem (wo der bekannte Estrella do Sul gefunden wurde), die den ersten Rang einnimmt. Obgleich im vorigen Jahrhundert die europäischen Händler die brasilianischen Diamanten zuerst nicht als solche anerkennen wollten, um den Markt nicht zu überfüllen und somit das Produkt der indischen Fundorte zu entwerthen, haben diese sich doch Bahn gebrochen und jetzt kann man wohl behaupten, daß der größte Theil aller im Handel vorkommenden aus Brasilien stamme.

Von Diamantschleifereien konnte natürlich bis jetzt dort noch nicht die Rede sein, wie es überhaupt um jede industrielle Thätigkeit, große wie kleine, in einem Lande, in welchem die Arbeitskräfte in solchem Maße fehlen, und wo Tagelöhne und Lebensmittel so hoch im Preise stehen, schlecht bestellt sein muß. Bis jetzt wird Alles, was mão d'obra verlangt, vom seidnen Kleide und dem Piano bis zum palito (Zahnstocher) aus Europa und Nordamerika eingeführt und kommt, trotz des weiten Seetransportes und der colossalen Zölle, noch billiger zu stehen, als wenn man es im Lande selbst beschaffen würde.

Mit der Entfernung von der Küste wachsen begreiflicher Weise die Transport-Schwierigkeiten, um so mehr als der Mangel an gut construirten, wohlfeilen Verkehrswegen bis jetzt immer noch jeder gedeihlichen Entwicklung nicht nur Brasiliens, sondern aller südamerikanischen Staaten hemmend in den Weg tritt.

Noch bestehen im eigentlichen Innern des großen Continents keine regelrechten Fahrstraßen, und heute noch, wie vor drei Jahrhunderten, ist das Saumthier oder der knarrende Ochsenkarren mit seinen classischen, auf der Achse festgekeilten, vollen Holzrädern das unentbehrliche Vehikel. Allerdings ist der Transport mittelst Saumthieren der einzig mögliche auf den in der Regenzeit oft grundlosen, bald übermäßig ansteigenden (20—30 %), bald durch Geröll und Felsgestein unterbrochenen Pfaden der südamerikanischen Gebirgsländer, und es bedarf manchmal der ganzen

[1] Englische Actiengesellschaften, deren Verwaltung von London aus geleitet wird, benützen zur Ausbeutung jener Minen heute noch neben freien Arbeitern Tausende von Sklaven, auch wurden mehrere Hundert derselben von einer sich auflösenden Compagnie an Private verkauft, die Familien getrennt rc., ohne daß von der englischen Regierung ein Veto eingelegt worden wäre!!

Umsicht des tropeiro (Maulthiertreiber) und der ganzen zähen Ausdauer und Fußsicherheit der ihm anvertrauten Maulthiere, um diese und ihre Ladung heil an Ort und Stelle zu bringen.

In Folge dieser Schwierigkeiten und der außerordentlichen Langsamkeit der Bewegung (kaum fünf Stunden Weges im Tage), ist dieser Transport so theuer, daß selbst außerordentlich werthvolle Producte, wie der Kaffee, sobald die Entfernung mehr als 100—120 Stunden beträgt, kaum die Versendung nach dem Seehafen lohnen, und da außerdem die Fracht bei der nothwendig werdenden ungünstigen Verpackung in kleine Colli und dem häufigen Auf- und Abladen allen nur möglichen Zufälligkeiten ausgesetzt ist, so ist leicht zu ersehen, daß die Binnenländer des Continents sich eigentlich in einem Zustande fortwährender Blokade befinden, unter deren Druck weder Ackerbau noch Industrie gedeihen können.

In Brasilien sind übrigens im Laufe der letzten achtzehn Jahre nicht unbedeutende Anstrengungen gemacht worden, um diese schreienden Uebelstände abzustellen, was um so mehr anzuerkennen ist, als die Herstellungskosten von Verkehrswegen außerordentlich groß sind (etwa dreimal so hoch als in Deutschland), und ein direkter finanzieller Vortheil als Resultat solcher Unternehmungen kaum in irgend einem Falle erwartet werden kann. Da solche aber für den Fortschritt des Landes unentbehrlich sind, und vom allgemeinen staatsöconomischen Standpunkte aus der Gewinn ein unbestreitbarer ist, so fällt der Regierung die Pflicht anheim, Straßen und Eisenbahnen zu bauen, Flüsse zu canalisiren und Dampferlinien einzurichten, auch wenn im Anfange die pekuniären Opfer noch so groß sein sollten.

Seit der Eröffnung der ersten Eisenbahnstrecke, der kleinen Mauábahn, im Jahr 1854, welche von der Bai von Rio de Janeiro bis zum Fuße der Serra führt (eine Entfernung von 17 Kilometern), sind bis zum Jahr 1867 weitere fünf Bahnen mit einer Ausdehnung von 634 Kilometern entstanden. Die bedeutendste von diesen, ohne Zweifel das erste Unternehmen dieser Art in Südamerika, ist die von Rio de Janeiro ausgehende, das Küstengebirge übersteigende Eisenbahn Dom Pedro II., welche jetzt schon eine Ausdehnung von mehr als 200 Kilometer hat und sicherlich einstens die Hauptverkehrsader für die Provinzen Minas, Goyaz und Mato-Grosso werden wird.

Ihr am nächsten an Wichtigkeit kommt die São Paulobahn, die vom Hafen von Santos in das Innere der Provinz führt. Die Uebersteigung der Serra geschieht noch mittelst stehender Maschinen und eines Drahttaues; heut zu Tage, wo man nach dem Fell'schen Systeme irgend welche Steigung frei befahren kann, würde sie wohl anders angelegt worden sein. Dann folgen die Bahnen von Bahia und Pernambuco, jede von einer Ausdehnung von etwa 124 Kilometer bis jetzt; beide haben den Zweck, das obere São Franciscothal mit der Küste zu verbinden. Sie prosperiren übrigens noch weniger als die andern Bahnen, da sie größten Theils durch unbebautes, unwirthliches Land führen.

Etwas günstiger stellen sich die Verhältnisse der Cantagallobahn (etwa 50 Kilometer), von Villa Nova in der Provinz Rio bis Cachoeira am Fuß der Serra führend. Sie soll fortgeführt werden bis Nova-Friburgo, einer alten Schweizer-Colonie. In allerneuster Zeit ist auf diesem Gebiete wirklich eine gesteigerte Thätigkeit zu bemerken, indem Vorstudien zu mehreren neuen Linien in den Provinzen Rio Grande do Sul, Bahia, Rio Grande do Norte &c. gemacht werden, durch deren Ausführung verschiedene bis jetzt ganz brach liegende Gegenden dem Handel und dem Verkehr erschlossen werden.

An die vorerwähnte kleine Mauábahn schließt sich eine Straße, die Serra hinauf, nach Petropolis an, einem kleinen Städtchen, in welchem die flachshaarigen, auf der Straße spielenden Kinder und die heimathlichen, wenn auch stark mit Portugiesisch untermischten Laute, den Deutschen an das Vaterland jenseits des Meeres erinnern. Leider hat diese ehemalige, im Jahr 1845 gegründete Colonie für den Ackerbau außerordentlich ungünstig gelegene Ländereien, felsiges Terrain mit steilen Hängen, in welchem es unmöglich ist, den Pflug anzuwenden. Die Einwohner leben meistens von den Fremden, welche, dem Beispiele der kaiserlichen Familie folgend, die Sommermonate dort zubringen, um der Hitze und mitunter dem gelben Fieber in Rio de Janeiro zu entgehen.

Von Petropolis aus führt die von meinem Vater in den Jahren 1855—62 ausgeführte Normalstraße der Compagnie União e Industria nach dem 147 Kilometer entfernten Juiz de Fora in der Provinz Minas, bei deren Anlage man eine Verlängerung bis zur Stadt Ouro Preto und ein Anknüpfen an die Dampfschifffahrt auf dem

Rio das Velhas im Auge hatte. Diese Straße, welche die reichsten Kaffeeplantagen der Provinzen Rio de Janeiro und Minas durchschneidet, hat dem Lande, das längs dieser Verkehrsader einen ganz andern Anstrich bekommen, schon die größten Vortheile gebracht und längst sind die bedeutenden Herstellungskosten, durch gewaltige Felssprengungen in der Serra do Mar und große Bauten, wie der einer eisernen, 150 Meter langen Brücke über den Parahyba, veranlaßt, durch die Werthерhöhung der Ländereien und die vermehrte Produktion in jener ganzen Gegend vollständig gedeckt.

Bei der ungeheuern Ausdehnung der Küste Brasiliens mußte die Dampfschifffahrt längs dem Ufer, wodurch der Verkehr zwischen der Hauptstadt und einigen der Provinzen bedeutend erleichtert wurde, von um so größerer Wichtigkeit erscheinen, als die Verbindungswege zu Land so viel zu wünschen übrig ließen.

Wenn man bedenkt, daß vor der Zeit der Dampfer eine Regierungsordre im Mittel einen Monat brauchte, um von der Hauptstadt nach den beiden entgegengesetzten Endpunkten der Küste, Pará und Rio Grande do Sul, zu gelangen, und daß nochmals mindestens 1½ Monate verflossen, bis diese Botschaft auf einer der plump gebauten Amazonas-Barken von Pará nach Manáos, der Hauptstadt der Provinz Amazonas, und wenigstens ebensoviel, bis sie von Rio Grande über Buenos-Ayres den La Plata und Paraguay hinauf nach Cuyabá, der Hauptstadt von Mato-Grosso gelangte, so kann man sich eine Vorstellung von den unendlichen Schwierigkeiten machen, womit die Centralregierung des Landes zu kämpfen hatte. Es konnte, ähnlich wie im blumigen Reiche der Mitte, in einer entlegenen Provinz der Präsident verjagt und die Regierung gestürzt werden, ohne daß man in Rio während langen zwei Monaten auch nur eine Ahnung davon hatte, und wirklich war es auch zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung nahe daran, daß die Nordprovinzen, Pará an der Spitze, bei Portugal geblieben wären, während doch in der Hauptstadt und im ganzen Süden die Revolution längst gesiegt hatte.

Heute ist dies anders geworden; außer mehreren transatlantischen Dampferlinien (von Southampton, Liverpool, Antwerpen, Hamburg, Bordeaux, Marseille) und einer New-Yorker, welche die Häfen von Rio, Bahia und Pernambuco berühren, besteht eine brasilianische Dampferlinie, welche alle Hauptpunkte der Küste unter einander verbindet und in Pará an die Amazonasdampfer, im Süden an die La Plata- und Paraguay-Compagnie Anschluß hat. Eine solche Küstenfahrt, auf welcher rasch nach einander die Felskegel der Küstenserra bei Rio, stolze Städte, wie Bahia und Pernambuco mit dem Mastenwalde ihres Hafens, idyllische, unter Cocospalmen versteckte Fischerdörfer und kahle öde Dünen an dem staunenden Auge des Beschauers vorüber ziehen, gehört jedenfalls zu den schönsten, die es gibt.

Während jedoch der atlantische Ozean die gewaltigen Dampfer mit Leichtigkeit auf seinem breiten Rücken trägt und im Allgemeinen jener Theil desselben das von den Portugiesen gegebene Prädikat „um mar de leite", eine See von Milch, wohl verdient, da weder häufige Stürme, noch gefährliche Klippen den Schiffer beunruhigen, so haben, mit alleiniger Ausnahme des Amazonas und des Paraguay mit dem La Plata, die Flüsse dieses Landes ihr reichlich zugemessenes Theil an Stromschnellen, Klippen und Hindernissen.

Wären der Paraná mit seinen mächtigen, bis in's Herz der Provinz Minas reichenden Zuflüssen, der São Francisco, der Rio Doce, der Jequitinhonha und die Zuflüsse des Amazonas, der Tocantins, Araguaya, Xingú, Tapajoz, Madeira &c. vollkommen schiffbar, wahrhaftig, Brasilien brauchte, für den Augenblick wenigstens, nicht viele Ausgaben für Straßen und Eisenbahnen zu machen. Leider aber haben all' diese Ströme an verschiedenen Punkten ihres Laufes, — beim São Francisco z. B. nicht weit oberhalb der Mündung am großartig-schönen Paulo Affonso [1] — entweder wirkliche Abstürze oder wenigstens auf viele Meilen sich erstreckende Schnellen, die der Schifffahrt unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen und höchstens von leicht gebauten Canots und wenig tief gehenden Booten und auch dann nur mit unsäglicher Mühe und Anstrengung passirt werden können, und Tausende von Quadratmeilen herrlichen Landes bleiben so Jahrhunderte lang unerforscht, unbebaut, und beinahe gänzlich unbewohnt.

So unglaublich es auf den ersten Blick erscheinen mag, so kann man doch behaupten, daß das Schicksal

[1] Der Wasserfall von Paulo Affonso, den man von der Seeseite mit Leichtigkeit erreichen kann, und der in Europa kaum dem Namen nach bekannt ist, übertrifft an Großartigkeit, malerischer Schönheit und interessanter Umgebung ohne allen Zweifel den weltberühmten, vielbesuchten Niagara bei Weitem.

der Südprovinzen Brasiliens, des Westens der Provinzen São Paulo, Paraná, sowie des Südens von Minas und Mato-Grosso ein ganz anderes gewesen wäre, wenn nicht starke Schnellen und der seit 200 Jahren (seit den Missionszügen der Jesuiten) von keinem Europäer besuchte colossale Absturz der Sete Quedas den Paraná für die Schifffahrt untauglich machten. Wenn auf jenem Hauptarme des La Plata brasilianische Kriegsschiffe stationirt gewesen wären, wenn seine Seitenflüsse, der Iguassú, Paranapanema und Tieté beim Zuzuge von Mannschaften und Kriegsmaterial hätten benützt werden können, so wäre auch der Krieg mit Paraguay schneller zu Ende geführt worden — oder wahrscheinlich niemals ausgebrochen.

Trotz des auf den Karten gewaltig hervortretenden Flußnetzes des südamerikanischen Continentes sind es also bis jetzt nur der La Plata und Paraguay, sowie der Amazonenstrom mit dem untern Madeira, welche regelmäßig von Dampfern befahren werden, und in der Hauptsache wird die Dampfercommunication im Innern des Landes noch für lange Zeit auf diese Hauptadern beschränkt bleiben.

Ein Fluß, dessen oberer schiffbarer Theil sich übrigens ganz in derselben Weise wie beim Madeira durch Anlegung einer öconomischen Eisenbahn mit dem untern Laufe verbinden ließe, ist der Araguaya, ein Seitenarm des Tocantins und Zufluß des Amazonas, und es wäre sehr zu wünschen, daß die brasilianische Regierung sich entschlösse, dort genaue Aufnahmen machen zu lassen, die bis jetzt gänzlich fehlen.

Wenn durch die vorhergehenden Zeilen dargethan wurde, daß in Brasilien die Ausbeutung und Benützung reicher Naturschätze menschlicher Intelligenz und Thatkraft noch ein weites Feld bieten, so wird aus dem folgenden kurzen historischen Abriß ersichtlich werden, wie es kam, daß das Land bis jetzt wenigstens noch zu keiner größeren Entwicklung gelangen konnte.

Seit der Entdeckung der brasilianischen Küste durch die Portugiesen [1] bis zur Unabhängigkeitserklärung im Jahre 1822 wurde Brasilien von Portugal systematisch ausgebeutet und zwar in einer Weise, die von vorn herein jeden Fortschritt im Keime ersticken mußte. Nannte doch der König Dom João IV. (gest. 1656) in einer Unterredung mit dem französischen Gesandten Brasilien offenherzig genug seine „vacca de leite" (milchende Kuh). Irgend welche Maßregel, welche auch nur im Entferntesten dazu hätte beitragen können, die Colonie selbständiger zu machen, war strenge ausgeschlossen, wenn sie auch sonst noch so günstig gewirkt hätte. Für Schulen wurde natürlich noch viel weniger gethan als im Mutterlande selbst, und in der leichtsinnigsten Weise wurden ungeheure Landstrecken, sogenannte Capitanias, an Höflinge vergeben, die nie etwas zur Colonisirung und Bebauung derselben zu thun die Absicht hatten, oder an junge Adelige, welche in Portugal ihren Familien durch ihr extravagantes Leben allzu viel Aerger bereiteten und die sicherlich am wenigsten dazu taugten, schwierige colonisatorische und administrative Pflichten zu erfüllen. Bemerkt muß jedoch werden, daß auch einige ausgezeichnete tüchtige Männer unter diesen ersten Donatarios waren, wie z. B. der durch seine Waffenthaten in Indien bekannte Martin Affonso de Souza, Gründer der Stadt São Paulo und Duarte Coelho, Gründer von Pernambuco.

Zu den Privilegien dieser ersten Donatarios gehörte auch das Recht, die „Indios oder Gentios" zu Sklaven zu machen, wo sie oder ihre Untergebenen deren habhaft werden könnten und jährlich eine gewisse, für jeden Einzelnen genau bestimmte Anzahl, „zollfrei" in Lissabon zu verkaufen. Daß die Ansiedler einen ausgedehnten Gebrauch von diesem Rechte machten, ist begreiflich, aber auch ebenso begreiflich ist, daß die Indianer sich durch Ueberfälle und Grausamkeiten zu rächen suchten und dafür nur um so schonungsloser verfolgt wurden. Dazu kam, daß der Jesuitenorden, welcher gleich in den ersten Zeiten seiner Existenz an verschiedenen Punkten Brasiliens, namentlich in Bahia, festen Fuß gefaßt hatte, den Ansiedlern aufs Eifrigste Concurrenz machte, die denselben entlaufenen Sklaven in seinen Schutz nahm, sowie daß, als den Vätern der Gesellschaft durch eine carta regia gar das Recht zugestanden wurde, Gesetze zur Ordnung dieser Angelegenheit zu entwerfen, diese so ausfielen, daß aller Vortheil auf jesuitischer Seite

[1] Alvaro Cabral landete im Jahre 1500 zuerst beim Monte Pascoal bei Porto Seguro, und im folgenden Jahre wurde eine kleine Flotille unter ihm und dem Italiener Americo Vespucci ausgesandt, um die vermeintliche Insel zu umschiffen. Sie segelten der ganzen Küste entlang und entdeckten bei dieser Gelegenheit im Januar 1502 die prachtvolle Bai von Rio de Janeiro, die sie für die Mündung eines großen Flusses hielten; woher auch der Name.

war. So wurde unter Anderem verordnet, daß jeder Ansiedler, der Ansprüche auf einen Sklaven mache, ohne sie vollgültig beweisen zu können, desselben verlustig sei, und der Sklave dem Orden anheim falle, und da überdies nach einer andern carta regia nur die in „gerechtem“ Kriege gemachten Sklaven als solche zu betrachten waren, so befanden sich die Ansiedler ganz in den Händen der Padres.

Natürlich griffen sie da mit Freuden zu dem von dem „humanen“ mexicanischen Bischof Las Casas vorgeschlagenen Auskunftsmittel, afrikanische Sklaven einzuführen, deren Besitztitel leichter zu beweisen waren, und die schon 1511 gegebene Erlaubniß, Negersklaven ohne Abgaben nach der neuen Colonie bringen zu können, wurde in großem Maßstabe benützt, um so mehr als nachgerade durch fortgesetzte Verfolgung und Mißhandlung die in der Nähe der Küste wohnenden Indianerstämme entweder gänzlich ausgerottet worden waren, oder sich in die Wälder des Innern zurückgezogen hatten. Uebrigens waren sie auch dort nicht sicher, denn trotz päpstlicher Bullen, welche sie für frei erklärten, unternahmen bis ins 17. Jahrhundert beutelustige Horden von Paulistas große Razzias ins Innere, sogar bis nach den Jesuitenmissionen am Paraná und Uruguay, um Indianersklaven zu holen, ja heute noch wird manches Indianerkind in den Wäldern der Provinzen Amazonas und Pará um Messer, Beile oder Glasperlen an Weiße verhandelt.

Die schwierigen Zustände der jungen Colonie wurden noch bald durch äußere Feinde vermehrt und der 1549 ernannte Governador geral, Men de Sá, der in der Cidade do Salvador (dem jetzigen Bahia) residirte, hatte alsbald gegen die Franzosen zu ziehen, welche unter der Leitung des Hugenotten Villegaignon an der Bai von Rio de Janeiro (damals Cidade de São Sebastião) ein befestigtes Lager mit Hülfe der ihnen befreundeten Indianer errichtet hatten. Im Januar 1567 kam es zum Kampfe, welcher dem tapfern Neffen des Governador, Estacio de Sá, das Leben kostete, und mit der Vertreibung der Franzosen endigte. Auch Maranhão, welches sie 1614 genommen, wurde ihnen wieder entrissen.[1]

Hartnäckiger in ihren Annexionsgelüsten waren die Holländer; sie nahmen 1624 Bahia, 1630 Pernambuco, welches unter der kurzen Herrschaft des Prinzen Moritz von Nassau einen großen Aufschwung zu nehmen begann, und 1641 Maranhão; da sie jedoch gerade in der schwierigsten Zeit von dem Mutterlande in Europa nicht nachhaltig genug unterstützt wurden, gelang es den Portugiesen, wenn auch mit Anstrengung, ihrer Herr zu werden und sie 1654 vollständig zu vertreiben.

Leider wurde die Zeit der Ruhe, welche der Niederwerfung der äußern Feinde folgte und in welcher die gährenden inneren Zustände sich zu ordnen und zu klären anfingen, von der portugiesischen Regierung nur zur Ausbildung von einer Art von altjapanesischem Absperrungssystem benützt, durch welches, wie schon bemerkt, die Colonie in einem Zustand geistiger Impotenz und Unmündigkeit erhalten werden sollte. In Folge dessen ist selbst heute, nachdem ein halbes Jahrhundert seit der Losreißung vom Mutterlande verflossen, bei vielen Brasilianern ein Gefühl der Bitterkeit gegen dasselbe noch nicht ganz verschwunden.

Der ganze Handel von und mit Brasilien wurde damals durch Portugal vermittelt und die ganze Beamtenwelt bis herab zum letzten Schreiber bestand aus Portugiesen.[2] Jeder wissenschaftlich gebildete Europäer, der den Fuß auf brasilianischen Boden setzte, wurde mit argwöhnischen Blicken betrachtet und ein etwaiges Eindringen in das wenig bekannte Innere des Landes in jeder Weise zu hindern gesucht. Man fürchtete nämlich nicht nur, daß den Eingebornen die Augen geöffnet würden über diese Art der Verwaltung von Seiten eines vergleichungsweise ohnmächtigen kleinen Staates, sondern auch, daß solche Reisende ihre Stimme zu Gunsten der spanischen Landansprüche erheben möchten, wie z. B. der französische Astronom La Condamine es gethan.

[1] Für diese Mißerfolge nahmen sie jedoch Revanche zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges: 1710 kam eine Kaperflotille unter Duclerc und 1711 eine größere unter Duguay-Trouin, welch' letztere die Stadt Rio de Janeiro beschoß, brandschatzte und plünderte.

[2] Heute noch nennt der Brasilianer den holländischen Käse: queijo do reino, d. h. Käse aus dem Königreich, will sagen von Portugal, und den indischen Pfeffer: pimenta do reino, im Gegensatze zu dem rothen einheimischen, denn nur über Portugal gelangten diese und viele andere, keineswegs auf portugiesischem Boden erzeugten Artikel, um das Dreifache vertheuert, nach der übervortheilten Colonie. In jenen Zeilen mangelten, wie heute noch im Innern Boliviens, an reichbesetzter Tafel, neben silbernem Geschirr häufig Messer und Trinkgläser, denn Silberzeug, als ächt portugiesisches Produkt, kam leichter, in größerer Menge und verhältnißmäßig wohlfeiler ins Land, als Stahl und Glaswaaren.

Portugal und Spanien befanden sich nämlich in fortwährendem, nur durch die zeitweilige Vereinigung beider Kronen (1581—1640) unterbrochenen Hader hinsichtlich der Grenzen ihrer amerikanischen Colonien, trotz des Vertrages von Tordesillas vom Jahr 1494, in welchem auf Grund einer Bulle Alexander VI., des berüchtigten Borgia, die außereuropäischen Besitzungen der spanischen und portugiesischen Krone auf ewige Zeiten durch eine willkührlich bestimmte Meridianlinie getrennt werden sollten, und trotz nachheriger Bestätigung dieser merkwürdigen Theilung der Erde durch eine Bulle Julius II. vom Jahre 1506, also beide aus einer Zeit, in welcher die Kenntniß der wirklichen Ausmessungen unsres Planeten sowohl, als die der gegenseitigen Lage seiner einzelnen Theile noch derart mangelhaft war, daß entweder ein starker Glaube an die eigene Unfehlbarkeit oder eine grenzenlose Anmaßung dazu gehörte, überhaupt derartige Verfügungen treffen zu wollen.

Durch den Vertrag von San Ildefonso vom Jahr 1777 wurden zwar, da beide Theile die Unhaltbarkeit jener früheren Bestimmungen, wenigstens bezüglich der amerikanischen Besitzungen, längst erkannt hatten, die Grenzen nach dem Grundsatze des Uti possidetis so weit markirt, als es die immer noch höchst unvollkommene Kenntniß des Landes ermöglichte; da man jedoch die Zeit guten Einvernehmens zwischen den beiden Nationen (von Seiten Portugals wohl absichtlich) hatte verstreichen lassen, ohne an Ort und Stelle durch technische Commissionen die noch zweifelhaften Punkte untersuchen zu lassen und zu einem endgültigen Abschlusse zu bringen, so blieb auch diese letzte Anstrengung fruchtlos. Von Neuem griffen beide Theile zu den Waffen und da man auch damit nie zu einem auf die Dauer maaßgebenden Resultate gelangte, so kam die ungelöste Grenzfrage als schlimme Hinterlassenschaft auf die beiderseitigen Erben: Brasilien und die südamerikanischen Republiken. Noch in neuester Zeit hat dieselbe zu einem verderblichen Krieg mit Paraguay Veranlassung gegeben und wird über kurz oder lang zwischen Brasilien und der argentinischen Republik, den damals gegen den gemeinsamen Feind Verbündeten, zu neuen Zwistigkeiten führen, um so mehr als von den bis vor Kurzem für Handel und Verkehr so gut wie gänzlich verlorenen, streitigen Ländereien täglich größere Strecken besiedelt und durch den die Welt umgestaltenden Dampf für die Civilisation gewonnen und werthvoll gemacht werden.

Mit der Uebersiedlung des Königs Dom João VI. im Jahre 1808, der bei seinen transatlantischen Unterthanen eine Zuflucht vor den französischen Grenadieren suchte, begann eine neue Aera für das Land. Mit einem Schlag war es aus der Stellung einer abhängigen geknechteten Colonie zu gleichem Range mit dem Mutterlande emporgehoben, ja dieses hatte in der nächstfolgenden Zeit eher die Nebenrolle zu spielen. In den 13 Jahren, welche João VI. in Brasilien zubrachte, hob er eine Menge der beschränkenden, engherzigen Verordnungen auf, welche den Fortschritt des Landes gehemmt hatten (z. B. eine noch 1784 gegebene, welche den Brasilianern verbot, irgend welche Gewebe im Lande zu fabriziren, außer den allergröbsten baumwollenen zur Bekleidung der Neger), leider fachte er aber auch den alten Haß der Brasilianer gegen die Portugiesen durch Besetzung aller Aemter durch die Letzteren und Gründung von Sinecuren für die Glieder des ihm gefolgten Hofes zu hellen Flammen an.

Eine 1817 in Pernambuco ausgebrochene Revolution wurde, da die Nachbarprovinzen, Bahia an der Spitze, die Theilnahme daran entschieden zurückwiesen, mit leichter Mühe unterdrückt, dagegen fand die sogenannte constitutionelle Revolution von Portugal im Jahr 1820 großen Anklang in Brasilien. In Pará, Bahia und zuletzt auch in Rio de Janeiro machte das portugiesische Militär gemeinschaftliche Sache mit der Revolutionspartei, der Kronprinz Dom Pedro stellte sich an die Spitze der Bewegung und im Februar 1821 wurde der König zur Anerkennung der von den Cortes in Lissabon noch zu entwerfenden Verfassung gezwungen. Als diese nun vor Allem die Rückkehr des Königs verlangte und überhaupt ganz dazu gemacht war, Brasilien wieder in seine frühere abhängige Stellung zurückzubringen, wurde freilich die Begeisterung der enttäuschten Brasilianer um ein Bedeutendes herabgestimmt; neue Unruhen brachen aus und nach einer stürmischen Kammersitzung wurde der König aufgefordert, für Brasilien die spanische Constitution von 1812 anzunehmen. Er gestand Alles zu, die Versammlung wurde jedoch durch die Salve einer portugiesischen Jägercompagnie auseinander gesprengt und Dom João VI. benützte den panischen Schrecken der Hauptstadt, um seine Zugeständnisse zurückzunehmen und drei Tage darauf, den 26. April 1821, ungehindert das Land zu verlassen, nachdem er den Kronprinzen Dom Pedro mit ausgedehnten Vollmachten zum Regenten eingesetzt hatte.

Doch Portugal konnte sich nicht so leicht entschließen, seine alte bevormundende Politik aufzugeben und dem Tochterlande irgend welche Freiheiten zuzugestehen. Fortwährende Chicanen und Beeinträchtigungen von Seiten der portugiesischen Cortes trieben den Prinzregenten endlich dazu, sich offen an die Spitze der Fortschrittspartei zu stellen. In Ipiranga bei São Paulo erhob er zuerst am 7. September 1822 den mit Begeisterung von dem ganzen Lande wiederholten Ruf: Independencia ou morte! Mit Enthusiasmus in Rio aufgenommen, wurde er dort am 21. September zum Kaiser ausgerufen und am 1. Dezember als solcher gekrönt. Binnen Jahresfrist gelang es, alle Provinzen von den portugiesischen Truppen zu befreien und durch die Vermittlung Englands 1825 die Anerkennung der nationalen Unabhängigkeit zu erlangen.

Doch die innern Gährungen dauerten fort und wurden auch durch die neue im Jahr 1823 entworfene und 1824 vom Kaiser beschworene Verfassung nicht beseitigt. Neue Empörungen in Pernambuco und andern nördlichen Provinzen und ein dreijähriger Krieg mit der argentinischen Republik, welcher 1828 mit dem Aufgeben der 11 Jahre vorher annectirten Banda Oriental endigte, erschütterten das Land. In Portugal hatte der Kaiser die Rechte seiner Tochter Donna Maria da Gloria, zu deren Gunsten er der dortigen Krone entsagt hatte, gegen seinen Bruder Dom Miguel zu verfechten. Diese Angelegenheit, sowie das extravagante Privatleben des Kaisers, der die Ehre geachteter Familien rücksichtslos zu Boden trat, und die Beibehaltung der für den Krieg im Süden angeworbenen und nun zur Niederhaltung der Oppositionspartei benützten Fremdenbataillone erregten immer größere Unzufriedenheit: im April 1831 mußte der einst so gefeierte Dom Pedro I., von Allen verrathen und verlassen, zu Gunsten seines minderjährigen Sohnes Pedro abdanken.

Sklavenempörungen in Bahia, ein Bürgerkrieg im Süden des Reiches, welcher beinahe die Provinz Rio Grande do Sul von den übrigen losgerissen hätte, und der blutige, unter dem Namen Guerra dos Cabanos bekannte Aufstand in den Provinzen Pará und Amazonas (1835—37) machten die Zeit der Minorität Dom Pedro's II. zu einer der unruhigsten, die das Kaiserreich noch gesehen. In dieser Guerra dos Cabanos hatten die Brasilianer die Indianerbevölkerung gegen die verhaßten Portugiesen aufgestachelt, ohne zu bedenken, daß aus dem Parteikampf in dieser Weise leicht ein Rassenkampf werden konnte. In Kurzem kehrte sich die Wuth der gesammten farbigen Bevölkerung gegen alle Weiße, Brasilianer und Portugiesen. Mehr als 10,000 Menschen sollen in zwei Jahren in diesem Aufstande ihr Leben verloren haben und heute noch spricht man dort mit Entsetzen von der schrecklichen Zeit und den barbarischen Grausamkeiten, welche Mestizen, Mulatten und Indianer verübten.

Ein mehr durch den persönlichen Ehrgeiz einzelner politischer Wortführer künstlich hervorgerufener, als im Geiste des Volkes begründeter Aufstand der Provinz Minas Geraes in den vierziger Jahren, sowie die Niederwerfung des argentinischen Dictators Rosas mit seiner Brasilien feindselig gesinnten Partei zehn Jahre später, gingen, im Vergleich mit dem letzten blutigen Kriege gegen Paraguay, beinahe spurlos an Brasilien vorüber. Die unmittelbare Veranlassung zu diesem letzteren waren außer alten Grenzstreitigkeiten die endlosen Chicanen, womit der Dictator Lopez dem brasilianischen Handel auf dem Paraguay und damit der Provinz Mato-Grosso zu schaden suchte. Der seiner Zeit von vielen europäischen Blättern als nationaler Held und Patriot gepriesene scheußliche Despot trat ganz in die Fußtapfen seiner Vorgänger ein, die er jedoch in der Folge weit übertraf. Wie Dr. Francia, der erste Dictator von Paraguay, der den Reisegefährten Humboldts, den Botaniker Bonpland, aus Mißtrauen zurückgehalten, und wie der alte Lopez, der im Jahr 1855 auf die Waterwitch feuern ließ, einen zum Zwecke wissenschaftlicher Untersuchungen von den Vereinigten Staaten ausgerüsteten Dampfer, erlaubte sich der jüngere Lopez schon vor dem Kriege die gewaltthätigsten Uebergriffe nicht nur gegen Brasilianer, sondern auch gegen Angehörige andrer Nationen, Deutsche, Engländer, Nordamerikaner und Franzosen; ja selbst diejenigen seiner eigenen Landsleute, welche den besseren Ständen angehörten und von denen er eine Opposition zu befürchten haben konnte, wurden in der einen oder andern Weise vertrieben oder auf die Seite gebracht.

Unbegreiflich ist, daß Brasilien so lange unthätig zusehen konnte wie Lopez seine Festung Humaitá baute und daß es nicht daran dachte, Heer und Flotte in besseren Stand zu setzen oder doch einen Landweg nach dem ernstlich bedrohten, leicht gänzlich abzuschneidenden Mato-Grosso zu eröffnen. Wie nothwendig dieß Letztere gewesen

wäre, erhellt daraus, daß eine Truppenabtheilung von 3000 Mann, welche man trotz gänzlich mangelnder Fahrstraßen so kühn war, zu Lande nach der von paraguayischen Horden verheerten Provinz zu schicken, das kläglichste Schicksal hatte. Mehr als zwei Drittheil der Mannschaften starben unterwegs an Hunger und Entbehrungen und die Uebrigen kamen nach acht Monaten in einem solchen Zustande an, daß man sie zunächst in die Spitäler schicken mußte. Ueberhaupt hausten Cholera und Blattern, Hunger und Elend bei Weitem schlimmer unter den Brasilianern, als die paraguayischen Kugeln.

Wenngleich sie öfters zweifellose Siege über die Paraguaner davon trugen, so verstanden sie es doch niemals ihren Vortheil zu benützen, so daß dem rastlos thätigen Feinde, in dessen Reihen der Dictator durch alle möglichen Mittel und trotz aller Entbehrungen einen durch nichts zu beugenden Muth und eine strenge Disciplin zu erhalten wußte, immer wieder Zeit gegeben wurde, sich zu sammeln, auf's Neue feste Stellungen einzunehmen und Zuzüge von Mannschaften, Proviant &c. aufzunehmen.

Eine schwere, vor seinem Vaterlande nie zu rechtfertigende Schuld fällt in dieser Hinsicht auf den Marquez de Caxias, dessen Händen die Leitung der Operationen anvertraut war. Seinem ewigen Zögern, seinem gänzlichen Mangel an Energie und Feldherrntalent ist es zuzuschreiben, daß der Krieg fünf lange Jahre dauern konnte. Erst als ihn der Comte d'Eu, der kaiserliche Schwiegersohn, im Oberbefehl ersetzte, wurde energischer vorgeschritten, bis es gelang, den flüchtigen Unmenschen zu umzingeln und für immer unschädlich zu machen.

Geradezu unglaublich für Europäer sind die Grausamkeiten, welche der Dictator Lopez sich in dieser Zeit erlaubte, ein Mensch, der unter dem oberflächlichen Schliff französischer Sitte und goldstrotzender Uniform das wilde Herz des Pampas-Indianers barg. Besonders als er sein Spiel für verloren ansehen mußte, kannte seine Wuth keine Grenzen; Niemand, der mehr war als halbwilder Guarani, war vor seinem Grimme, vor seinem teuflischen Argwohn sicher.

Ein deutscher Ingenieur, Herr F. v. T., ein höchst gebildeter, Vertrauen erweckender junger Mann, der mehrere Jahre Vorstand des paraguayischen Telegraphenwesens gewesen war, versicherte mich in Rio de Janeiro, wohin er durch die Brasilianer gebracht worden, daß im Laufe des Kriegs in dem paraguayischen Lager Hunderte und aber Hunderte von Gefangenen, Angehörige aller Nationen, höher stehende paraguayische Offiziere, Priester und Frauen in der schändlichsten Weise gemartert, zu Tod geprügelt und erschossen worden seien, oft ohne den leisesten Grund eines Verdachtes. Das kürzlich erschienene, interessante Buch des Majors von Versen, der die letzten zwei Jahre des Krieges in dem paraguayischen Lager zubrachte, und, ähnlich wie Herr F. v. T., von Lopez zum Tod verurtheilt, nur mit knapper Noth mit dem Leben davonkam, bestätigt diesen Bericht vollkommen. Und ein derartiger Wütherich, der in dem von seinen Guaranis mit wahrem Heldenmuth geführten Kampfe überdies noch eine Feigheit und kleinliche Fürsorge für sein eigenes werthes Ich entwickelte, die keine Grenzen hatte, an dem Nichts zu bewundern, als der kalte Egoismus, womit er, nachdem längst Alles rettungslos verloren, alle Friedensanträge ausschlug, da dieselben natürlicher Weise seine Verbannung bedingten, und ruhig zusah, wie sein ganzes Volk zu Grunde ging, wurde von einem Theile der europäischen Tagespresse, der belgischen besonders, zum patriotischen Helden, zum begeisterten Vertheidiger seines Vaterlandes gegen fremde Unterdrückung gestempelt!! —

Brasilien hat zwar nach Außen sowohl, wie nach Innen manches Unrecht gut zu machen; im Vergleich zu den spanisch redenden Ländern des amerikanischen Continents, Chili ausgenommen, glänzt es jedoch wie eine grüne Oase inmitten der trostlosen Zustände dieser sogenannten Republiken mit ihrem steten Schwanken zwischen Anarchie und Despotismus.

Wenn übrigens die heutigen Brasilianer behaupten, ihr Land sei noch jung, und zwar sogar im Vergleich mit den Vereinigten Staaten, so haben sie in gewisser Hinsicht Recht, indem, wie wir gesehen, erst seitdem sie von dem Alpdrücken der portugiesischen Mißregierung befreit sind, überhaupt Etwas zur weitern Entwicklung und Ausbildung des Landes, zu verständiger Hebung und Ausbeutung seiner noch gebannten Schätze gethan werden konnte.

Es scheint übrigens, als nähme man in Europa seit der Reise des Kaisers Dom Pedro II. ein etwas lebhafteres Interesse an dem Schicksal der transatlantischen Monarchie; möge diese günstige Stimmung nicht unbenützt vorübergehen und in ihren Resultaten beiden Theilen zu bleibendem Vortheil gereichen.

Kapitel I.

Kurzer Abriß der Fahrt von Rio de Janeiro bis zu den Wasserfällen des Madeira.



Rio de Janeiro, Bahia, Pernambuco, Parahyba do Norte, Ceará, Maranhão, Pará. Fahrt auf dem Amazonas, der Rio Negro, Manáos. Der untere Madeira, die Seringueiros, die Praia de Tamanduá

Ist schon das Auftauchen einer öden, unschönen Küste eine Freude für Jeden, der auch nur wenige Tage sich als Spielball der Wellen gefühlt und den Anblick des festen Landes und seines heitern Grüns entbehrt hat, so muß wohl der Anblick der prachtvollen Bai von Rio de Janeiro mit ihren zahllosen kleinen Buchten, der Umrahmung kühn geformter Piks und mit ihren lieblichen Palmen bedeckten Inseln jeden seefahrtmüden Reisenden mit Entzücken erfüllen, und wirklich kann sich selbst von den andern Hafenstädten Brasiliens in dieser Hinsicht keine mit der Hauptstadt messen, wenngleich der Reiz, den eine tropische Vegetation verleihen kann, für alle mehr oder weniger derselbe bleibt.

Uns waren die majestätischen, steil abfallenden Granitkegel des „Zuckerhutes", des Corcovado, der Tijuca und der merkwürdig abgeplatteten Gavia mit dem duftig blauen Hintergrunde der vielgezackten Serras dos Orgãos und da Estrella längst lieb gewonnene alte Bekannte und doch imponirten sie uns auf's Neue, als wir im November 1867, vom Verdeck des „Parana" aus, ihnen und andern nicht ganz so felsenharten Freunden ein Lebewohl zuwinkten.

Zwischen der den Eingang der Bai vertheidigenden Feste von Santa Cruz, über deren altersgraue, wogengepeitschte Mauern schwere Gußstahlgeschütze drohend hervorlugen, und dem gegenüber liegenden Pão d'Assucar, hinter

welchem sich ein Panorama mächtiger Felskegel von beinahe überwältigender Großartigkeit entrollt, arbeitet sich der Dampfer wacker durch die langgestreckten Wogen des atlantischen Oceans, und nimmt, von der direkt nach Süden gerichteten Mündung der Bai an, seinen Lauf der Küste entlang nach Nord-Ost.

Bahia ist der erste Hafen, welchen er auf seiner Fahrt von Rio nach Pará berührt.

Außer dem öffentlichen Garten, der jedoch aus weiter nichts besteht, als einigen Gruppen alter Mangueiras, in deren kühlem Schatten man eine schöne Aussicht auf die Bai genießt, bietet Bahia wenig Interessantes, und noch weniger der nächste kleine Hafen von Maceió, Hauptstadt der Provinz Alagoas.

In Pernambuco jedoch belohnt sich die Mühe des Aussteigens sehr wohl, sei es durch einen Besuch der neuen Stadttheile, die durch ihre großartige Anlage einen vortheilhafteren Eindruck machen, als dies z. B. mit Aehnlichem in Rio der Fall ist, sei es durch den des malerisch auf einem Hügel gelegenen Olinda, oder des merkwürdigen, den Hafen schützenden Korallenriffes mit dem modernen Leuchtthurm und einem alten Wachtthurm aus den Zeiten der holländischen Herrschaft.

Dieses Korallenriff (recife), nach welchem einer der drei Stadttheile seinen Namen erhalten, setzt sich übrigens



Der Eingang der Bai von Rio de Janeiro.
(Vom Corcovado aus gesehen.)

längs der Küste noch weit nach Norden fort und gewährt nur an wenigen Stellen, wie in Ceará, eine sichere Durchfahrt für größere Schiffe.

Parahyba do Norte, an dem Flusse gleichen Namens gelegen, und zwar in einiger Entfernung von der See, ist trotz seiner ungeheuern verlassenen Klöster von Benedictinern, Franziskanern und Jesuiten, mit seinen öden, grasbewachsenen Straßen für den Reisenden weniger interessant, als das höchst malerisch in einem Wäldchen von Cocospalmen gelegene Fischerdorf Cabedello an der Mündung des Flusses.

Die Ruinen eines kleinen, von den Holländern erbauten Forts, das mit seinen wenigen eisernen Geschützen einst wohl den Eingang gegen die portugiesischen Caravelen vertheidigen sollte, gibt mit seinen, von Schlingpflanzen umrankten Scharten und unterspültem Backsteingemäuer der palmenbeschatteten Fischeridylle eine Art von historischem Hintergrund.

Der weibliche Theil der Bewohner, zum größten Theil Mestizen beschäftigt sich mit Spitzenklöppeln nach uralten portugiesischen Mustern.

Nördlich von diesem Punkte stellt sich bei fortgesetzter Fahrt die Küste von Rio Grande do Norte und Ceará als öde, wind- und wogengepeitschte Düne dar, obgleich besonders diese letztere Provinz im Innern höchst fruchtbare Gegenden und prächtiges Weideland aufzuweisen hat.

Der Hafen oder vielmehr die wenig geschützte Rhede, welche für den stetig zunehmenden Seehandel [1] der Hauptstadt der Provinz, Fortaleza oder Ceará, als Ankerplatz dient, ist belebt durch die schon in Pernambuco auftretenden Jangadas, kleine aus fünf Stämmen eines sehr leichten Holzes zusammengesetzte Flöße, die unter dem Drucke eines dreieckigen Segels pfeilschnell durch die Wogen fliegen.

Waghalsige Fischer, meistens Indianer und Mulatten, gehen mit diesen gebrechlichen Fahrzeugen, deren Stabilität nichts weniger als sehr groß ist, weit hinaus auf die hohe See, und wer in Ceará an Land gehen will, muß sich wohl oder übel einem dieser Flöße anvertrauen, auf dem man beinahe immer bis auf die Haut durchnäßt, auch wenn es nicht, wie manchmal geschieht, durch die hohen Wellen der Brandung vollständig umgestülpt wird.

Von Maranhão, welches denselben öden Eindruck macht wie Parahyba do Norte, ist wenig Merkwürdiges



Die zackigen Ausläufer des Orgelgebirges mit dem Blick auf die Bai von Rio de Janeiro.

zu erwähnen, außer der ungewöhnlich großen Menge von Haifischen im Hafen, welche wahrscheinlich durch die Schlächtereien am Ufer angelockt werden und das Baden im Meer dort unmöglich machen.

Am 29. November 1867 erreichten wir endlich Pará, an der Mündung des Paráflusses, der jedoch mit dem eigentlichen Amazonenstrom in Verbindung steht. — Der Hafen war voll von Schiffen aller seefahrenden Nationen; unter ihnen die elegant gebaute brasilianische Dampfcorvette Nictheroy.

Die Stadt gewährt einen recht hübschen Anblick mit ihren vielen Kirchthürmen und Klöstern und der Ilha das Onças am fernen Horizont, obgleich man durch den gänzlichen Mangel irgend einer beherrschenden Höhe unwillkührlich an holländische Landschaften erinnert wird.

[1] Ein Ceará eigenthümlicher Ausfuhrartikel besteht in dem braunen, harten Wachse der Carnaúba oder Wachspalme, Corypha cerifera, das zu schlechtbrennenden Kerzen verarbeitet wird.

Der Handel der so vortheilhaft gelegenen Stadt nahm seit dem Jahre 1850 einen großen Aufschwung, und zwar durch die Herstellung besserer Verbindungen mit dem ungeheuern Amazonenbecken, welches sich von hier bis zum Fuße der großen Cordilheira im fernen Westen erstreckt.

Der mächtige Hebel dieses Aufschwunges war der Dampf, und der Stützpunkt desselben ist bis jetzt nur in dem unermeßlichen Reichthum der Vegetation, den Früchten, Hölzern und Harzen der colossalen Wälder zu suchen, welche das Land auf nahezu 30 Länge- und 20 Breitegrade bedecken. A Industria do Amazonas é quasi toda extractiva, d. h. basirt beinahe vollständig auf einer Art Raubsystem, sagen die Brasilianer selbst; der Mensch hilft dort nur wenig, aber Alles liefert im reichsten Maße die rastlos schaffende Natur.

Der obere Lauf des Amazonenstromes, der Solimões, besonders aber dessen mächtige Nebenflüsse, waren so ziemlich eine terra incognita, ehe Dampfer die gelben Fluthen des ersteren durchfurchten.

Kaum ein Paar Regatões,[1] die richtigen Seelenverkäufer, und einige wenige Angestellte von Handlungshäusern in Pará unterzogen sich, von dem ungeheuern Gewinn gelockt, den Mühseligkeiten einer vier- bis sechsmonatlichen Fahrt in engem Boot, um Industriewaaren aller Art stromauf und Cautchouk, Cacao, Paranüsse, Harze und getrocknete Fische zurück zu nehmen.

Vor acht oder zehn Jahren begann eine wesentliche Besserung dieser Zustände sich fühlbar zu machen. Die Fruchtbarkeit des Landes wurde mehr und mehr bekannt, und der Handel verlor mehr und mehr von seinem seelenverkäuferischen, räuberischen Charakter, wenigstens in den dichter bewohnten Gegenden: eine freie Concurrenz war bis zu einem gewissen Grade ermöglicht.

Im Jahr 1867 gab endlich die brasilianische Regierung das alte engherzige Absperrungssystem, das ihr noch aus den Zeiten der portugiesischen Herrschaft anklebte, wenigstens in so fern auf, als sie den Hauptstrom des Amazonas für die Flaggen aller Nationen zugänglich erklärte.

Aber der Erfolg dieser Maßregel wird wohl illusorisch bleiben, wenn man sie nicht auch auf die Seitenströme ausdehnt; denn keiner der Nachbarn, Perú, Bolivien, Venezuela ꝛc., welche als Uferstaaten bis jetzt allein das Recht haben, sie unter ihrer Flagge zu beschiffen, besitzt die Mittel, eine wohl organisirte Dampfschifffahrt einzurichten. Nur das Sternenbanner der Union könnte hier eine glückliche radicale Aenderung hervorbringen, doch wurde es bis jetzt noch auf keinem dieser mächtigen Ströme entfaltet.[2]

Die Stadt Pará macht im Innern nicht eben einen großartigen Eindruck, obgleich in den Hauptstraßen einige monumentale Gebäude zu sehen sind, welche in colonialen Zeiten Anspruch auf architectonischen Prunk machen konnten, doch sie gehen dem Verfall entgegen und der Aufschwung des Handels ist zu neu, um schon in öffentlichen Gebäuden glänzen zu können.

Die Kathedrale, deren weite, öde Hallen einen beinahe grandiosen Anblick gewähren, der bischöfliche Palast, der des Präsidenten der Provinz, welcher einst für Dom João VI. gebaut worden war, sind die bemerkenswerthesten davon.

Die Straßen sind breit und regelmäßig, doch haben sie ein abscheuliches Pflaster aus einem weichen, eisen-

[1] Regatão, von resgatar, loskaufen. Unter dem Vorwand, die Kriegsgefangenen der wilden Indianerstämme, welche getödet und gespeist werden sollten, zu befreien, tauschten die Regatões, die Pedlars oder wandernden Händler jener Gegenden, junge Indianer gegen Messer, Scheeren, Beile und Branntwein ein, um sie weiter stromab als Sklaven zu verkaufen. Daß diese Leute sich alle Arten von Gewaltthaten und Rohheiten in den Hütten der wilden und halbwilden Bevölkerung jener Gegenden erlaubten, läßt sich wohl denken.

Schon mehrmals eiferten liberale Abgeordnete in der Nationalversammlung in Rio gegen diesen in Brasilien gesetzlich nicht erlaubten Menschenhandel, welcher, obgleich in geringerem Maße, heute noch fortbesteht. Vergebens! Die Entfernungen sind zu groß und der politische Einfluß der Betheiligten zu mächtig, um eine wirksame Verfolgung der Strafbaren in dieser Wald- und Wassereinöde möglich zu machen.

Heute noch halten portugiesische Kaufleute an den Ufern des Japurá, Purús und Teffé eine große Menge eingeborener Familien in einem Zustand der Abhängigkeit, welcher von Sklaverei sich nur durch den Umstand unterscheidet, daß sie sich wohl hüten, so nützliche Hausthiere an Andere zu verkaufen.

[2] Nach den neuesten Nachrichten, die ich aus Brasilien erhalten, hat die kaiserliche Regierung es der nordamerikanischen Compagnie, welche im Begriffe steht, unser Eisenbahnprojekt am Madeira auszuführen, als ganz besondere Gunst zugestanden, daß ein amerikanischer Schooner mit dem Sternenbanner den Madeira hinauf bis St. Antonio gehen dürfe.



Eingang der Bai von Rio de Janeiro.
(Von Icarahy gegen die hohe See hinaus gesehen.)

haltigen Sandstein (Pedra Canga), welcher durch die Wagenräder zu einem ungemein lästigen rothen Staub zermahlen wird.

Eine Zierde jedoch besitzt Pará, auf welche es alle Ursache hat stolz zu sein: seine „Estradas", prächtige schattige Wege in den Vorstädten unter großen, regelmäßig gepflanzten Bäumen, meistens Palmen, besonders der stolzen Oreodoxia regia, oder Königspalme.

Unter den üppigen Pflanzen der Gärten fällt dem Fremden besonders eine kleinere Palme durch die Zierlichkeit ihres schlanken Stammes und durch ihre feinen, von jedem Lufthauch gewiegten Wedel auf. Es ist die Assaipalme, eine Euterpe-Art, aus deren Frucht, einer kleinen Nuß mit dunkelblauem Fleisch, man dort ein allgemein beliebtes, erfrischendes Getränk bereitet. Ein ähnliches bereitet man aus den Früchten der Bacaba- und Bataúápalmen, indem man die fleischige Hülle durch ein Sieb reibt und mit Wasser und Zucker mengt.

Sobald wir die nöthigsten offiziellen Besuche bei dem Präsidenten ꝛc. gemacht hatten, begaben wir uns an Bord des Belém, eines der besten Dampfer der Amazonas-Dampfschifffahrts-Gesellschaft, welcher uns nach Manáos, der Hauptstadt der Provinz Amazonas, bringen sollte, und dessen Commandant, Senhor Leal, früher Offizier in der brasilianischen Flotte, uns auf das Freundlichste aufnahm.

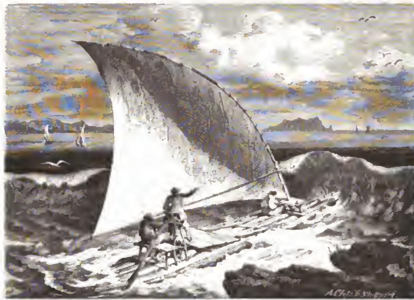
Die Dampfer dieser Gesellschaft haben 500 bis 600 Tonnen Tragfähigkeit mit Maschinen von 200 Pferdekräften und sind gut ausgestattet; besonders zweckmäßig erscheint die Anordnung des Hinterdecks, welches durch ein festes Dach gegen Sonne und Regen geschützt ist, und den Passagieren einen angenehmen Aufenthalt bietet. Dort werden die Mahlzeiten eingenommen, und Abends die Hängematten, welche natürlich Jedermann den heißen Betten in den Kabinen unter Deck vorzieht, um die dünnen, eisernen Säulen geschlungen, welche das Dach tragen.

Die Gesellschaft ist eine bunt zusammengewürfelte: man erkennt den aus der Hauptstadt kommenden Beamten, welcher traurig sein hartes Loos überdenkt, in einem brasilianischen Gumbinnen, wie Serpa oder Manáos, versauern zu müssen, den dicken portugiesischen Vendeiro, der eifrig seinen Gewinn beim letzten Geschäftchen berechnet, den amerikanischen Colonisten aus den Südstaaten, der seine Heimath aus Verdruß über den Sieg der Northerners verließ, sich einmal das Leben am Amazonenstrom zu beschauen, es aber „so awfully dull" fand, daß er schnurstracks nach Pará gehen will, um Himmel und Erde in Bewegung zu setzen, seine Rückfahrt zu erlangen. Da sind Kaufleute aus Bolivia und Venezuela, welche ihre Waaren, die sie Hunderte von Meilen über Wasserfälle und Stromschnellen gebracht, in Pará gegen andere umgetauscht haben, um damit die in Serpa oder Manáos gelassenen Boote zu befrachten. Da ist auch ein peruanischer Flottenoffizier in Civil, der sich ruhig und gemüthlich anschaut, wie viel, oder eher wie wenig, die sorglosen brasilianischen Nachbarn gethan haben, um diese Gegenden gegen einen etwaigen Ueberfall

seiner Landsleute zu schützen.[1] Und — last not least — auch der italienische Kapuziner fehlt nicht bei der Gesellschaft, mit langem, grauem Bart und schmutziger Kutte, mit Sehnsucht der schönen Zeit gedenkend, da Kapuze und Scapulier als unüberwindliche Schranke zwischen Regierungen und Indianern standen und die Kirche allein das Privilegium hatte, die Letzteren auszubeuten. Dies sind ungefähr unsere Reisegefährten, welche sich nun friedlich nebeneinander in den Hängematten schaukeln unter dem schützenden Dach des Belém.

Dieser trägt uns jetzt durch die breite Bahia de Marajó — die flachen Ufer der großen vor den Mündungen des Riesenstromes liegenden Insel sind kaum als schmaler Streifen in der Ferne erkennbar und auch die weite Mündung des Tocantins ist mehr zu ahnen als zu sehen — in den Estreito do Breves, einen jener schmalen, gewundenen Canäle, durch welche der eigentliche Amazonenstrom dem Pará seine Wasser zusendet. Herrliche Gruppen von Muritipalmen, über deren breite Fächer das Mondlicht seinen Silberglanz ergießt, erheben sich über das dichte Unterholz seiner Ufer.

In Gurupá und Porto do Moz, kleinen von Indianern und Mestizen bewohnten Dörfchen, hält der Belém,



Eine Jangada in der Brandung.

um Brennholz einzunehmen. Zur Rechten sieht man die eigenthümlich geformte, flache Hügelkette von Almeirim, die einzige Bodenerhebung von einiger Bedeutung auf der ganzen Strecke.

Nach Prainha und Monte-Allegre, zwei ebenso unwichtige Stationen wie Gurupá und Porto do Moz, gelangt man nach Santarem,[2] an der Mündung des Tapajoz, einer blühenden und hübschen kleinen Stadt. Es liegt ein eigenthümlicher Reiz über den niedern sanft schwellenden Hügeln mit den Hütten, den grünen Gärtchen und dem weißen Strande voll von Barken und Booten jeder Größe.

[1] Das brasilianische Grenzfort gegen Peru, Tabatinga, ist im erbärmlichsten Zustande. — Ein höherer brasilianischer Marineoffizier sagte mir einstens mit jener Freimüthigkeit, die man öfters bei hochgebildeten Brasilianern findet: „O nosso celebre Tabatinga, o baluarte contra o Peru, que elles chamão de fortaleza, é uma fraqueza.“ Das Wortspiel kann im Deutschen nicht wiedergegeben werden; im Französischen würde es etwa lauten: notre célèbre Tabatinga, le rempart contre le Pérou, que l'on appelle forteresse, est plutôt une faiblesse.

[2] Von den Schwierigkeiten, auf welche man in jenen Ländern bei der Sammlung mangelnder statistischer Notizen stoßen kann, mag folgende Episode unserer Amazonasfahrt eine Vorstellung geben: In Santarem gingen wir an Land und suchten bei dieser Gelegenheit von dem Eigenthümer eines kleinen Kramladens, an dessen Thüre köstlich duftende Melonen ausgelegt waren, etwas Näheres über die Einwohnerzahl des Ortes zu erfahren. — Quantas almas tem neste lugar? fragten wir. — Wie viel Seelen zählt man







FAHRZEUGE VOM AMAZONAS UND RIO NEGRO.

(Coberta, Batelão, Igarité und Montaria.

Die nächste Station ist Obidos, wo die Breite des Stromes sich um ein Bedeutendes vermindert, während zu gleicher Zeit das Gefälle derart zunimmt, daß eine Art von schwacher Schnelle gebildet wird.

Ein kleines Fort hart am Ufer ist von keiner Bedeutung, um so weniger als selbst größere Kriegsschiffe, wenigstens bei Hochwasser, es leicht umgehen können, da ein See auf dem rechten Ufer, welcher mit dem Hauptstrom durch tiefe Canäle ober- und unterhalb Obidos' zusammenhängt, ihnen einen sicheren Fahrweg bietet.

Bis zu diesem Punkte, d. h. auf mehr als 100 deutsche Meilen von der Küste, erstreckt sich die Einwirkung von Ebbe und Fluth, und ihre Wirkungen wären noch weiter oberhalb sichtbar, wenn nicht das größere Gefälle des Flusses ihnen gerade hier ein Ziel setzte.

Ehe man die Mündung des Madeira erreicht, welche übrigens ganz durch Inseln verdeckt wird, gelangt man nach Serpa, einem Dorf von einigen Dutzend Hütten und Hüttchen, welches aber, durch seine Lage begünstigt, sicher einer glänzenden Zukunft entgegengeht.

Hier sowohl als an den andern Stationen nahmen wir Brennholz ein, welches in wohlgeschichteten Stößen am Ufer bereit lag.

Früher betrieb die Dampfschifffahrts-Gesellschaft hier eine Dampfsägemühle durch eine Arbeitercolonie von Portugiesen, einigen Engländern und Deutschen. Doch war das Unternehmen so schlecht geleitet, daß es bald wieder aufgegeben werden mußte, nachdem die friedlichen Einwohner von Serpa während der ganzen Zeit seines Bestehens durch die Zuchtlosigkeit der Arbeiter in Aufregung erhalten worden waren. Man darf jedoch hoffen, daß ein



Ideale Darstellung der verschiedenen Altersstufen der Ablagerungen.

im Grunde so rentables Geschäft nicht lange brach liegen wird, denn solche Vortheile, wie sie hier geboten sind, wird man wohl selten vereinigt finden: die schönsten Sägeblöcke gratis, und reichlichen, bequemen Absatz längs der Ufer des gewaltigen Flusses. Der Madeira bringt nämlich jedes Jahr eine derartige Menge der herrlichsten Cederstämme von den Ufern des Beni herab, daß es genügt, zur Zeit der Hochwasser während einiger Wochen zwei Boote auf dem Flusse zu haben, welche sie an's Land tauen, um der Mühle Material für ein ganzes Jahr zu schaffen, während der herrlichste Strom zum Transport des in Pará sehr gesuchten Produktes zunächst der Thüre vorbeifließt!!

Schon einige Meilen oberhalb Serpa läßt sich deutlich das schwarze Wasser des Rio-Negro erkennen, das auf eine bedeutende Strecke unvermischt mit den weißlich gelben Fluthen des Amazonenstromes dahin fließt. Obgleich an und für sich von cristallheller Durchsichtigkeit, scheint es, an Stellen von größerer Tiefe gesehen, ganz dunkelbraun, beinahe schwarz. Es theilt übrigens diese Farbe, welche von verfaulten Pflanzenstoffen, hauptsächtich von einer Art

hier? — Quantas armas? Wie viel Feuerwaffen? erwiederte halb unwirsch der Befragte, welcher gewohnt war, die Zungenlaute l und r sich stets substituiren zu lassen. — Wie viele Feuerwaffen? — Ei, Jeder von uns hat ein Gewehr in der Ecke stehen und manchmal auch zwei. — — — Mas não, Senhor nos queiriamos saber quantos homens morão aqui? Aber nein, mein Herr, wir wünschten zu wissen, wie viele Leute hier wohnen? — Oh! wie viele Männer! — — Nun ich denke ungefähr ebensoviele, als Weiber hier sind, bemerkte er schalkhaft lächelnd, indem er einem Kunden den verlangten Zuckerbranntwein zuschob und die großen, schmutzigen Kupfermünzen einzog. — Mas não é isso, meu Senhor; quantos habitantes desejavamos saber! — Wie viele Einwohner möchten wir wissen! — Oh, Oh, — isto é outra cousa, quantos habitantes!! — Ah, das ist Etwas anderes, wie viele Einwohner! — — — Lange Pause. — Pois, habitantes tem muitos!! — Nun, Einwohner gibt es viele hier! — — Da läutete die Glocke des Dampfers; verzweiflungsvoll erstanden wir noch schnell ein Paar Melonen und eilten an Bord. — Wie viel Wasser wird wohl den breiten Amazonas noch hinabrollen, bis man in Santarem wird erfahren können, wie stark dessen Einwohnerzahl??? —

schwimmenden Grases, welches in den Lagos (Seen) zu beiden Seiten des Flusses in unglaublicher Menge wächst, mit vielen andern Flüssen des Landes.

Der Dampfer wendet sich nun mehr und mehr nach Nordwesten und verläßt den Amazonenstrom, um in den Rio-Negro einzulaufen.

Dieser ist an seinem untern Laufe ungefähr 2000 Meter breit, sein linkes Ufer zeigt die sanften Wellenlinien niedriger Hügel, während das rechte hauptsächlich aus Igapó[1] und Vargem besteht, und deßhalb jährlichen Ueberschwemmungen ausgesetzt ist.

Nun kommen einige Häuser in Sicht und in wenig Minuten liegt unser Belém, der uns sieben Tage beherbergt, ruhig vor Anker in dem Hafen von Manáos, der Hauptstadt der Provinz Amazonas.

Die seichte Bucht am linken Ufer des Rio-Negro war voll von Fischerbooten, unter deren Palmdach zahlreiche Familien manchmal für Monate hausen, sowie von Barken (Batelões), welche Hängematten aus Venezuela gebracht hatten. Andere hatten Piassaba geladen, den harten Faserbast einer Palme (Leopoldinia Piassaba), aus welchem man Besen und Taue verfertigt, und welcher nunmehr auch in Europa Verwendung findet. Auch zwei kleine Regierungsdampfer lagen im Hafen und ein zweites Fahrzeug der Amazonenstrom-Gesellschaft, welches am folgenden Tage statt des Belém die Reise nach der Grenze von Peru fortsetzen sollte, eine Fahrt von weiteren sieben Tagen.

Da das seichte Ufer das directe Landen von auch noch so kleinen Booten nicht gestattet und bis jetzt der Luxus einer Landungsbrücke etwas Unerhörtes zu sein scheint, mußte man sich wohl oder übel mit zweirädrigen Karren behelfen, welche bis zur Achse im Wasser standen und Passagiere und Gepäck sicher, wenn auch nicht eben auf elegante Weise an's Land brachten.

Zur Linken sieht man die Ruinen des kleinen portugiesischen Forts São José da Barra do Rio-Negro,[2] welche aber bedeutend weniger unser Interesse weckten, als eine alte indianische Begräbnißstätte, welche man kurz vorher in der Nähe der Wälle aufgegraben hatte.

In langen Reihen und in geringer Tiefe unter dem Boden stehen dort Hunderte jener großen Töpfe aus rothem Thon, Igaçabas genannt, in welchen die Eingebornen ihre Todten beizusetzen pflegten. Der Zustand der zersetzten, leicht zerreiblichen Knochenreste zeigt, daß sie von sehr hohem Alter sein müssen.

---

[1] Man unterscheidet drei charakteristische Stufen von Alluvian in diesen Thälern, welche durch ihre eigenthümliche Vegetatian sich meistens scharf abtrennen:

1) Der Igapó, der jüngste Niederschlag. Er mag viele Jahrzehnte alt werden, erhebt sich aber niemals mehr als fünf Meter über Niederwasser und seine Vegetation ändert sich natürlich nach seinem größeren oder geringeren Alter. Die Embaúba (Cecropia) gedeiht besanders auf dem niedersten, jüngsten Igapó, während der Cautchoukbaum (Siphonia elastica) den älteren vorzieht. Der Igapó ist schon bei mittlerem Stande des Flusses unter Wasser.

2) Die Vargem. Sobald sich der Igapó durch den Niederschlag der Hochwasser über die mittlere Flußhöhe erhoben hat, ändert sich der Charakter der Vegetation. Der Cacáo, die dornige Murú-Murúpalme, das als Brennholz so geschätzte, schlanke Pao mulatto erscheinen mit einigen andern größeren Bäumen, welche nie auf Igapó angetraffen werden. Es gibt eine Art Vargem, welche nur bei außergewöhnlichen Hochwassern überschwemmt wird und deren Pflanzenwuchs sich mehr und mehr dem der falgenden Stufe nähert.

3) Die Terra firma, welche nichts Anderes ist, als der ehemalige Meeresboden, in welchem sich die Wasser nach einer allgemeinen Hebung des Grundes ihren Weg gesucht haben; oder der Boden eines großen Binnensee's, mit dem Wasser der geschmolzenen Eisberge gefüllt, wenn wir mit Herrn Agassiz eine Eisperiode auch für das Amazanenbecken annehmen würden, was wir, beiläufig gesagt, nicht thun.

Ein sicheres Kennzeichen der Terra firma außer ihrer größeren Erhebung über den Wasserspiegel, ist die gelblich rothe Thonerde und die reiche Vegetation der Urwälder. Die Bertholletia excelsa (Castanheira) erhebt hier ihre gewaltige Krone und es sind dort die meisten jener kostbaren Hölzer zu Hause, welche die besten europäischen so sehr an Schönheit, wie an Dauerhaftigkeit übertreffen.

Es mag im Allgemeinen als Regel für den untern Lauf der Nebenflüsse des Amazonenstroms gelten, daß, wenn auf der linken concaven Seite des Flusses Vargem ist, auf der andern convexen Igapó sich findet, und umgekehrt bei der nächsten Krümmung.

Die Terra firma ist gewöhnlich etwas vom Ufer entfernt, manchmal nimmt sie aber auch den Platz der Vargem für eine kurze Strecke ein.

[2] Im Jahre 1668 wurde die erste portugiesische Niederlassung van Pedro da Costa Favilla am Rio-Negro gegründet, sie lag an der Mündung des kleinen Seitenflusses Tarumã. Das Fort von São José wurde ein Jahr später von Francisco da Motta Falcão gebaut.

Trotz des pompösen Namens: Hauptstadt der Provinz Amazonas, muß man sich jedoch unter dem kaum 3000 Einwohner zählenden Städtchen etwas höchst Primitives vorstellen. Ungepflasterte, schlecht nivellirte Straßen, niedere, zum Theil mit Palmblättern gedeckte, aller architektonischen Prätensionen baare Häuser, die überall sich vordrängenden, unschönen, schmutzigen, von Portugiesen gehaltenen Waarenmagazine, wo vom Lissabonwein und englischen Baumwollengeweben bis zum Minaskäse und getrockneten Piraruccu, von Pariser Seifen und Pommaden bis zum Cautchuk und Cacáo des Amazonas, von der schlechten Lütticher Vogelflinte bis zur importirten Pfeifspitze Alles und Jedes für Geld zu haben ist; eine Bevölkerung, von welcher wenigstens drei Viertheile allen möglichen Mischungsverhältnissen von weißem, Indianer- und Negerblut angehören, ist gerade nicht dazu angethan, uns vergessen zu machen, daß wir uns mitten im südamerikanischen Continente, im Centrum des kaum erschlossenen Amazonasthales befinden. —

Aber der herrlich blaue Tropenhimmel, die überall siegreich zum Licht sich drängende Vegetation, ein frischer Hauch heitern Naturlebens lassen uns für den Augenblick die mangelnde Civilisation vergessen und machen, daß der erste Eindruck von Manáos ein durchaus angenehmer wird. Seine Igarápés, [1] tief in das Land einschneidenden Buchten und Canäle, deren glatte Spiegel mit zahlreichen Booten [2] und deren Ufer mit dem üppigsten Pflanzenwuchs bedeckt sind, geben ihm etwas Heiteres, Belebtes.

Wir waren so glücklich, sogleich ein kleines Häuschen zu finden, in welchem wir es uns mit den bescheidensten Mitteln so bequem als möglich zu machen suchten.

Leider wurde unser Aufenthalt in Manáos ein bedeutend längerer, als wir im Anfang gedacht hatten; denn trotz den Bemühungen des Präsidenten konnten wir weder dort noch in der Nähe die nöthige Anzahl von Ruderern für unsere Expedition zusammen bringen, obgleich wir den höchsten Lohn versprachen. [3]

Die Mestizen dieser Gegenden sind eben leider von einer unbeschreiblichen Gleichgültigkeit und Faulheit; sie arbeiten gerade nur so viel, als durchaus nothwendig ist, um nicht Hungers zu sterben, und da der Rio-Negro voll der besten Fische, welche mit leichter Mühe gefangen werden können und immer gut bezahlt werden, da außerdem das Land so fruchtbar als nur möglich ist, so können sie den größten Theil des Tages in ihren Hängematten in einem süßen far niente zubringen, welches sie um keinen Preis gegen eine abhängige, mit regelmäßiger Arbeit verbundene Stellung aufgeben. Der Wunsch, ihr materielles Dasein zu verbessern, und sich neue Genüsse zu verschaffen (diese großen Triebräder des Fortschritts), kommt ihnen nie in den Sinn.

Nach Ueberwindung unsäglicher Schwierigkeiten, die ihren Hauptgrund in der Unfähigkeit und Lässigkeit des damaligen Secretärs des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten in Rio, des Dr. A. Guimarães, sowie in der Eifer-

---

[1] Van Igára, Boot, und pé, Weg.

[2] Die Fahrzeuge auf dem Amazonas führen meistens Benennungen, welche von den gewöhnlich an der Küste gebräuchlichen verschieden sind. So heißt z. B. ein mit einem eigenthümlichen Deckbau versehener Schoner: Caberta; eine Art von breitgebaute, auf die ganze Länge mit gewölbter Palmblattdecke versehene Schaluppe: Batelão; ein kleineres, bootartiges Fahrzeug zum Segeln und zum Rudern, halb gedeckt: Igarité. Das kleinste Fahrzeug, hauptsächtich zum Rudern, wird Mantaria genannt, da es gleichsam die Stelle des Reitpferdes (montaria, von montar a cavallo) vertritt.

Die Form dieser Fahrzeuge, besonders der kleineren, erinnert durch ihr eigenthümlich abgestumpftes Vordertheil öfters an chinesische Dschonken.

Die Canstruction derselben ist sehr eigenthümlich, indem der Boden derselben aus einem einzigen Stücke, und zwar aus dem elastischen Holze der Jacaréuba (in Bolivien Pato Maria), Calophyllum brasiliense, gearbeitet ist. — Um nun aber bei der Canstruction eines zwei bis drei Meter breiten Fahrzeuges auch kleinere Stämme benützen zu können, wird der sorgfältig ausgehöhlte, etwa 1 Meter im Durchmesser haltende Stamm zuerst über einem Kohlenfeuer langsam erhitzt und erweicht und in diesem Zustande mittelst hölzerner Hebel beliebig ausgeweitet. — Festgehalten, bis er sich unter Uebergießen mit kaltem Wasser vollkammen abgekühlt hat, verändert er seine Farm nicht mehr, und es bedarf nur nach einiger Rippen, einer rings umlaufenden Planke, einiger Bänke und der beiden Spiegel zum Verschluß der offenen Enden, um vom Stapel gelassen werden zu können. In dieser Art gebaute Fahrzeuge sehen zwar nicht elegant aus, ertragen aber den Transport über Stramschnellen und Stack und Stein besser als Andere irgend welcher Construction.

Der Preis einer Igarité von 10 Tannen Ladfähigkeit ist etwa 500 Thater.

[3] Als Illustration dieser Zustände führe ich hier eine in Manáos gangbare Anekdote an, nach welcher ein Mestize einem Landvermesser, welcher ihm einen hohen Lohn für seine Dienste als Ruderer, Pfadfinder, Jäger und Fischer geboten, geantwortet haben sall: Kammen Sie margen wieder, nachdem ich meine Fische in der Stadt verkauft haben werde, und ich will Ihnen das Doppelte geben, wenn Sie mich hinfüro in Ruhe lassen wollen.

sucht der mächtigen Amazonas-Dampfschifffahrts-Compagnie hatten, die wohl begriff, daß ihr in einer auf die Basis unserer Exploration sich bildenden Eisenbahn- und Madeira-Schifffahrtsgesellschaft ein gefährlicher Concurrent erwachsen könne, gelang es uns endlich Manáos zu verlassen.

Wir hatten durch die Vermittlung des bolivianischen Consuls, Don Ignacio Araús, die Bekanntschaft eines auf der Rückreise nach Bolivien begriffenen Händlers gemacht, welcher uns einige plump gebaute Fahrzeuge, sowie die nöthige Mannschaft, aus bolivianischen Moxos-Indianern bestehend, gegen eine entsprechende Vergütung abtrat.

In den Straßen von Manáos hatten wir schon Gelegenheit gehabt, die kräftigen Gestalten dieser Söhne der Campos, des Mamoré und Itonama zu beobachten. Sie arbeiten daselbst, sehr verschieden von dem trägen Tapuyo [1] des Amazonas, als Handlanger bei Bauten, tragen Wasser und Schildkröten vom Strande herauf nach der Stadt, kurzum machen sich so nützlich wie möglich, und da sie in dieser Weise am Amazonenstrom zehnmal mehr verdienen als in ihrer Heimath, wo sie unter einem strengen Regimente nahezu wie Sklaven behandelt sind, so findet, trotz aller Reclamation von Seiten der ersteren, ein fortwährender Strom der Auswanderung von Bolivien nach Brasilien statt.

Dem Neuangekommenen in Manáos fallen sie durch ihre eigenthümlichen, aus dem Baste des Turury-Baumes verfertigten Hemden ohne Aermel auf, von denen später noch die Rede sein wird, so wie durch den breitrandigen, palmblattgeflochtenen Strohhut und die gut gebauten, über Mittelgröße stehenden Gestalten.

Die Beschaffung des Proviants für eine so lange Reise ist, bei der geringen Dichtigkeit der Bevölkerung rund um Manáos, sowie bei der großen Indolenz der Mestizen und Tapuyos des Amazonenstromes, die, wie gesagt, kaum für ihren eigenen Unterhalt genügend sorgen, außerordentlich schwierig.

Nicht nur daß die schwarze Bohne, „that staff of life“, für den größten Theil Brasiliens, von Pará auf eine Entfernung von über 500 Stunden, geholt werden muß, was man am Ende damit erklären kann, daß dieselbe weiter oben vielleicht weniger gut gedeiht, sondern auch das Mandiocca-Mehl wird, obgleich die stärkemehlreiche Wurzel ausgezeichnet gute Ernten gibt, in halben Schiffsladungen und Tausenden von Körben aus den dichter bevölkerten Districten des untern Amazonas eingeführt.



Todtenurne der Manáos-Indianer.
(Durchschnitt.)

Statt des leicht zu transportirenden, noch ziemlich nahrhaften Charque oder Carne secca der Südprovinzen des Reiches, hat man am ganzen Amazonas nur einen abscheulichen, an der Sonne getrockneten Fisch, den Piracucú, der, wenig haltbar, auf einer langen Reise geradezu ungenießbar werden kann, und da außerdem der beschränkte Raum der Boote es unmöglich macht, eine größere Anzahl lebender Schildkröten mitzunehmen, die im Allgemeinen in diesen Gegenden das frische Ochsenfleisch ersetzen müssen, so ist man für eine größere Reise wenigstens theilweise auf den Ertrag der Jagd und des Fischfangs angewiesen.

Außer den Lebensmitteln, die für 4 Monate berechnet waren, bestand unser Gepäck noch aus Handwerksgeräthe zum Bau eines Canots, aus Tauwerk zum Ziehen der Fahrzeuge, aus Zelten, Waffen, Arzneimitteln und Geschenken für die wilden und halbwilden Uferbewohner des Madeira und Mamoré. —

Die ganze Expedition bestand aus meinem Vater und mir, einem jungen brasilianischen Ingenieur J. M. da Silva, als unserm technischen Gehülfen, einem jungen Deutschen, O. v. Sch., den sein ruheloser Geist nach Amerika

[1] In der Tupisprache bedeutet Tapuyo Fremdling und Feind, doch wird merkwürdiger Weise heutzutage diese Bezeichnung nicht nur auf alle seßhaften Indianer des Amazonenthales, welchen Stammes sie auch seien, sondern auch auf die verschiedensten Mischlinge angewendet, so daß voraussichtlich in hundert Jahren Alles, was dort eine braune Haut hat und Fische fängt, unter diesem fälschlich gegebenen Sammelnamen begriffen sein wird.

getrieben, nun als unser Segelmacher, Schiffszimmermann, Büchsenspanner und weiterer Gehülfe bei den Vermessungen fungirte und schon die zweite derartige Explorationsreise mit uns machte, endlich aus dem bolivianischen Händler und 80 Indianern als Bemannung von sieben Canots sehr verschiedener Tragfähigkeit. — Das größte derselben hatte einen Gehalt von fünfzehn Tonnen und führte sechzehn Ruder, während unser kleinstes, Montaria, den Steuermann mit eingerechnet, deren drei führte. — Die größeren dieser Fahrzeuge hatten hinten nach Art der Igarités ein kleines Halbdeck, über welchem sich ein solides Dach aus Palmblättern oder ungegerbten Ochsenhäuten wölbte zum Schutze der Passagiere gegen Sonne und Regen.

Der größere Theil des Raumes wurde von der kunstreich aufgestapelten Ladung eingenommen, welche zu beiden Seiten einen schmalen Raum für die Ruderer frei ließ. — Die zwei Steuerleute, die noch hinter der Ueberdachung oder Tolda auf der Verlängerung des Halbdeckes stehen, der eine mit dem Helm des Steuerruders, der



Igarapé do correio in Manáos.

andere mit einer breiten Pagaia [1] in der Hand, die kräftigen braunen Gestalten der Ruderer, deren zerrissene Basthemden den muskulösen Bau der Glieder erkennen lassen, zu beiden Seiten der hochgestauten, mit Ochsenhäuten bedeckten Ladung bieten einen sogar für den Kenner der Amazonas-Schifffahrt fremdartigen Anblick dar.

Die Fahrt bis zur Mündung des Madeira und auf dem untern Laufe desselben ist, wenn sie in der Weise ausgeführt wird, wie wir sie zu machen hatten, d. h. im Ruderboot, jedenfalls eine starke Prüfung der Geduld. Die Landschaft trägt jenen Charakter der Einförmigkeit, welcher den Riesenflußthälern, deren Ufer auf Hunderte von Meilen aus Alluvion bestehen, eigenthümlich ist.

[1] Pagaia, das kurze Handruder, wie es überall auf jenen Strömen gebraucht wird, im Gegensatze zu den langen, elastischen Riemen der Boote an der Seeküste. — Die Pagaien des Amazonas haben eine beinahe kreisrunde, öfters schön bemalte Pinne.

Die Vegetation hat, da im Allgemeinen der Igapó, d. h. die jüngste Ablagerung, vorherrschend ist, nur selten die gewaltigen Formen des eigentlichen Urwaldes aufzuweisen, obgleich sich hie und da der dicke Stamm einer Bombacee über die schlanken weißrindigen Cecropias erhebt. Auf vielen Bäumen sieht man die glatten, lichtgrünen Blätter der kletternden Vanille, bekanntlich einer Orchisart, und einer unsrer Leute stieg schon am zweiten Tage der Fahrt mit großer Gewandtheit in das Geäste, um einige Büschel der schönen, grünen, schotenförmigen Früchte herabzuholen. Dieselben haben frisch gepflückt nicht die geringste Spur ihres bekannten Wohlgeruches, der sich erst beim Trocknen entwickelt.

Oft verhinderte uns der breite Gürtel schwimmenden Grases, Canna-rana [1] genannt, welches auf große Strecken das Ufer von der freien Wasserfläche trennte, am Anlegen und es mußte alsdann ausgehalten werden bis, oft spät in der Nacht, ein Landungsplatz bei einer der dünn gesäten Hütten das Aussteigen, Aufschlagen der Zelte und die Bereitung des frugalen Mahles ermöglichte.

Die Bewohner, deren straffes, schwarzes Haar und dunkle Hautfarbe sogleich die mehr oder minder starke Beimischung indianischen Blutes verräth, die sich übrigens noch mehr durch ihr stilles, verschlossenes Wesen kund gibt, ernähren sich hauptsächlich vom Fischfang, während ihre geringen Bedürfnisse an Kleidungsstücken, Pulver und Blei, Angelhaken ꝛc. durch den Ertrag einer kleinen Cacao-Pflanzung in der Nähe der Hütte gedeckt werden.

Die einzige Ortschaft, welche am ganzen Madeira angetroffen wird, und welche trotz des pompösen Titels einer „Villa“ weiter nichts ist, als eine Agglomeration eines Dutzend schmutziger, niederer Hütten um eine halbvollendete, kindisch angelegte Kapelle, ist Borba, [2] wo, wie es leider noch an vielen andern Orten des Innern geschieht, ein roher, herrschsüchtiger Priester die Unwissenheit seiner naiven Pfarrkinder in der scandalösesten Weise ausbeutet. —

Diese Vigarios, so wie die Commandanten der Guarda nacional, welche die Befugniß haben, die zum Militärdienst in der Linie tauglichen Individuen nach Belieben auszusuchen und diese Gewalt zu den schändlichsten Erpressungen mißbrauchen, indem sie diejenigen, welche unentgeltlich für sie arbeiten, auf Kosten der Uebrigen begünstigen, sind es, welche das größte Hinderniß für die naturgemäße Entwicklung dieser reichen Ländereien darbieten.

Die brasilianische Regierung hat zwar mehr oder weniger Kenntniß von diesen Mißbräuchen, aber die mangelhaften Communikationen, sowie hauptsächlich die Rücksichten, welche die Minister und Präsidenten derartigen kleinen Tyrannen gegenüber, die bei den Deputirtenwahlen über eine große Anzahl von Stimmen verfügen, nehmen müssen, haben zur Folge, daß weder halbe noch ganze Maßregeln zur Abstellung derselben genommen werden.

Oberhalb Borba, das früher einen guten Tabak produzirt haben soll, finden sich wieder einige Cacaopflanzungen in der Nähe des Ufers, deren unmittelbar am Stamme hängende, spannenlange Früchte zur Zeit unsrer Vorüberfahrt, d. h. im Juni, in goldgelber Reife prangten.

Es erscheinen in dieser Höhe des Flusses nun auch die ersten hochstämmigen Exemplare des Cautchukbaumes, (der Siphonia elastica oder Seringa, wie sie allgemein dort genannt wird), indem dieser werthvolle Baum am Amazonas und unteren Madeira in Folge unausgesetzter, rücksichtsloser Ausbeutung schon beinahe ausgerottet ist.

Auch einzelne Hütten der Cautchouk-Sammler treten nun auf: niedere Palmblattdächer, unter deren einem Ende sich ein aus Palmlatten construirter Fußboden 1½ bis 2 Meter über der Erde befindet, wohin sich zur Zeit der Hochwasser der beinahe amphibisch lebende Bewohner zurückziehen kann.

Den Hintergrund der oft malerisch gelegenen Behausungen bildet meistens das dunkle glänzende Laub der Siphonia, von dem sich die schlanken, silberfarbenen Stämme scharf abheben.

---

[1] In der Linga geral oder Tupi bedeuten die Anhänge-Sylben „arana“ oder „rana“ immer falsch, unächt, pseudo, — so daß Canna-rana, eine Mischung von Portugiesisch und Tupi, der Name eines Grases ist, das dem Zuckerrohr (Canna) gleicht, ohne dessen andere schätzbaren Eigenschaften zu besitzen.

[2] Borba, früher Santo Antonio de Araretama, 25 Legoas oberhalb der Mündung des Madeira, wurde gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts von den Jesuiten als Mission unter den Barés- und Toras-Indianern gegründet und hatte in jener ersten Zeit viel durch die Angriffe der wilden Araras-Indianer zu leiden.

Die nächste, aus einem Dutzend kleiner Hütten der Múra-Indianer [1] bestehende Niederlassung auf dem rechten Ufer des Madeira ist Sapucaia-Oróca. Da von hier bis hinauf an den Mamoré in Bolivien und den Guaporé in Mato-Grosso, d. h. bis Exaltacion und Forte do Principe da Beira, keine Niederlassungen zu finden sind, die aus mehr als zwei oder drei Hütten beständen, und da auch in Crato nur ein einziges, besser gebautes Haus zu sehen ist neben einigen wenigen Strohhütten, auch niemals größere Ortschaften an den Ufern des Madeira bestanden haben, so ist es eigentlich nicht recht erklärlich, wie auf älteren und neueren Karten in solcher Waldwüste eine Menge Städte und Städtchen angegeben sein können. Man findet da Namen wie „Balsamão", die am ganzen Madeira weder als Benennung eines Seitenflusses, noch sonst irgend wie zu finden sind, während andere, wie „Pederneira", gleichfalls als „Stadt" angegeben, in Wirklichkeit Stromschnellen des Madeira bezeichnen mitten in der trostlosesten, nur von wilden Caripuna-Indianern betretenen Waldeinöde. Weit und breit keine Spur menschlicher Wohnungen, keine Mauerreste oder sonstige Zeichen vergangener Herrlichkeit — nur der düstre, schweigsame Urwald und der zwischen schwarzen Felsen rauschende Fluß, — und doch zeigt die geographische Karte an derselben Stelle, die durch eine auffallende Aenderung in der Stromrichtung, abgesehen von Länge und Breite, hinreichend charakterisirt ist, das bekannte Ringchen als Zeichen einer Ortschaft. [2]

Wenn auch der untere Theil des Madeirathales, in Folge seiner leichteren Zugänglichkeit zu Wasser, etwas dichter bevölkert ist als der obere in der Region der Stromschnellen liegende, nur von wenigen wilden Indianern besuchte, so verschwinden doch die circa 5000 Bewohner auf der ungeheuern Fläche von über 2000 Quadratmeilen in einer Weise, daß man oft mehrere Tagereisen auf dem gewaltigen Strome zurückzulegen hat, ehe man wieder eine menschliche Wohnung zu Gesichte bekommt.

Es ist allerdings auffallend, daß die Bevölkerung bei der nahezu vollkommenen Schiffbarkeit des untern Stromlaufes bis Santo Antonio, und dem Reichthum der Wälder an werthvollen Früchten, kostbaren Hölzern und Harzen nicht dichter sei als sie es ist; um so mehr als die Portugiesen schon im vorigen Jahrhundert den Madeira als Verbindungsstraße für Mato-Grosso, zu deren Schutze sie das Fort Principe da Beira am Guaporé errichteten, benützten.

Die Ufer des Amazonas selbst sind übrigens nur außerordentlich dünn bevölkert; die ganze ungeheure Provinz Amazonas von mehr als 60,000 Quadratleguas (über 27,000 deutsche Quadratmeilen) hat nur etwa 40,000 Einwohner und jedenfalls sind die andern großen Zuflüsse des rechten Ufers mit ganz analogen Produkten, Klima und Boden: der Xingú, der Tapajoz, der Purús, der Teffé und der Javary in dieser Hinsicht noch viel weiter zurück und in beinahe unbestrittenem Besitze wilder Indianerhorden.

Was die Schiffbarkeit des untern Madeira anbelangt, so finden sich wohl schon unterhalb der breiten Zone von Wasserfällen und Schnellen, welche mit Santo Antonio beginnen und sich bis Guajará erstrecken, einige kleine Hindernisse, besonders bei Uroá, bei Marmelos und bei Abelhas oberhalb Crato.

Bei dem ersten dieser Punkte werden jedoch wenige Felssprengungen genügen, den etwas gekrümmten 15 Meter breiten und bei Niederwasser nur 1,3 Meter tiefen, Canal gerader und tiefer zu machen und an den andern Stellen ist mit noch weniger zu helfen.

In Crato treten natürliche Campos, deren Inneres noch unerforscht ist, die jedoch höchst wahrscheinlich mit den Campos oder Prairien Boliviens zusammenhängen, an das linke Flußufer heran.

Die Rindviehheerden der Estancia, [3] zu welchen der Grundstock aus Bolivien in Barken den Madeira herunter

---

[1] Größere Niederlassungen besitzen die Múra überhaupt nicht. Wegen ihrer Diebereien und ihres unstäten, vagabundirenden Lebens möchte man sie die Zigeuner des Amazonenstromes nennen. Wie diese sind sie allgemein verachtet und gefürchtet, besonders der mächtige Stamm der Mundurucús scheint es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, sie bis auf den letzten Mann auszurotten.

[2] Die in Südamerika allgemein verbreitete Wandkarte des Continents von Brué zeigt nicht nur die obengerügten, sondern auch eine Menge anderer, noch viel gröberer Fehler, auf die ich später zurückkommen werde. —

[3] In Brasilien und der argentinischen Republik: Estancia, die zum Zweck der Viehzucht angelegten Landgüter, während die für den Ackerbau bestimmten: Fazenda, spanisch: Hacienda, genannt werden.

kam, gedeihen außerordentlich, und werden einstens für die Bewohner des obern Amazonas und untern Madeira, die bis jetzt nur von Fischen und Schildkröten leben, von Bedeutung werden.

Noch vor wenig Jahren, als die ersten bolivianischen Cautchuk-Sammler an den Madeira kamen, war den brasilianischen Uferbewohnern eine getrocknete Ochsenhaut eine große Merkwürdigkeit und wenn sie eine solche bei einem der Bolivianer gesehen und nach Herzenslust betastet hatten, so sprachen sie sich gewöhnlich dahin aus, daß so ein Ochse doch ein gewaltiges Thier sein müsse.

Oberhalb Crato haben sich in letzter Zeit zehn bis zwölf bolivianische Seringueiros oder Cautchuk-Sammler angesiedelt, deren jeder mit 20—30 Moxos-Indianern arbeitet und in wenig Jahren mit Ausbeutung dieser Goldmine ein reicher Mann zu werden verspricht.

Wenn auch noch vor acht Jahren in geringer Entfernung oberhalb Crato die Wohnung eines brasilianischen Seringueiro von wilden Parentintins-Indianer überfallen wurde, wobei die unglücklichen Opfer dieser Cannibalen in herkömmlicher Weise auf einer der nahen Sandbänke gebraten wurden, so sind dieselben, welche bei dieser Gelegenheit von den Verfolgern bei dem grausigen Mahle überrascht und übel zugerichtet wurden, doch seit jener Zeit nicht wieder aus dem Dunkel ihrer Wälder hervorgebrochen.

Kein Seringueiro aber würde es wagen, in jener Gegend in eines der kleineren Seitenthäler einzudringen, wenn auch daselbst, wie sehr wahrscheinlich ist, die reichsten, unausgebeuteten Seringaës, d. h. Cautchuk-Wälder, zu finden sind; über kurz oder lang hätte er einen mörderischen Ueberfall beim ersten Tagesgrauen zu gewärtigen, wobei seine wenigen Feuergewehre ihm gegen die langen Rohrpfeile und schweren Lanzen nur wenig helfen würden.

Eine andere Gefahr für die Ansiedler bringt die Malaria, die jedoch nicht, wie man gewöhnlich annimmt, in diesen weiten Thalniederungen ganz allgemein verbreitet, sondern im Gegentheil örtlich beschränkt ist. In Manáos z. B. ist sie gänzlich unbekannt, während sie am obern Rio-Negro und Rio-Branco sehr häufig auftritt.

Was den Madeira anbelangt, so kann ich folgende Beobachtungen mittheilen, die, wenn auch äußerst lückenhaft, doch für Fachmänner von einigem Interesse sein mögen.

Im Monat November, mit Ankunft der ersten Hochwasser aus dem Beni, zieht wohl ein Fieberhauch so ziemlich durch das ganze Thal, doch sind am untern Madeira nur die Punkte Santo Antonio, Aripuana und Jammary wirklich gefährlich.

An der Mündung des letzteren hatte ein Verbannungsort, Crato, zu Zeiten der portugiesischen Herrschaft eine traurige Berühmtheit durch seine Fieber erlangt und besonders als sich in den zwanziger Jahren die ersten convulsivischen Bewegungen fühlbar machten, welche der Losreißung der Colonie vom Mutterlande vorher gingen, wurde es manchem „politisch Gravirten" zum Grab. Dieses portugiesische Cayenne oder Lambessa ist jedoch nicht mit dem heutigen Crato zu verwechseln, welches durch seine Campos ein ausnahmsweise gesundes Klima hat und sechs Tagereisen (circa 36 Stunden) weiter unterhalb liegt.

Innerhalb der Stromschnellen jedoch, wo man des stärkeren Gefälles und der steinigen Bodenbeschaffenheit halber auf ein weniger regelmäßiges Auftreten und geringere Bösartigkeit dieser Sumpffieber zu schließen versucht wäre, ist es, wo dieselben am gefährlichsten werden. — Bolivianische Kaufleute, die, von oben kommend, durch die Hochwasser überrascht wurden, liefen durch die plötzliche Erkrankung aller ihrer Leute und den Tod von einigen, große Gefahr Alles zu verlieren und konnten nur mit äußerster Anstrengung noch die Strecke bis Santo Antonio, der untersten Stromschnelle, zurücklegen, von wo aus die Fahrt stromab auf glattem Flusse im Nothfall auch mit kranker Mannschaft zurückgelegt werden kann.

Weitere Widersprüche, auf die man bei Betrachtung dieser interessanten Frage stößt, sind, daß in den benachbarten Campos von Bolivien, in dem Departamento del Beni, im Allgemeinen intermittirende Fieber gar nicht bekannt sind, während doch die ausgedehnten Niederungen zwischen dem Beni, Mamoré, Itonama und Baurés in der nassen Jahreszeit vollkommen überschwemmt werden, wozu noch kommt, daß nach Ablauf der Hochwasser in den Vertiefungen zahlreiche Tümpel (curridge) zurückbleiben, deren an faulenden vegetabilischen Resten überreicher Inhalt sogar als Trinkwasser benützt wird. Nur in den letzten Jahren kamen in Exaltacion am Mamoré einige





WOHNUNG EINES REICHEN SERINGUEIRO.

Fieberfälle vor, welche die wenig erfahrenen Bewohner als eine vom Madeira oder Amazonas eingeschleppte Krankheit betrachteten.

Jedenfalls scheint, am Madeira wenigstens, das schlechte Trinkwasser und besonders die bei Beginn der Regenzeit aus dem Beni kommenden trüben Fluthen einer der Hauptfactoren zur Erzeugung der Krankheit zu sein; da aber die Vertheilung derselben längs dem Flußlauf keine gleichmäßige ist, vielmehr einzelne Punkte ohne scheinbare Ursache ganz besonders davon heimgesucht werden, so muß wohl noch ein anderer Factor vorhanden sein, der den Einfluß des ersten bis zu einem gewissen Grade zu modifiziren im Stande ist.

Dieser kann nur die schnelle, oft sich wiederholende Erneuerung der Luft sein, was in so fern mit der Erfahrung übereinstimmt, als an vielen Stellen die Fieber sogleich nachließen, wenn der Wald nach einer gewissen Richtung hin gelichtet wurde.

In den zeitweise vollständig überschwemmten Campos des Beni und Mamoré wehen nun allerdings Jahr aus, Jahr ein frische Winde, und deßhalb mag es kommen, daß dort, wo die Fiebermiasmen außerdem größere Verheerungen anrichten müßten, als anderswo, wenig oder Nichts von denselben verlautet.

Unter den ärmeren Seringueiros, und dies ist die große Mehrzahl, ist bis jetzt die Chinarinde ein seltenes Arzneimittel, trotzdem sie in schweren mit Ochsenhaut überzogenen Päcken schon ihren Weg von der Cordilheira durch den Mamoré und Madeira nach dem Amazonenstrome und Pará gefunden, statt wie früher ausschließlich über die eisigen Höhen der Andes hinüber nach dem stillen Ocean geschleppt zu werden. Sie gebrauchen mehr die Caferana, ein bitteres Kraut, das sich in jenen Wäldern findet und gleichfalls gute Dienste leisten soll, und außerdem die verschiedensten, zum Theil sehr extravaganten Hausmittel. [1]

Der Merkwürdigkeit halber kann ich nicht unterlassen anzuführen, daß sich unter den dortigen Seringueiros auch ein Deutscher befindet. Es ist einer der im Jahre 1852 nach Brasilien gekommenen holsteinischen Soldaten, der, nachdem er sich am La Plata gegen Rosas geschlagen, nun am Madeira ein Robinsonleben führt. Er soll einer der fleißigsten Cautchouk-Sammler sein und bereitet mit seiner Gefährtin, einer Indianerin, in den drei bis vier Erntemonaten über 100 Arrobas (3200 Pfd.) Seringa, während sonst die mittlere Produktion einer Familie 50 Arrobas nicht übersteigt.

Das freudige Erstaunen des vor seiner Hütte stehenden Mannes, als ihm, den wir an seinem blonden Barte um so eher erkannten, als man uns zwei Tage vorher auf diese Begegnung vorbereitet hatte, aus einem mit Indianern bemannten Canoi ein lautes: „Grüß' Gott, Herr Landsmann!" entgegenschallte, war ergötzlich zu sehen. — Neben ihm stund seine Gehilfin, eine kräftige, untersetzte Tapuya, und hinter ihnen einige hoffnungsvolle Sprößlinge, deren helles Haar mit der braunen Haut seltsam contrastirte.

Tausend solcher Familien, längs der Ufer des gewaltigen Stromes vertheilt, würden in kurzer Zeit jener Gegend ein durchaus verschiedenes Gepräge aufdrücken. Besonders dann, wenn eine energische, eines kräftigen Rückhaltes sich bewußte, mit den Verhältnissen vollständig vertraute Direktion die Ansiedler den unvermeidlichen Anfeindungen der in ihren Plänen gestörten Land- und Handelsmonopolisten gegenüber mit Nachdruck in Schutz zu nehmen und richtig zu leiten verstünde, wäre einem derartigen Colonisationsversuche ein glänzender Erfolg um so eher zu garantiren, als durch die zunehmende allgemeine Verbesserung der Verkehrsverhältnisse das alte Raubsystem mit seinen in beinahe sklavischer Abhängigkeit lebenden Hörigen und den jeden Fremden mit Mißtrauen ansehenden Herrn einen starken Stoß erleiden dürfte. [2]

Die Einförmigkeit der Vegetation, wie der hügellosen Landschaft im Allgemeinen, wirkt in jener Gegend des Thales wahrhaft ermüdend auf den Reisenden, der gezwungen ist, im langsam gehenden Boot Schritt für Schritt diese kolossalen Entfernungen zurückzulegen.

---

[1] Ein sehr probates Mittel soll z. B. das eigene gekochte Wasser des Kranken sein! —

[2] Von den Hunderten europäischer Arbeiter, welche nothwendigerweise zum Bau der in Ausführung begriffenen Bahn noch dahin gebracht werden müssen, werden übrigens, trotz Fieber und ungewohnter Lebensweise, wenigstens gewisse Procente im Lande verbleiben, und von dem Geschick der Direktion, sowie dem Benehmen der brasilianischen Regierung wird es abhängen, ob dieser Procentsatz ein größerer oder geringerer sein werde. —

Wenn wir von ferne die Hütte eines Seringueiro erblickten mit ihrer kleinen Pacová-Pflanzung,[1] die sich durch ihr lebhaftes, helles Grün von dem dahinter liegenden, dunkleren Walde scharf abhebt, so war dieß eine Epoche machende Erscheinung und mit Vergnügen würden wir die leichte Schifffahrt auf dem glatten Strome mit der gefährlicheren, mühsamen, aber auch weniger langweiligen, innerhalb der Stromschnellen, die wir übrigens auch noch zur Genüge kennen lernen sollten, vertauscht haben.

Ein interessanter Punkt unterhalb Santo Antonio, der ersten Stromschnelle, ist jedoch noch die Praia de Tamanduá,[2] eine lang gestreckte Sandinsel, hart am rechten Ufer.



Schildkrötenjagd auf dem Madeira.

Hieher kommen im Monat September die Schildkröten in unglaublicher Anzahl, um ihre Eier zu legen, und hier werden von den Uferbewohnern jährlich Millionen dieser Eier gesammelt und zerstampft, um die am ganzen Amazonas bekannte Schildkrötenbutter (Manteiga de Tartaruga) zu bereiten.

Die Thiere kommen in dieser Zeit in so erstaunlicher Menge und zwar schaarenweise an's Land, daß den Neuling beim Anblick solcher gepanzerter Colonnen ein Gefühl von Grauen und Ekel beschleichen soll.

Mit merkwürdiger Schnelligkeit werden von denselben über einen halben Meter tiefe, und ebenso weite



Die Sararaca, der zur Schildkrötenjagd benützte Pfeil.

Löcher in den weichen Sand gescharrt, und zwar mit solcher Hast, daß dabei oft die Eier eines schon wieder mit Sand bedeckten Nestes herausgewühlt und umhergeworfen werden.

[1] Pacová, der Tupi-Name für eine große Art von Banane, die sogenannte Banana da terra, d. h. die einheimische Banane, im Gegensatz zu den andern wahrscheinlich von Indien eingeführten Arten. Die Pacová ist für die Bewohner des Amazonenthales unentbehrlich. Die bis 40 Centimeter lange Frucht wird sowohl reif als unreif, roh und gekocht gegessen. Die an der Sonne getrockneten reifen Bananen übertreffen die Feigen an Wohlgeschmack, während die unreifen, getrocknet und gekocht, an Kartoffeln erinnern.

[2] Der große Ameisenbär, Myrmecophaga jubata. Das Wort Tamanduá ist nach Martius zusammengezogen aus taixi. Ameise, und mondé, fangen.

Die sonst so scheuen Thiere, die bei jedem Geräusche untertauchen, sind in diesem Augenblick blind für jede Gefahr und werden von den Fischern und Seringueiros, die sich wie die Geier um ein verendetes Wild zu Hunderten dort versammeln, mit Leichtigkeit auf den Rücken gelegt, um später in die Canots gebracht zu werden.

Aber dies ist, wie gesagt, nicht die Hauptbeute, welche die Praia de Tamanduá liefert: außer den Tausenden weiblicher Thiere, welche in dieser Art gefangen werden (jeder wohlhabende Seringueiro führt an 200—300 mit sich fort), werden nun noch alle Eier, deren in einem Neste oft an hundert beisammen liegen, ausgegraben und in Canots gebracht.

Die dünne Schale derselben wird nun zerbrochen, zertreten, und der beinahe ganz aus fettem Dotter bestehende Inhalt derselben in einen dicken, gelben Brei verwandelt.

Unter den Strahlen einer glühenden Tropensonne sammeln sich die öligen Theile alsbald an der Oberfläche und werden mit Leichtigkeit abgehoben.

Man sollte nun glauben, es müßte sich dieses Fett durch einen besonders feinen Geschmack auszeichnen und einen guten Ersatz für Butter und Olivenöl darbieten, um so mehr, als die frischen Eier sehr wohlschmeckend sind. Dem ist aber nicht so, indem das in großen irdenen Töpfen aufbewahrte Oel durch eine beginnende Zersetzung der darin enthaltenen fremden Stoffe und Unreinigkeiten, wozu auch wohl die mit unterlaufenden, von der Sonnenwärme schon halb ausgebrüteten Eier gerechnet werden müssen, einen abscheulichen, an Juchten erinnernden Geruch entwickelt, der es für einen civilisirten Gaumen wenigstens durchaus ungenießbar macht.

Die Manteiga de Tartaruga wird daher auch nur sehr selten zur Bereitung der Speisen, dagegen ganz allgemein im ganzen Amazonas-Thale als Lampenöl gebraucht.

Da nun die reiche Flora jener Gegenden mehr als eine sehr ergiebige Oelfrucht darbietet (den Ricinus z. B.), so muß ein derartiger Vernichtungskrieg gegen ein Thier, dessen Fleisch für einen großen Theil der Bewohner jener Gegend ein Hauptnahrungsmittel ist, doppelt ungerechtfertigt erscheinen. Daß aber bei dem jetzigen Verfahren eine starke Verminderung und allmälige Ausrottung dieser Thiere unvermeidlich ist, erhellt aus folgenden Zahlen:

Am Madeira allein werden jährlich etwa 2000 irdene Töpfe (potes) Schildkrötenbutter fabrizirt, wozu nach einer geringen Schätzung $2000 \times 2000 = 4,000,000$ Eier nöthig sind.

Außerdem werden jährlich zur Legezeit auf der Praria de Tamanduá allein 3—4000 weibliche Thiere gefangen, und schließlich, als ob eine derartige massenhafte Zerstörung noch nicht genügend sei, versäumt keines der zur richtigen Zeit nach Bolivien gehenden Canots die Praria nochmals nach jungen, kaum 5—6 Centimeter großen Schildkröten zu durchsuchen, die als besondere Delicatesse gelten, und von welchen in dieser Weise nur sehr geringe Prozente zu vollkommener Ausbildung gelangen können.

Bedenkt man nun, daß am Solimoës und dessen Zuflüssen, am Purús, Teffé ꝛc., in ähnlicher Weise gehaust wird, so versteht man, warum diese Thiere, trotz ihrer großen Fruchtbarkeit (bis zu 200 Eiern), seit den letzten fünf bis sechs Jahren in sehr fühlbarer Weise abgenommen haben, und fortan in immer steigender Progression abnehmen werden.[1]

[1] Die verschiedenen Arten der am Amazonenstrom und dessen Zuflüssen getroffenen Schildkröten sind:

1) Die Tartagua, die größte von Allen; das Männchen wird Capitary genannt, } Emysarten,
2) die Cabecuda (die dickköpfige), }
3) die Pitiá, Emys Pitiá,
4) die Tracajá, Emys Tracaja, Spix. (bedeutend kleiner als die vorhergehenden),
5) die Matá-matá, Chelys fimbriata Spix (mit einem merkwürdig gefalteten, wellenförmigen Rückenschilde).

Die für die Uferbewohner wichtigste von Allen ist die Tartaruga; sie wird, wie die andern, welche übrigens bei weitem nicht so häufig sind, auch außer der Legezeit mittelst Pfeil und Bogen gejagt und getödtet. — Der Pfeil, welcher dazu gebraucht wird, die sog. Sararaca, ist von besonderer Construction: Die nur leicht eingesteckte Spitze, welche durch eine lange, dünne Schnur aus Ananas-Fasern (Curauá) mit dem Schafte verbunden ist, löst sich vom letzteren beim plötzlichen Untertauchen des getroffenen Thieres, die Schnur entrollt sich, der als Boje an der Oberfläche schwimmende, leichte Pfeilschaft wird von dem herbeigeeilten Fischer ergriffen und die Schildkröte an der Curauá-Schnur mit Leichtigkeit emporgezogen.

Kaum wird sie aber an der Oberfläche des Wassers sichtbar, so versichert sich der Jäger ihrer noch besser durch einen Stoß mit einer schweren Harpune, und schließlich wird sie, meistens mit einiger Anstrengung, in das kleine Canot geworfen.

Es gibt Tartarugas von 1m. 3 Länge, 1m. Breite und 36—40 Centim. Dicke. Ein Thier dieser Größe kostet heutzutage auf dem Markt von Manáos 3—5 Milreis oder circa 3—4 Thaler, während es vor 7—8 Jahren kaum die Hälfte kostete.

Oberhalb des Tamanduá-Praia treten nun bald die ersten Vorläufer der die Stromschnellen verursachenden Riffe auf: kleine Felsinseln und Gneißblöcke an den Ufern, wie wir seit langen Monaten, seitdem wir die Küste verlassen, nicht mehr zu Gesicht bekommen hatten.

Bald erblickt man niedere Hügel auf beiden Ufern und nach Umschiffung des nächsten Vorsprungs liegt Santo Antonio vor uns.



Kapitel II.

Die Wasserfälle des Madeira und Mamoré.



Santo Antonio, Theotonio, die Caripunas-Indianer, Caldeirão do Inferno, alte Schriftzeichen auf den Felsen, Salto do Girão, ein Ueberfall, verlassene Hütten der Caripunas, Ribeirão, Schriftzeichen daselbst, Mündung des Beni.

Rasenden Laufs, sprudelnd und schäumend, drängen sich die gelben Fluthen des Madeira zwischen den schwarzgrauen Riffen von St. Antonio hindurch, eine wahre Erquickung für das der monotonen Bilder an seinem untern Laufe herzlich müde Auge.

Rings umher gewaltige Blöcke eines gneißartigen metamorphischen Gesteins, dessen zum Theil vertikal aufgerichtete Schichten in wilden Zacken und Zinken, einer starr gewordenen wogenden See vergleichbar, die Ufer und Inseln umsäumen.

Einer großen Felseninsel gegenüber, die den Fluß in zwei ungleiche Arme theilt, sieht man auf dem linken Ufer die im Buschwerk halb versteckten Strohhütten eines der Fieber wegen verlassenen brasilianischen Grenzpostens.

Die Ladung der Canots muß hier auf dem linken Ufer bis oberhalb der Schnelle getragen werden, während die leeren Fahrzeuge sich in dem Wirrsal enger Canäle hart am rechten Ufer zwischen gewaltigen Felsblöcken bis eben dahin durcharbeiten müssen.

Der Gefällsunterschied zwischen dem Ober- und Unterwasser dieser Schnelle beträgt bei mittlerem Wasserstand 1m. 20; derselbe ist im linkseitigen Canal auf 50 Meter, im rechtseitigen jedoch auf eine sechsmal größere Entfernung vertheilt.

Von der im Jahre 1737 durch die Jesuiten gegründeten Mission Santo Antonio, die später nach Trocano und Araretama (Borba) verlegt wurde, findet sich keine Spur mehr, da der Bestand derselben nur ein sehr kurzer und die Gebäulichkeiten wohl nur leichte Strohhütten gewesen.

In Macacos, der nächsten, jedoch weniger bedeutenden Schnelle, erblickt man schon über eine gewaltige Sandbank und niedere Inseln hinweg den Wasserstaub des großen Absturzes von Theotonio.

Von beiden Seiten treten daselbst flache Hügel an den Fluß heran, zwischen welchen sich der Strom in einer Breite von 700 Metern Bahn gebrochen hat.

Es müssen hier nicht nur die Ladung, sondern auch die Fahrzeuge selbst über Land auf eine Strecke von 700 Metern nach dem Oberwasser des Falles, dessen Höhe 11 Meter beträgt, gebracht werden.

Trotz unterlegter Walzen und selbst bei zahlreicher Mannschaft ist diese Aufgabe schwierig genug und erforderte z. B. für unsere Fahrzeuge und Ladung drei volle Tage. Daß dabei das eine oder das andere der Canots durch einen Stoß gegen einen Stein oft in einer Weise beschädigt wird, die eine schleunige Ausbesserung, Einsetzung neuer Rippen und Kalfatern dringend nothwendig macht, ist bei dem rauhen, steilen Pfade nicht zu verwundern.

Auf der Höhe des Felsrückens des rechten Ufers sieht man unter Buschwerk, niedern Palmen und stachligen Fackeldisteln versteckt die Reste einer Fundamentmauer. Dieselbe rührt von Gebäulichkeiten eines im Jahre 1735 von Theotonio Gusmão im Auftrag der portugiesischen Regierung gegründeten, später aber aufgegebenen Militärpostens her.

Zum Schutze des Verkehrs mit Mato-Grosso, der besonders seit den Explorationen in den Jahren 1767 und 1788, sowie nach der Erbauung des Forts von Principe da Beira am Guaporé einen großen Aufschwung genommen hatte, waren damals derartige Destacamentos oder Militärposten unentbehrlich, sei es zur Niederlage von Lebensmitteln, zur Unterstützung der Bootsmannschaften bei der Passage der Schnellen, sowie zum Schutze der Reisenden gegen die Angriffe der Indianer.

Die dominirende Lage des nach zwei Seiten steil abfallenden, felsigen Rückens mußte für die Zwecke der Vertheidigung wenigstens diesen Platz besonders günstig erscheinen lassen.

Die Beschaffenheit des Gesteins, im Allgemeinen dasselbe innerhalb der ganzen Region der Wasserfälle, nämlich ein Gneiß mit zum Theil sehr ausgesprochener Schichtung und einem bestimmten, stets sich gleich bleibenden Streichen, wurde von uns um so genauer untersucht, als wir, nach der Ansicht des Herrn Agassiz, auf der Grundlage des gewachsenen Felsens ruhend, zahlreiche erratische Blöcke von grundverschiedener mineralogischer Beschaffenheit hätten finden müssen.

Aber weder hier noch weiter oben in Bolivien sind irgend wie Spuren solcher Findlinge zu entdecken, eben so wenig, als es dem Herrn Agassiz gelang, in der Nähe von Rio de Janeiro die charakteristischen „roches striées" und „roches moutonnées" der Schweiz, die unzweifelhaften Beweise jener „Eiszeit" mit ihren colossalen Gletschern auch nur an einem einzigen Punkte nachzuweisen. Herr Agassiz schreibt dies merkwürdigerweise der starken Verwitterung des Gesteins unter dem Einflusse tropischer Hitze und tropischer Regen zu, indem er dabei ganz übersieht, daß in gemäßigten Klimaten in Folge der Sprengwirkung des in die feinsten Ritzen eingedrungenen, gefrierenden Wassers die Verwitterung bekanntlich eine viel stärkere ist, als unter den Tropen.[1]

Beim Bau einer Straße in der Provinz Minas Geraes[2] hatte ich vielfach Gelegenheit, die von Herrn Agassiz für Findlinge gehaltenen, sphäroidischen, in rothem Thon eingebetteten Dioritblöcke mit ihren concentrischen Krusten zu beobachten. Diese schalenförmige Abtrennung der obern Schichten mußte aber im Gegensatze zu der von

[1] In Rio de Janeiro und andern brasilianischen Städten sieht man an hundertjährigen Kirchen und andern öffentlichen Gebäuden mit gewöhnlichem Mörtel überzogene Kuppeln, Terrassen, Vasen und Verzierungen jeder Art vollständig wohlerhalten, während derart ausgeführte Bautheile in unserem gemäßigten Klima dem Froste keine drei Jahre Widerstand leisten würden.

[2] Straße der Compagnie União e Industria, Präsident: Marianno Procopio Ferreira Lage; Ingenieure: Joseph Keller und Bulhoẽs. — Es war die erste regelrecht angelegte Fahrstraße von größerer Ausdehnung (144 Kilometer lang), die überhaupt in Brasilien ausgeführt wurde. — Die Schwierigkeiten bei Uebersteigung der Wasserscheiden waren sehr bedeutend. — Das größte Werk daselbst ist die prachtvolle, nach den Plänen von Jos. Keller erbaute, 153 Meter lange eiserne Gitterbrücke über den Parahyba bei Tres-Barras.





DER THEOTONIO-FALL IM MADEIRA.

Herrn Agassiz des Weitern ausgeführten Gletschertheorie und Drift-Phänomena um so mehr als eine einfache Folge der Abkühlung aus feurig flüssigem Zustande erscheinen, als regelmäßig um die Dioritkugeln herum die eisenhaltige Thonerde von intensiverer Färbung ist und an gebrannten Ocker erinnert.

Vom Fuße des ebenerwähnten mächtigen Felsvorsprungs aus gesehen, bietet der Theotoniofall einen großartigen Anblick dar.

In der Mitte des sich auf die ganze Breite von 700 Metern erstreckenden, vielfach gebrochenen Absturzes, der im Allgemeinen eine Neigung von 45 Grad haben mag, kommt eine Felskuppe zu Tag, deren dunkle Färbung den weißen Gischt um so glänzender erscheinen läßt.

Hart am rechten Ufer, wo die Hauptwassermasse niedergeht, erheben sich die Sturzwellen bis zur Höhe von 10 Metern und der Stamm eines Urwaldriesen, den wir daselbst zu Thale kommen sahen, wurde von den gewaltigen Wogen umher geschleudert wie ein leichtes Rohr.

Waren am untern Madeira-Laufe die Ufer vollkommen eben, so sieht man nun schon oberhalb Santo Antonio auf beiden Seiten eine in geringer Entfernung vom Flusse nahezu ununterbrochen bis oberhalb des Theotoniofalles sich hinziehende Hügelreihe von 8—12 Meter Höhe, die, wie die ganze Gegend, zwar dicht bewaldet ist, ohne daß jedoch die Vegetation jenen üppigen Charakter zeigte, den sie unterhalb der Schnellen hat.

Die nächste Schnelle ist Morrinhos, [1] wo gleichfalls ausgeladen werden muß, um die leeren Fahrzeuge gefahrlos durch die Strömung ziehen zu können.

Der Transport der Ladung über das scharfkantige Felsgestein des linken Ufers ist keine leichte Aufgabe, selbst nicht für die breitschultrigen Moxos-Indianer und trägt, für unser europäisches Gefühl wenigstens, den Stempel unsäglicher Rohheit.

Oberhalb Morrinhos hat der Strom eine mittlere Breite von 1200—1400 Meter und ist auf eine Entfernung von 54 Kilometer, d. h. bis zur nächsten bedeutenden Schnelle, welche den ominösen Namen Caldeirão do Inferno (Höllenkessel) führt, vollkommen schiffbar.

Hier hat sich eine Horde Caripunas niedergelassen, die, obgleich sie schon mehrmals mit den Weißen in blutigen Conflikt gerathen war, und in keinem guten Rufe stund, dennoch zu interessant für uns war, als daß wir sie nicht hätten besuchen sollen. Sei es nun unserer imponirenden Zahl halber, oder in Folge der kleinen Geschenke, die wir denselben zu machen nicht versäumten, kurz, wir wurden sehr freundlich aufgenommen. Wir konnten ihre mit Palmblättern sorgfältig gedeckten Hütten, ihre Waffen und Geräthe in aller Ruhe in Augenschein nehmen und sogar einige der letzteren, z. B. aus dem schweren Holze der Pachiuba-Palme gefertigte Bögen, sowie lange Rohrpfeile und einigen Federnschmuck gegen Taschenmesser, Scheeren und weiße Glasperlen umtauschen.

Psychologisch merkwürdig war es, die Mischung von Furcht und Abscheu zu beobachten, womit unsere Moxos-Indianer diese nackten, vollständig wilden Stammverwandten betrachteten; unwillkührlich wird man dadurch an das Verhältniß zwischen dem Schäferhund und dem Wolf erinnert. [2]

Wenn es gelingen sollte, diese Caripunas-Indianer im Laufe der nächsten Jahrzehnte zu einigermaßen ruhigen Nachbarn der Weißen zu machen, so wäre damit der erste Grund zur Besiedelung des obern Madeira gelegt. Bei dem Bau einer Straße oder Eisenbahn könnten dieselben, wenn auch nicht als Arbeiter mit Hacke und Schaufel, so doch als Jäger und Fischer und durch Anpflanzung von Mandioc, Mais und Zuckerrohr, von nicht geringem Nutzen für die Allgemeinheit werden. Aber leider hat es nicht den Anschein, als ob in dieser Hinsicht etwas gethan werden sollte; in Brasilien bleiben, trotz des guten Willens einzelner erleuchteter Staatsmänner, derartige Dinge meist fromme Wünsche, und die sich selbst überlassenen, von keiner höheren Einsicht geleiteten Autochthonen werden auch hier mit den vordringenden Ansiedlern in Conflikt gerathen und weichen müssen.

---

[1] Von Morro: Hügel.

[2] Die Einzelnheiten dieses Zusammentreffens findet man in einem späteren Kapitel, welchem auch die Reproduction der an Ort und Stelle gezeichneten Skizze beigegeben ist.

Der Caldeirão do Inferno, die nächste Cachoeira oder Schnelle oberhalb der Caripunas-Hütten, gehörte, wenn auch nicht in Bezug auf die Höhe des Falles, so doch in Hinsicht auf die Gefahren und Mühseligkeiten der Durchfahrt zu den schlimmsten der ganzen Reihe.

Der Fluß ist hier durch sieben größere Inseln in viele Arme getheilt, an deren oberem Eingange der Hauptabsturz des Caldeirão sich befindet. Der Gesammthöhenunterschied zwischen Ober- und Unterwasser des Falls ist 6 Meter, derselbe ist jedoch im Allgemeinen auf eine Strecke von mehr als 1000 Meter vertheilt.

Die Boote müssen wieder ausgeladen werden, und können nur mit unsäglicher Mühe durch enge, krumme Seitencanäle bis in das glatte Wasser oberhalb des Absturzes gebracht werden.

Hier auf einer der oben erwähnten Inseln entdeckten wir beim Scheine der Laterne, als wir eben mit astronomischen Messungen beschäftigt waren, einige wenig vertiefte, theils halbkreisförmige, theils volutenartige Zeichnungen auf den schwarzbraun glänzenden Flächen einiger nahezu vertical stehenden Felsblöcke. Der größte Block hatte über



Eine der kleineren Schnellen des Caldeirão do Inferno.

2 Meter Höhe und 1½ Meter Breite und Dicke, während die 2—3 Centimeter breiten Zeichen nur 3—4 Millimeter tief eingegraben waren.

Durch diese Entdeckung aufmerksam gemacht, fanden wir später die hinsichtlich des Charakters der Inschriften noch merkwürdigere Felsplatte bei der großen Schnelle von Ribeirão, die ich mit einer von Caldeirão und einer von Lages weiter unten naturgetreu wiedergegeben habe.

Bei der gefahrvollen Passage der Caldeirão-Fälle hatten wir wieder Gelegenheit, eine schon früher gemachte Beobachtung zu erneuern, nämlich daß der vortheilhafteste Weg für die Fahrzeuge durch die brausenden Wasser und drohenden Riffe bei einer geringen Veränderung des Wasserstandes sich dergestalt verschiebt, daß alle Vorschriften älterer Reisenden, ja selbst die eigene Erfahrung von früheren Fahrten nicht den geringsten Anhaltspunkt bieten.

Man muß in jedem Falle in der Nähe der Schnelle halten und zu Land so nahe als möglich zu kommen suchen, um sich eine Uebersicht der Strömungen und Riffe, welche bei der Durchfahrt zu vermeiden wären, zu verschaffen.

Es ist dies oft schwierig genug und im letzten entscheidenden Moment hängt, besonders bei der Thalfahrt, das Heil des Fahrzeugs und seiner Bemannung von dem raschen Blick und dem kräftigen Arm des Steuermanns ab.

Der Caldeirão do Inferno hat übrigens, wie gesagt, unter allen Fällen des Madeira den schlimmsten Ruf, da schon mehr als ein reichbeladenes Canot an seinen schwarzen Riffen zerschmettert wurde, wobei meistens auch ein Theil der Bemannung mit zu Grunde ging.

Merkwürdiger Weise sollte die zufällige Lösung eines geographischen Problems mit dem Untergang des Entdeckers in dieser berüchtigten Schnelle ihren tragischen Abschluß finden.

Vor etwa acht bis zehn Jahren hatte sich nämlich der Peruaner Maldonado, um der Verfolgung seiner politischen Feinde zu entgehen, auf dem Madre de Dios eingeschifft, war durch diesen in den Beni und durch den letzteren in den Madeira gelangt, so daß jeder Zweifel über den Lauf des Madre de Dios, den man längere Zeit für einen Zufluß des Purús gehalten, gehoben ist.

Da er seine abenteuerliche Fahrt auf einem jener eigenthümlichen, aus Rohrbündeln zusammengesetzten Schiffchen angetreten hatte, wie solche auf dem Titicaca-See im Gebrauche sind, und sich dasselbe bei seinem Einlaufen in den Madeira in jämmerlichem Zustand befand, so tauschte er sich von Caripunas-Indianern, mit welchen er in Berührung kam, eines ihrer leichten Rindencanots ein, auf welchem er die Fahrt fortsetzte.

So war er nach mancherlei Abenteuern auf Pfaden, die vor ihm noch kein Weißer betreten hatte, durch ungeheure, von kriegerischen Indianern bewohnte, unerforschte Wälder, über brausende Stromschnellen glücklich bis in verhältnißmäßig bekanntere Regionen gelangt, als ihn sein Geschick ereilte. Im Caldeirão do Inferno zerschellte sein gebrechliches Fahrzeug an den Felsen, er selbst ertrank, und nur mit genauer Noth gelang es seinen beiden Ruderern, ihr Leben zu retten und sich auf einer der Inseln so lange elendiglich zu ernähren, bis ein zu Thal gehendes bolivianisches Boot sie aufnahm und nach Manáos brachte.

Da jedoch mit ihrem Herrn auch dessen Tagebuch zu Grund gegangen war, und sie selbst als ungebildete Mestizen nur sehr unvollkommene Nachrichten über diese merkwürdige Fahrt geben konnten, so blieb als einziges wissenschaftliches Ergebniß derselben die Gewißheit, daß der Madre de Dios kein Zufluß des Purús, sondern des Beni und folglich auch des Madeira sei. —

Oberhalb des Caldeirão kommt auf dem rechten Ufer eine Hügelreihe von 50—60 Meter Höhe in Sicht, die sich in ununterbrochener Linie in südöstlicher Richtung bis in blaue Fernen erstreckt. Es ist dies ohne Zweifel eine Verzweigung der Serra da Paca-Nova, deren Hauptausläufer wir weiter oberhalb sehen sollten, und welche in ihrer östlichen Verlängerung unter verschiedenen lokalen Benennungen die Hauptwasserscheide zwischen den Zuflüssen des Amazonas und des Paraguay bildet.

Der nächste Absturz ist der Salto do Girão. An einem günstig gelegenen Platze des rechten Ufers unterhalb desselben wird ausgeladen und Ladung, sowie Fahrzeuge auf eine Entfernung von 900 Meter über Land durch den dichten Urwald, dessen Unterholz zum Theil aus Cacaobüschen besteht, bis oberhalb des Falles transportirt.

Das Totalgefälle von 8 Meter ist auf vier Punkte vertheilt, während die Flußbreite, welche übrigens des tief ausgezackten Felsufers halber sehr ungleich ist, im Allgemeinen zu 700 Meter angenommen werden kann.

Die schwarzbraunen, zum Theil mit weißen Flechten bedeckten Felsblöcke des Ufers, über welche zierliche Palmen sich beugen und üppige Schlinggewächse dichte grüne Schleier bilden, zwischen denen nur hier und da eine Lichtung einen Blick in das dunkle Waldinnere gestattet, während dicht davor die schäumenden Wasser in engen Canälen dahinbrausen, und riesige entrindete Baumstämme hoch oben auf den Felskuppen oder gar im Geäste der Ufervegetation Zeugniß ablegen von der Höhe der Fluthen zur Regenzeit, dies Alles vereinigt sich zu einem reizenden Bilde, dessen von keines Menschen Hand gestörte Urwüchsigkeit ihm noch einen eigenen Zauber verleiht.

Am oberen Ende des Falles zeigte mir ein alter Mulatte, der als Jäger die Expedition begleitete, den Platz, wo er mit seinen Gefährten vor acht Jahren von den Caripunas angegriffen worden war. Sie hatten Salz

geladen für Mato-Grosso [1] und waren gerade damit beschäftigt, ihr Fahrzeug über die Felsen zu ziehen, wobei die Indianer hilfreiche Hand geleistet hatten, als der Angriff erfolgte.

„Dort,“ sagte er, „waren unsre Salzsäcke aufgehäuft, und hier, aus diesem Buschwerk, trat der uns wohl bekannte Häuptling heraus, mit wenigstens fünfzig seiner Leute, alle mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Er stellte sich, als sei er mit dem bedungenen Lohn, Messer und Glasperlen, die ihm richtig eingehändigt worden waren, unzufrieden und verlangte mehr.

„Einer der Unsrigen, der etwas von seiner Sprache verstund und als Dolmetscher fungirte, suchte ihn zu beschwichtigen und bot ihm ein Stück saftigen Tapirbratens an, das gerade am Spieße stak, was er jedoch verächtlich zurückwies. Während nun unser Kamerad noch mit ihm sprach, erhielt er einen auf wenige Schritte abgeschossenen Pfeil in den Rücken, der ihm gerade noch so viel Lebenskraft ließ, um uns zurufen zu können, Feuer zu geben.

„Unsre Salve von acht Schüssen, denn stärker waren wir nicht, streckte mehrere Indianer zu Boden, worauf sich die Uebrigen hinter die nächsten dicken Stämme zurückzogen und einen wahren Pfeilhagel gegen uns abschoßen, von welchem jedoch nur zwei der Unsrigen leicht verwundet wurden, da wir uns hinter unsre Salzsäcke geduckt hatten.

„Wenn wir übrigens dieses Bollwerk, welches nach Beendigung des Kampfes mit Pfeilen gespickt war, nicht gehabt hätten, so wären wir wohl unterlegen. So wie es war, sahen die Caripunas ein, daß bei einem Sturm auf unsre feste Stellung jedenfalls noch mehrere der ihrigen verwundet oder getödtet werden würden, und da im Allgemeinen Indianer nur angreifen, wenn sie sicher sind, den Sieg mit verhältnißmäßig geringen Opfern zu erlangen, so zogen sie sich nach und nach, immer unter sorgfältiger Deckung, in den dichten Wald zurück, und wir sahen nichts mehr von ihnen. Unser armer Kamerad aber war und blieb todt, und wir mußten ihn da in der Wildniß begraben.“

So erzählte der alte Mulatte, und da seine Geschichte zu sehr den Stempel der Wahrheit trug, so war ich wohl gezwungen, die günstige Meinung, welche ich mir bei unserm Besuche in den Hütten jener Indianer über dieselben gebildet, einigermaßen zu modifiziren. —

Wieder bedurfte es einer zweitägigen angestrengten Arbeit unsrer ganzen Mannschaft, um die schweren Barken zu Land bis oberhalb des Falles do Girão zu bringen.

Trotz der angewandten Walzen kann bei einem derartigen Transport, des unebenen, zum Theil steinigen Bodens halber, von einem eigentlichen Rollen nicht die Rede sein, da aber die Hölzer zu den Walzen alle frisch geschlagen sind, und die Rinde, sowie der saftige Splint unter der Last des Canots zermalmt werden, so findet auf der schlüpfrigen Oberfläche derselben ein ziemlich vollkommenes Gleiten statt.

Die Temperatur war zur Zeit unsrer Anwesenheit an jenem Punkte außergewöhnlich niedrig, indem dieselbe am 31. Juli in der Morgenfrühe, zwischen 4 und 5 Uhr, bis auf 15 ° R. herunterging, ein Wärmegrad, der für unsre an Tropenhitze von 35 und 40 ° gewöhnte Haut empfindlich niedrig erscheinen mußte.

Bei der nächsten Schnelle von Tres-Irmãos oder „den drei Brüdern“, die ihren Namen von einem von drei Spitzen gekrönten Hügel hat, ändert der Madeira seine bisherige Hauptrichtung, von Südwest nach Nordost, plötzlich, um geradezu von West nach Ost, dem Parallel von 9 ° 33 zu folgen. Eine große Insel theilt den Fluß in zwei Hauptarme, und oberhalb derselben ist es, wo der schon in Manáos, wie im ganzen Amazonasthale beobachtete poröse, eisenhaltige Sandstein, die Pedra Canga, zum ersten Male wieder zum Vorschein kommt.

Die eigentliche Thalniederung erhebt sich im Allgemeinen nur wenig über die Höhe der höchsten Hochwasser, während auf dem linken Ufer besonders die weiter zurückliegenden Hügel eine Höhe von 100 Meter über der Thalsohle erreichen. Das rechte Ufer ist zwar verhältnißmäßig flacher, doch erscheinen auch auf ihm da und dort die Gipfel entfernter Hügelketten.

[1] Während in den Hafenstädten der Küste ein Sack Salz von circa 60 Pfund 2—3 Thaler kostet, ist er in den Viehzucht treibenden Distrikten des Innern, 150—200 Meilen von dem Atlantischen, 15—18 Thaler werth, und besonders vor der Einrichtung einer regelmäßigen Dampfschifffahrt auf dem La Plata und Paraguay lohnte es sich wohl der Mühe, dieses unentbehrliche Mineral dahin zu transportiren, und sei es auch in kleinem Canot und über die Schnellen des Madeira.

Die nächstfolgende Schnelle „do Paredão" wird durch ein mehr als 100 Meter in den Fluß vorspringendes Riff grobkörnigen Granits verursacht, auf dessen äußerster Spitze einige colossale Blöcke desselben Materials zur Seite eines tief eingeschnittenen Canals liegen, dessen glatte, mauerartige Wände zu der Benennung „Paredão", d. h. Stützmauer, Futtermauer, Veranlassung gegeben haben.

Der Gefällsunterschied beträgt nahezu 2 Meter, ebenso viel bei der nächstfolgenden Schnelle von Pederneira (d. i. Feuerstein), wo Quarzadern das Gestein durchsetzen und das ganze Flußbett mit größeren und kleineren Felsblöcken wie besäet ist. Bei beiden Schnellen muß nur die Ladung zu Land transportirt werden, während die Fahrzeuge im Strome selbst gezogen werden können.

Oberhalb Pederneira ist der Strom wieder vollkommen glatt, und da derselbe nun wieder bis zur Mündung des Abuná die frühere Richtung von Südwest nach Nordost annimmt, so erleidet sein Lauf eine nahezu rechtwinkelige Ablenkung.

An den Ufern treten von Zeit zu Zeit zum Theil vollkommen horizontale, zum Theil wellenförmig gebogene Schichten eines eisenhaltigen, schiefrigen, sandsteinartigen Sedimentes zu Tag, welche sich bis zu 15 und 18 Meter über Niederwasserhöhe erheben.

Die Hügelreihe des linken Ufers, die noch bei Pederneira ganz nahe an den Fluß heran tritt, entschwindet nun den Blicken und auf beiden Seiten dehnen sich, so weit das Auge reicht, dicht bewaldete, noch von keinem weißen Manne betretene Niederungen aus. Die Flußbreite ist hier nahezu 1000 Meter, während die Tiefe im Mittel 5 und 6 Meter, und das Gefälle weniger als 1 : 30,000 beträgt, so daß auf beinahe 60 Kilometer, bis zu der Schnelle von Aráras, der Schifffahrt mit größeren Fahrzeugen und Dampfern kein Hinderniß im Wege liegt.

Der glatte Strom und die dadurch erleichterte Communication für Jagd und Fischfang sind es wohl, welche eine zweite Horde Caripunas-Indianer bewogen haben, an dieser Stelle sich niederzulassen, ähnlich wie es ihre Stammesgenossen an der von Stromschnellen freien Strecke unterhalb des Caldeirão do Inferno gethan. Ein paar alte Rindencanots, die am Ufer lagen, verriethen uns die Stelle, wo ein schmaler Pfad durch den Wald nach ihren Hütten führt.

In der Hoffnung, diese Söhne der Wälder nochmals zu Gesicht zu bekommen, versahen wir uns mit Geschenken für dieselben, landeten und folgten dem schmalen, sehr rein gehaltenen Pfad, der direkt landeinwärts führte. In der Entfernung von wenigen hundert Schritten vom Ufer fanden wir eine verlassene Hütte von derselben Bauart, wie diejenigen bei den zuerst besuchten Caripunas. Die bis in's Innere wuchernden Pflanzen ließen erkennen, daß sie schon seit längerer Zeit unbewohnt sein mußte, und wir schritten weiter waldeinwärts auf dem Pfade, der uns doch wohl zuletzt zu andern, bewohnten Hütten bringen mußte.

Die Waldvegetation rings um uns her war prachtvoll, und nie habe ich einen größeren Reichthum an Palmen gesehen, als zu beiden Seiten dieses Indianerpfades. Das Schirmdach, aus den colossalen Wedeln der Uauassúpalme, den zierlichen zweispaltigen Fächern einiger kleinerer Palmenarten, sowie den breiten Bananenblättern der Strelitzia oder Pacová Sororoca war so dicht, daß wir nicht im Mindesten durch die Sonnenstrahlen belästigt wurden.

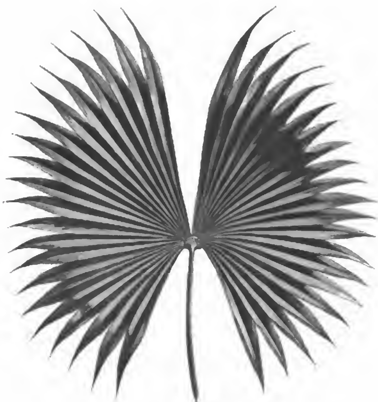
Wir mochten in dieser Weise, sechs Mann stark, den Pfad auf 6—7 Kilometer verfolgt haben, ohne daß wir irgend welche Anzeichen der Nähe einer Malocca [1] zu Gesicht bekommen hätten, und mußten endlich den Versuch aufgeben, die Hütten, zu welchen der Pfad ohne Zweifel führte, zu erreichen, und so kehrten wir ziemlich verstimmt zu unsern Canots zurück.

Der am weitesten nach Westen gelegene Punkt des Madeiralaufes, als welcher gewöhnlich die Mündung des Abuná, eines Zuflusses des linken Ufers, bezeichnet wird, liegt nach unsern Messungen 3 Kilometer stromab von derselben. Bei Ararás, der nächsten Schnelle weiter stromaufwärts, verändert der Fluß nochmals seine Richtung, um in einem großen Bogen nach der Mündung des Abuná zu gelangen, so daß von Paredão an eine Art von Halbinsel gebildet wird.

[1] Malocca = Indianerdorf.

Die Schnelle von Araras, deren Gefälle nur gering ist (1 m. 40), kann deßhalb mit beladenen Canots am Tau überwunden werden. Diese Arbeit, obgleich weniger beschwerlich als der Landtransport der Ladung über Stock und Stein, erfordert aber doch mehr Aufmerksamkeit, als es auf den ersten Blick scheinen dürfte.

Da nämlich das schwerfällige Fahrzeug, wenn es nur durch ein langes Tau von oben gehalten ist, durch seitliche Strömungen leicht quer gegen die Felsen gedrückt werden kann, so werden noch leichtere Taue vom Vorder- und Hintertheil an Land gegeben, um die richtige Stellung des Schiffs nöthigenfalls erzwingen zu können. Der größte Theil der Mannschaft befindet sich also stromauf am großen Tau, wobei Jeder zuschauen mag, wie er bei der nothwendig werdenden Veränderung der Stellung, schwimmend oder springend, von Fels zu Fels gelangt, während Andere an den leichteren Leinen seitwärts stehen und auf Commando vorn oder hinten anziehen. — Noch Andere



Fächerblatt einer Palmenart.

befinden sich bis an die Brust im zischenden, brausenden Schaum der Schnelle, um zu verhüten, daß das Vordertheil des gebrechlichen Fahrzeugs bei den unvermeidlichen Schwankungen gegen einen der glänzenden, schwarzgrünen Gneißblöcke stoße und seine schlecht kalfaterten Fugen öffne.

Die Leichtigkeit, womit übrigens diese Indianer auf den glatten überflutheten Steinen Fuß fassen, ein schweres Tau schwimmend durch die Strömung bringen, und schließlich im Nothfalle durch Untertauchen sich über ein etwaiges Festsitzen des Bootes und die Möglichkeit, es flott zu machen, vergewissern, ist ganz erstaunlich.

Die kleine Schnelle von Periquitos wird in gleicher Weise wie Araras am Tau mit voller Ladung passirt, nicht so jedoch die große, 6 Kilometer lange Cachoeira do Ribeirão. Das Flußbett ist in derselben nahezu auf die ganze oben angeführte Länge durch eine Menge von Felsinseln und Riffen in einer Weise zerrissen und das Gefälle so bedeutend, daß das Ganze eine beinahe ununterbrochene Reihenfolge von Abstürzen und brausenden Schnellen



Die Schnelle des Ribeirão, von Oben stromabwärts gesehen.

bildet. Die Flußbreite ist dabei, besonders an dem obern Ende des Falles, wo der Hauptabsturz sich befindet, bis auf 2000 Meter erweitert, wobei allerdings einige größere Inseln mit inbegriffen sind. Niedere felsige Hügel treten auf beiden Seiten bis hart an den Fluß heran, und dichter Urwald bedeckt nicht nur die Ufer, sondern auch die größeren Inseln.

Während unsre Leute sich quälten, die Fahrzeuge am Tau über die untersten der Schwellen zu bringen, hatte ich eine Meridianhöhe der Sonne gemessen, und indem ich nun über die Felsen des rechten Ufers kletterte, entdeckte ich wieder mehrere der schon am Caldeirão do Inferno gefundenen Voluten und concentrischen Kreise, in derselben Weise wie dort, flach vertieft in die Oberfläche des schwarzen, harten, gneißartigen Gesteins eingegraben. Der beste Fund aber war der einer vollkommenen Inschrift, deren gradlinig aneinander gereihte Züge wohl in keinem Falle als das Spiel müßiger Indianerlaune betrachtet werden können.

Diese Schriftzeichen befinden sich auf einem unter 45° geneigten, ziemlich glatten, sehr harten, vom Wasser geschwärzten Felsblock von 1m·2 Länge und 1m· Höhe und Dicke. Derselbe liegt nur 2½ Meter über Niederwasser, hart am Wasserrande des rechten Ufers bei der zweiten kleineren Schnelle des Cachoeira do Ribeirão.

Der Querschnitt der Zeichen ist flach muldenförmig und die Oberfläche derselben erscheint eben so verwittert als an den weiter unterhalb befindlichen, so daß sie an einigen Stellen so ziemlich verwischt sind und nur bei günstiger Beleuchtung deutlich hervortreten. Eine glänzend dunkelbraune Kruste, die sich überall auf der Oberfläche des Gesteines bildet, wo die Wasser dasselbe, wenn auch nur zeitweise, bedecken, überzieht wieder so vollkommen gleichmäßig sowohl die schwach vertieften Zeichen, als auch die dazwischen liegende unberührte Fläche des Blocks, daß wohl viele Jahrhunderte darüber hingegangen sein müssen, seitdem mit einem Quarzmeißel in mühseligster Weise einzelne Theile dieser Kruste losgelöst wurden.

Da die Grundlinie der Schriftzeichen so ziemlich horizontal läuft, und auch die andern Zeichen und Figuren beim Caldeirão do Inferno, sowie bei der weiter stromauf gelegenen Cachoeira das Lagens sich in so geringer Höhe über dem Niederwasserstande des Flusses befinden, so kann man wohl annehmen, daß die heutige Stellung des Blockes die ursprüngliche ist.

Leider sind unsre Kenntnisse der Geschichte der südamerikanischen Indianerstämme in den Zeiten vor der Conquista, einige halbmythische Nachrichten über das Reich der Incas etwa ausgenommen, so unzulänglich, daß die bedeutendsten Momente derselben, wie die Wanderungen der Tupis, immer noch mehr den Charakter geistreicher Hypothesen als historischer Factas haben.

Wir haben jedoch Nachricht von großen Eroberungszügen der Incas; sollten die Schriftzeichen am Madeira etwa Bezug auf dieselben haben, oder sind sie noch älter? Vergleichende Studien peruanischer Alterthümer könnten wohl am besten Aufschluß darüber geben, ob der Ursprung dieser Ringe und Voluten in jenem Lande verhältnißmäßig alter Cultur zu suchen sei oder nicht.

Von den Vorfahren der heutigen Caripunas, wenn dieselben, wie wohl anzunehmen, auf gleich niedriger Culturstufe stunden, rühren sie wohl nicht her, da ein rohes Jägervolk, wie dieses, sich wohl kaum die Mühe gibt, monatelang eine harte Felsplatte mit unvollkommenen Feuersteinmeißeln zu bearbeiten. Wenn je eine derartige Lust sie anwandelt, so wählt ihr kindischer, nach dem Nächstliegenden greifender Sinn sicherlich Thiere: Alligatoren, Schildkröten und Fische zur Darstellung, oder wohl auch die Sonne und den Mond, wie dies die von Humboldt beschriebenen Darstellungen auf den Felswänden des Orinoco-Thales zeigen. [1]

Aehnliche rohe Darstellungen finden sich auch auf den Felsufern des Araguaya, jenes großen Zuflusses des Tocantins, bei einer Stromschnelle, die Martyrios [2] genannt wird, weil die ersten portugiesischen Exploratoren in den plumpen Umrissen die Marterwerkzeuge Christi zu entdecken glaubten.

Bei Durchfahrung der langen Schnelle von Ribeirão wird ein gänzliches Ausladen der Fahrzeuge nothwendig noch ehe man den eigentlichen Absturz am obern Ende des Falles erreicht hat.

Von der Last und Plackerei, die ein derartiges wiederholtes Ausladen, sowie der Transport der schweren Kisten über die glühenden, nackten Felsen hier besonders den armen Burschen von Indianern verursacht, unter den brennenden Strahlen einer Tropensonne, gegen welche die verkrüppelten Büsche, die hie und da, von den Hochwassern halb umgelegt, zwischen den Felsen stehen, soviel wie keinen Schutz gewähren, kann sich nur derjenige eine richtige Vorstellung machen, der diese Art von „Schifffahrt" schon mit angesehen. Trotzdem werden manchmal Stücke von 5—6 Centnern in derselben Verpackung, wie sie an Bord des Dampfers von Pará gekommen sind, in dieser Weise nach Bolivien transportirt, ja man sagte uns, daß schon mehrere Pianos diesen beschwerlichen Weg gemacht haben und wirklich wohlbehalten in Santa Cruz de la Sierra angelangt seien.

Diese Schwierigkeiten, so groß sie auch sind, erscheinen allerdings gering im Vergleich mit denen, welche die Cordilheira de los Andes mit ihren unwegsamen Maulthierpfaden an schwindelnden Abgründen vorüber, mit ihrer markdurchdringenden Kälte und ihrer Soroche [3] dem Verkehr entgegensetzt, von dem zwecklosen Ersteigen, Wiederverlassen und Nochmalsersteigen der nahezu 15,000 Fuß über dem Meeresspiegel liegenden Pässe gar nicht zu reden und nur so erklärt es sich, daß jährlich 60—70 bolivianische Canots die mühevolle Fahrt auf dem Madeira unternehmen, bei der Thalfahrt mit Häuten und Rindstalg, bei der Bergfahrt mit den Produkten der europäischen und nordamerikanischen Industrie beladen.

In Ribeirão beträgt die größte Entfernung, auf welche die Ladung über Land transportirt werden muß, über 1000 Meter. Die Vegetation zu beiden Seiten des schmalen Pfades durch den Urwald, zu dessen Erhaltung und Klärung jede durchziehende Karavane das ihrige beiträgt, ist außerordentlich üppig. Dichte Cacaogebüsche, bananenblättrige Uranias und Strelitzias, sowie eine zierliche, schon früher beobachtete Fächerpalme mit zwiegespaltenen Wedeln, überragen in malerischer Zusammenstellung das von dornigen Lianen und niederem Unterholze gebildete Dickicht des Urwaldes, der nur mit dem Waldmesser in der Hand zugänglich ist.

Ein kleiner Zufluß des rechten Ufers von 5—6 Meter Breite, bei dessen Mündung unsere Fahrzeuge ihre holperige Reise über Land antreten mußten, um den letzten und steilsten Theil des Absturzes zu überwinden, hat der ganzen langen Stromschnelle den Namen Ribeirão (Bach) gegeben.

Unmittelbar oberhalb der Mündung dieses Baches tritt ein cactusbewachsenes Felsriff, dessen Fortsetzung quer durch den Fluß deutlich in der Linie des eigentlichen Absturzes, sowie in einer Reihe felsiger Inseln verfolgt werden kann, hart an das Ufer heran.

---

[1] Der seinem rastlosen Forschungstriebe zum Opfer gefallene Appun gibt in seinem Werke: „Unter den Tropen" einige interessante Abbildungen von alten Inschriften aus Guyana.

[2] Leider gibt ein Herr Vallée, der im Auftrage der brasilianischen Regierung vor einigen Jahren den Araguaya herunterfuhr, in seinem in jeder Hinsicht äußerst ungenügenden Berichte nicht einmal eine Beschreibung dieser immerhin merkwürdigen Darstellungen. — Man wird sich einen Begriff von den hydrographischen Ergebnissen dieser Fahrt machen können, wenn ich sage, daß er, da er keine Aufnahmen irgend welcher Art gemacht hatte, sich bei seiner Rückkehr begnügte, die vorhandene sehr ungenaue kleine Karte des Araguaya in größerem Maßstabe zu copiren und den Ministern einzuhändigen.

[3] Soroche nennt man in Bolivien und Peru jenen Anfall von Schwindel, Brechreiz und Brustbeklemmung, der durch die geringe Dichtigkeit der Atmosphäre auf den großen Höhen hervorgerufen wird und ungemein belästigend ist.

Die Höhe des Falles, der sich auf die ganze Breite des gewaltigen Stromes, welche hier 2000 Meter beträgt, erstreckt, ist 4 Meter und der Gesammteindruck ein durchaus malerischer und eigenthümlicher.

Merkwürdig ist es, die Wirkung der Hochwasser oder vielmehr der von der Strömung fortgerissenen Rollkiesel auf das Riff und das felsige Flußbett zu beobachten. Dieselben werden in den natürlichen Vertiefungen und Unebenheiten des Felsens durch die Strömung in rotirende Bewegung versetzt und bohren nach und nach eine Reihe tiefer, cylindrischer Löcher, deren verticale Wände wie polirt erscheinen, in das gneißartige, wohl metamorphische Gestein.

Diese Bohrlöcher, deren wir schon im Parahiba in der Provinz São Paulo, sowie im Ivahy und Tibagy in der Provinz Paranã [1] gesehen hatten, werden von den Brasilianern Caldeirões oder Kessel genannt, und finden sich am Ribeirão in allen Größen, von wenigen Decimetern bis zu 5 und 6 Meter Durchmesser und eben solcher Tiefe.

Ganze Bänke des harten Gesteins sind in dieser Weise förmlich abgebohrt worden, wie die halbkreisförmigen Ausschnitte des stehen gebliebenen Theils deutlich zu erkennen geben. An anderen Stellen ist der Prozeß noch in vollem Gange, wobei über den nach unten sich berührenden „Kesseln" zuerst schmale Stege stehen bleiben, zuletzt aber tief eingeschnittene, fortlaufende Canäle gebildet werden, zwischen deren glatt polirten Wänden die Gerölle der Hochwasser immer tiefer und tiefer sich einwühlen.

Der ganze Fall muß in dieser Weise stromauf sich verschieben, wenngleich dieses Rückwärtsgehen durch einfache Erosion ungleich langsamer von Statten gehen wird, als in jenen Fällen, wo ein Unterspülen und späteres Einbrechen der oberen Schichten dem Phänomen zu Grunde liegt, wie z. B. am Niagara.

Nimmt man an, daß die mittlere Zunahme dieser Bohrlöcher nach der Tiefe im Jahr ½ Millimeter betragen, was gewiß eher zu viel als zu wenig ist in Anbetracht der großen Härte des Gesteins, sowie des Umstandes, daß in den meisten Löchern nur bei Hochwasser, d. h. nur während dreier Monate im Jahr „gebohrt" wird, so ergibt sich für das Zustandekommen eines 6 Meter tiefen Loches ein Zeitraum von 12,000 Jahren, d. h. 1 Meter in 2000 Jahren, was auch mehr oder weniger das Maß für die rückgängige Bewegung des Falles sein wird.

Da nun in Ribeirão die Länge der Felseninseln, deren oberes Ende sich heutzutage ungefähr auf der Kante des Absturzes befindet, höchst wahrscheinlich die ursprüngliche Breite des Felsenriffs darstellt, über welches der Fluß sich stürzte, und diese Länge ungefähr 1000 Meter beträgt, so ergibt sich, daß mindestens zwei Millionen Jahre verflossen sein müssen, seitdem der jetzt noch andauernde Zustand allmähliger Umbildung durch Erosion seinen Anfang genommen. Wenn auch einer derartigen Berechnung wegen ungenügender Genauigkeit der zu Grunde liegenden Basis keine größere Wichtigkeit beigelegt werden kann, so erhalten wir doch dadurch eine Vorstellung von der Art und Weise, in welcher in der Natur im Laufe ungeheurer Zeiträume durch winzige Ursachen, wie z. B. ein vom Wasser im Kreislauf bewegter Kiesel, die gewaltigsten Veränderungen zu Stande kommen. [2]

Vier Kilometer oberhalb Ribeirão befindet sich die unter dem Namen Correnteza da Misericordia bekannte und bei den bolivianischen Madeirafahrern zeitweise sehr gefürchtete Stromenge. Die Gesammtbreite des Stroms beträgt hier nur 350 Meter, und da die ziemlich steil ansteigenden Felsufer ein Austreten der Hochwasser zu beiden Seiten unmöglich machen, und die ganze ungeheure Wassermasse durch das enge, nicht sehr tiefe Profil sich drängen muß, so findet ein Aufstau und bedeutende Vermehrung der Geschwindigkeit statt.

[1] Im Tibagy, einem Zuflusse des Paranapanéma und Paraná, werden diese Kessel von den Diamantsuchern fleißig durchstöbert, da sich bei den am Grunde befindlichen Rollkieseln auch häufig der geschätzte Stein findet, der sich allerdings besser als jeder andre zum Bohrer eignet. Das Gestein am Tibagy ist dort ein metamorphischer Sandstein, während weiter unterhalb gewaltige Klingsteinkegel ringsum sich erhoben haben. Jene ganze Gegend zwischen dem Tibagy bis zum Ivahy, wo ähnliche geologische Verhältnisse vorwalten, wird einstens, wenn sie dichter bevölkert, eine größere Menge des theuer bezahlten, lichtbrechenden Minerals in den Handel bringen, als alle andern Diamanten führenden Länder zusammengenommen.

[2] In einem vor Kurzem erschienenen interessanten Buche: New tracks in North-America von W. Bell, gibt der Verfasser eine ausführliche Beschreibung jener Riesenschluchten oder „Cañons" des Colorado und seiner Zuflüsse, die Alles übertreffen, was man von Erosion und deren Wirkungen je gesehen: Der Colorado hat sich auf 500 englische Meilen in hartem Gestein eine Schlucht ausgewaschen, deren verticale Wände an vielen Punkten 5000, ja sogar einmal 7000 Fuß Höhe erreichen!!!

Während also im Allgemeinen die Höhe der Wasserfälle bei Hochwasser kleiner wird, nimmt dieselbe in derartigen Stromengen, wo keine Ausbreitung der Wasser möglich ist, in demselben Maße zu, und da nun im vorliegenden Falle außerdem noch eine scharfe Krümmung des Fahrwassers stattfindet, welche den Zug mit der Leine vom Ufer aus erschwert, so mag allerdings die Stromenge von Misericordia zu gewissen Zeiten für die bolivianischen Canots nur mit äußerster Anstrengung zu passiren sein. Zur Zeit unsrer Durchfahrt am 15. August war der Fluß nieder und wir hatten keine Schwierigkeit, gegen die Strömung aufzukommen.

Oberhalb Misericordia erreicht der Strom wieder seine normale Breite von 700—800 Meter und ist dabei glatt wie ein See bis zur Cachoeira da Madeira. Kurz unterhalb derselben erweitert er sich bis auf eine Breite von nahezu 2000 Meter, wobei er durch zwei Inseln in drei Hauptarme getheilt wird.

Die Cachoeira oder Schnelle selbst ist ein Chaos von kleinen niedern Felsinseln und Riffen, zwischen welchen die Wasser mit einem Gesammtgefälle von 2½ Meter dahinbrausen. Die Fahrzeuge müssen dort ausgeladen und die Ladung zu Land bis oberhalb der Schnelle verbracht werden.



Schriftzeichen auf den Felsen des Madeira-Ufers.

I. Beim Ribeirão-Falle. II. Querschnitt der Vertiefungen in halber Naturgröße. III. und IV. bei den Schnellen von Laage und Madeira.

Auf dem metamorphischen Felsgestein des Ufers finden sich nochmals einige der concentrischen Kreise eingegraben wie bei Caldeirão &c.; das Interessanteste jedoch bei der Cachoeira da Madeira sind die ungeheuern Anhäufungen von Treibholz auf den Felsen des linken Ufers, unmittelbar unterhalb der Mündung des Beni. Es sind meistens colossale Cedernstämme, welche, durch die Hochwasser des Beni herbeigeführt, durch Rückströmungen und Wirbel zwischen die Felsen getrieben werden und mit dem fallenden Wasser daselbst stranden und liegen bleiben, bis das nächste große Hochwasser sie vielleicht wieder flott macht und weiter stromab führt.

Ohne Zweifel waren es derartige Anhäufungen von vielen hunderten riesiger Stämme, welche die Portugiesen veranlaßt haben, dieser Schnelle den Namen Madeira,[1] d. i. Holz, zu geben, gerade so, wie es die große Menge von Treibholz an der Mündung des Stromes war, wonach der altindianische Name des ganzen Flusses, Caiary, in Madeira umgewandelt wurde. Der Beni, dessen Mündung sich oberhalb des Falles auf dem linken Ufer befindet, hat eine Breite von 1000 Meter und eine mittlere Tiefe von 15 Meter. Da seine Wassermasse (4344 Cubicmeter per Secunde bei Mittelwasser) nach unsern Messungen etwas größer ist, als die des Mamoré und Guaporé zusammen genommen, so sollte derselbe als der eigentliche Hauptarm des Madeira, und die beiden andern als Zuflüsse desselben betrachtet werden, und in Folge dessen sollte der Name Madeira erst von der Mündung des Beni an zur Bezeichnung des

[1] Bekanntlich hat die nun schon seit Jahrhunderten ihres Wälderschmucks gänzlich beraubte, gartenartig bebaute Insel Madeira ihren Namen von dem ehemaligen Reichthum an Bauholz, der für die aus dem schon seit noch längerer Zeit entwaldeten Portugal kommenden Schiffer im höchsten Grade auffallend war.

Hauptstromes gewählt werden, während oberhalb derselben der des Mamoré, als des größeren der beiden zur Geltung kommen würde, und nicht der des Guaporé oder Itenez, wie dies z. B. in Bolivien ganz allgemein angenommen wird.[1]

Die Mündung des Beni, deren geographische Breite wir auf 10° 20'00" südl., und deren Länge wir auf 22° 12'20" westlich von Rio de Janeiro bestimmten, bezeichnet nach dem jüngsten brasilianisch-bolivianischen Grenzvertrag den Punkt, wo die zwischen dem Madeira und Javary genau westlich laufende Landesgrenze das Ufer des ersteren trifft. Das linke Madeira- oder Mamoréufer ist also von der Mündung des Beni an bolivianisch, während das rechte noch bis weit hinauf an den Guaporé zur brasilianischen Provinz Mato-Grosso gehört.[2]

Bestimmte Instructionen, sowie die vorgerückte Jahreszeit gestatteten es uns leider nicht, weder bei der Berg-, noch bei der Thalfahrt den Beni auf beträchtlichere Entfernungen hinauf zu fahren. Eine vollständige Exploration dieses gänzlich unbekannten, gewaltigen Stromes wäre aber von um so größerem Interesse, als erstens die Qualität der Ländereien, den stromab treibenden Cederstämmen nach zu schließen, welche nur auf sehr gutem Boden eine derartige Größe erreichen, auf dessen Ufern eine ganz ausgezeichnete sein muß, und zweitens die Chinarinde, welche an dessen Quellen gesammelt wird, unter den jetzt obwaltenden Umständen wenigstens, gerade auf diesem Flusse am vortheilhaftesten nach dem Madeira und Amazonas gebracht werden könnte.

Die oberhalb der Mündung des Beni auf die Hälfte reduzirte Wassermasse des Flusses macht sich durch eine verringerte Breite bemerkbar, jedoch nicht in dem Maßstabe, wie man vermuthen sollte, da es hauptsächlich die Wassertiefe ist, an welcher die Hauptabnahme sich fühlbar macht.

Die nächste Schnelle, die Cachoeira das Lages, d. i. der Felsplatten, obgleich bei höheren Wasserständen äußerst schwer zu passiren, bot bei dem damaligen niedern Stand des Flusses (Mitte August) kein Hinderniß dar. Mehrere kleine Eilande theilen den bedeutend erweiterten Strom in verschiedene Arme und geben mit ihrer dicht geschlossenen, von schlanken Palmwipfeln überragten Urwaldvegetation dem Ganzen etwas ungemein Malerisches.

Auf den riesigen Felsplatten des linken Ufers finden sich nochmals einige der räthselhaften Zeichen eingegraben; dieselben sind jedoch dermaßen durch die Hochwasser verwischt, daß sie nur schwer zu copiren waren.

Bis an den Fluß herantretende niedere Hügel verkünden auf dem rechten Ufer die Nähe der Serra da Paca-Nova, eines Höhenzuges, der in seiner Verlängerung zu der Hauptwasserscheide zwischen dem Amazonas- und La Plata-Becken gehört und deren steilsten Ausläufer wir alsbald oberhalb der Cachoeira do Páo grande, der nächsten stromaufwärts, zu Gesichte bekamen.

Die Passage von Páo Grande, einer Schnelle, die bei Mittelwasser ein Gefälle von 2 Metern hat, macht nur geringe Schwierigkeiten im Vergleiche zu der von Bananeiras, dem letzten großen Absturz des Stromes. Da wir dort die tiefste Rinne mit ihren Sturzwellen und heftiger Strömung vermeiden mußten, und da das breite Bett des Flusses durch ein Chaos von Felsriffen in eine Unzahl kleiner, enger, seichter Arme zerrissen ist, so machte es große Mühe, mit den Fahrzeugen überhaupt nur bis an den eigentlichen Absturz, wo ausgeladen werden sollte, zu gelangen. Es bedurfte einer vierstündigen angestrengten Arbeit, um die kleine Strecke von 200 Meter weiter stromauf zu kommen, an mehreren Stellen mußten die Canots theilweise entlastet werden, wobei eines der kleineren Canots

[1] Derartige Unterschiede in der Nomenclatur sind jedoch, da sie in unbewohnten, wenig besuchten Gegenden immer mehr oder weniger von der Willkühr des Reisenden oder Kartenzeichners abhängen, von geringerer Bedeutung. Unbegreiflich aber muß es erscheinen, daß noch vor wenigen Jahren Karten herausgegeben werden konnten, wie die schon angeführte Carte générale de l'Amérique du Sud von Brué, auf welcher der Mamoré als Seitenfluß des Beni angegeben ist, da doch derartige grobe Fehler durch die Explorationen der Portugiesen im 18. Jahrhundert längst berichtigt sein könnten und es auch wirklich sind.

[2] Zur Zeit unsrer Anwesenheit in Bolivien war die patriotische, Brasilien feindselig gesinnte Partei in dieser sogenannten Republik im höchsten Grade aufgebracht über diesen Grenzvertrag und den augenscheinlichen Sieg brasilianischer Diplomatie und brasilianischen Goldes über ihren stets geldbenöthigten Dictator Melgarejo. — Da es jedoch seit dessen Vertreibung und späterem Tode in dieser Hinsicht, wie in manch anderer, beim Alten geblieben, so ist anzunehmen, daß die Gemüther sich beruhigt haben werden, oder daß wenigstens die Aussicht auf baldige Herstellung der Madeirabahn, die engere Verbindung der Handelsinteressen beider Länder, und die daraus unzweifelhaft resultirende Prosperität der am Ostabhange der Andes gelegenen bolivianischen Provinzen für ein genügendes Aequivalent gehalten werde.

als „Lichter" dienen mußte, um nach und nach, in mehrmaliger Fahrt, die Ladung der größeren Fahrzeuge bis über das nächste Hinderniß zu bringen u. s. w., bis endlich der Hauptabsturz von Bananeiras, der 6 Meter Höhe hat, erreicht wurde.

Der Landtransport der Ladung und der Fahrzeuge wurde uns jedoch diesmal durch den Gedanken versüßt, daß wir nur noch die zwei letzten Schnellen der langen Reihe: Guajará guaçu und Guajará merim [1] vor uns hatten.

Zur Bewältigung der ersteren mußte zwar nochmals ausgeladen werden, um die leeren Fahrzeuge durch einen der engen Canäle, welche die Wasser ähnlich wie bei Ribeirão in das harte, quarzreiche, metamorphische Gestein gebohrt hatten, zu bringen; in Guajará merim jedoch konnten dieselben sammt ihrer Ladung am Tau die starke Strömung überwinden.

Ein Jeder athmete nun freier auf, und das Ende der langwierigen Fahrt, die Missionen am Mamoré, obgleich noch über 50 geographische Meilen entfernt, schien um ein Bedeutendes näher gerückt zu sein.

Der Fluß gleicht nun einem See; kein fremder Laut unterbricht die majestätische Stille der Natur; weder die einsame Hütte des Seringueiro, noch das glatte Palmdach einer Indianer-Malocca ist zu sehen.

Die Höhe der Ufer über Niederwasser beträgt zwar im Allgemeinen nur 7—8 Meter, so daß die höchsten außerordentlichen Hochwasser (etwa alle 20—25 Jahre) sie überfluthen müssen, jedoch in geringer Entfernung vom Ufer erhebt sich der Boden bis über jenen Spiegel und es wäre irrig zu glauben, daß diese Ländereien in derselben Weise regelmäßigen jährlichen Ueberschwemmungen ausgesetzt seien, wie dies z. B. mit den Ufern des Itonama, obern Mamoré ꝛc. in Bolivien der Fall ist.

Nicht die Ueberschwemmungen sind es, welche die Besiedelung und Bebauung dieser Ländereien bis jetzt noch erschweren, sondern intermittirende Fieber, die Schwierigkeit der Communication mit dem Amazonas und die gefährliche Nähe wilder, mordlustiger, bis jetzt sehr wenig bekannter Indianer. Diese letzteren haben jedoch bekanntlich noch nie auf die Dauer dem Andrang der Civilisation, oder vielmehr dem Vorrücken der ersten Ansiedler, Widerstand geleistet und werden auch hier weichen müssen; die Fieber werden allerdings hartnäckiger sein, jedoch auch in dieser Hinsicht werden sich die Zustände im Laufe der Jahre durch die Lichtung der Wälder bedeutend bessern, während der Mangel einer regelmäßigen Communication in Bälde durch Errichtung einer Dampferlinie auf dem untern Madeira,[2] durch den Bau einer Eisenbahn längs der Wasserfälle und Errichtung einer zweiten Dampferlinie oberhalb derselben gänzlich gehoben sein wird.

Der Fluß macht allerdings viele und große Krümmungen, eignet sich jedoch bei einer Breite von 250 bis 300 Meter, einer Tiefe von $1\frac{1}{2}$ Meter und einer Wassergeschwindigkeit von nur 30—40 Centimeter per Secunde vollkommen zur Befahrung mit Dampfern, deren Tiefgang einen Meter nicht übersteigt.

Da die meisten unsrer Canots nach dreimonatlicher Fahrt, während welcher sie zu wiederholten Malen an Land gezogen und über allzu rauhe Pfade geschleppt worden, nicht mehr wasserdicht waren, so wurde beschlossen, sie zu kalfatern. Das nöthige Material dazu liefert die Castanheira (Bertholletia excelsa) mit ihrem dicken festen Baste, und da die gewaltigen, wie Säulenschäfte gewachsenen Stämme dieser herrlichen Bäume, deren dreikantige, schmackhafte Nüsse auch nach Europa gebracht werden,[3] gerade in jener Gegend nichts Seltenes sind, so war es für unsre Indianer ein Leichtes, die nöthige Quantität Bast zu beschaffen.

Es wird dabei, nachdem mit der Axt in einem Abstande von circa $2\frac{1}{2}$ Meter zwei horizontale Einschnitte quer durch Rinde und Bast gemacht wurden, mit Holzkeilen das ganze etwa 80 Centimeter breite Rindenstück abgelöst und zuerst durch Klopfen die äußere Rinde vom Baste getrennt. Um diesen Letzteren dann weiter zuzubereiten, wird

[1] Guajará, eine Waldfrucht; guaçu, groß; merim, klein; in der Tupi-Sprache.

[2] Schon ehe ich Rio verließ, hatte sich eine Gesellschaft zur Einrichtung einer Dampferlinie auf dem untern Madeira gebildet und wirklich begonnen, monatlich einen Dampfer bis Crato gehen zu lassen; den größten Umschwung in dieser Hinsicht wird jedoch die Herstellung der von uns projektirten Bahn längs der Wasserfälle veranlassen, zu deren Ausführung sich schon, wie ich in der Einleitung mitgetheilt, eine Gesellschaft gebildet hat.

[3] Dieselben gehen hauptsächlich nach St. Petersburg.

er durch fortgesetztes Schlagen in ein Bündel weicher Fasern verwandelt, ausgewaschen und an der Sonne getrocknet. In dieser Weise zugerichtet, gibt derselbe ein ziemlich brauchbares Material zum Kalfatern ab.

Beim Einbringen dieses Bastes erhielt einer unsrer Ruderer von einer giftigen Ameise, der sogenannten Tucandeira, von 3—4 Centimeter Länge, einen Stich in die Hand, wodurch ihm in kurzer Zeit der Arm bis zur Schulter herauf anschwoll. Als ich ihm denselben mit gutem Erfolge mit Salmiakgeist einreiben ließ, erzählte uns einer der Bolivianer, daß bei ihm zu Hause allgemein bei derartigen Vergiftungsfällen ähnliche Kuren wie die der Negerdoctoren Südafrikas, mit ihren schweißgetränkten alten Mützen &c., angewandt würden und, wie es mir scheint, mit demselben wunderbaren Erfolge. Er selbst war Zeuge einer solchen Kur bei einem Indianer gewesen, welcher durch den allgemein gefürchteten, allerdings nicht giftigen, jedoch äußerst schmerzhafte Wunden verursachenden Stachel einer Rochenart getroffen worden war. Was dabei als wirksames Prinzip zu betrachten sei, weiß ich nicht zu sagen; — dicant Paduani! — ich beschränke mich darauf, das Factum zu berichten und bemerke nur noch, daß es sich im Allgemeinen leicht erklärt, wie man in jenen Gegenden, ohne Arzt und Apotheker, in dringenden Fällen nach allen möglichen Mitteln greift.[1]

Wir befanden uns nun ganz nahe bei der Mündung des Guaporé, und die Vorsichtsmaßregeln gegen einen Ueberfall von Seiten der oben angeführten Indianer mußten verdoppelt werden; die Waffen befanden sich in steter Bereitschaft und Niemand durfte sich allzu weit von dem Haltplatze entfernen, da wir den Kummer nicht erleben wollten, einen der Unsrigen von Pfeilen durchbohrt fallen zu sehen.

Diese kühnen Räuber kommen übrigens auf ihren Streifzügen schon bis in die Nähe des Forts von Principe da Beira am Guaporé, wo sie mehrere Soldaten, so zu sagen unter den Kanonen der halbzerfallenen alten Feste, ermordet haben, und streifen auf dem Mamoré bis in die Nähe der ehemaligen Mission Exaltacion. Bewohner dieser Mission, die zur Zeit der Cacaoreise im Canot stromab gegangen waren, um diese Früchte zu sammeln, wurden beim Vorüberfahren an der hohen Uferböschung plötzlich mit einem wahren Pfeilhagel überschüttet und mehrere verwundet und getödtet.

---

[1] Als ich in der Provinz Minas Geraes mit Vermessungsarbeiten beschäftigt eine Piccada oder Schneiße durch ein Stück dichten Urwaldes eröffnen ließ, kam ein dem nächsten Plantagenbesitzer gehöriger werthvoller Jagdhund, der mitgelaufen war und schnobernd durch das Unterholz strich, plötzlich mit gesenktem Kopfe und hängender Ruthe auf uns zu gelaufen. Durch sein auffallendes Benehmen aufmerksam gemacht, untersuchte man ihn näher und fand eine beinahe sichtlich zunehmende Geschwulst mit zwei kleinen rothen Pünktchen an dessen Halse. Das Verhalten des Thieres, seine plötzliche Traurigkeit, sein wankender Gang, sowie ein schnell sich einstellendes Würgen ließ vermuthen, daß es von einer giftigen Schlange gebissen worden sei. Die arbeitenden Neger wurden herbeigerufen und befragt, ob einer derselben ein Mittel gegen Schlangenbiß bei sich habe, was sie jedoch verneinten. Als bekanntes Hausmittel wurde nun ein Stückchen des, wie Kautabak aussehenden, starken Fumo de Minas, Minastabak, fein zerschnitten in Wasser eingeweicht und das Letztere dem Thiere eingegeben, nachdem auch die Wunde so gut wie möglich ausgewaschen worden war. Darauf wurde einer der jüngern Neger beordert, den armen Schamyl (so hieß der Hund) so schnell wie möglich nach unserem Zelte zu bringen, dort eines unsrer Maulthiere zu besteigen und nach dem nächsten zwei Meilen entfernten Städtchen zu eilen, um ein Fläschchen Ammoniakgeist zu kaufen, das wir leichtsinniger Weise unterlassen hatten mitzunehmen. Wir selbst arbeiteten noch einige Zeit weiter und hatten uns gerade, als wir endlich unsre provisorische Behausung wieder betraten, dahin ausgesprochen, daß Schamyl wohl schon todt oder doch wenigstens in dem erbärmlichsten Zustande sein müsse, als wir den an die Zeltstange Angebundenen entdeckten, der uns mit freundlichem Wedeln begrüßte und sich anscheinend ganz wohl befand. Die herbeigerufene Negerköchin, welche in Gesellschaft eines grauhaarigen alten Afrikaners das Haus gehütet hatte, antwortete auf unsre erstaunten Fragen mit dem diesen Leuten eigenen verschmitzten Lächeln, daß Pai Sé, d. h. Papa José, der alte Neger, dem Thiere Etwas gegeben, worauf es sogleich gut geworden sei. Pai Sé, der nun auch herbei kam, bestätigte dies und zeigte, als wir in ihn drangen uns zu sagen, in was das Mittel bestanden, endlich ein kleines festgepolstertes Täschchen oder Säckchen, das er an einer Schnur um den Hals trug, und welches derart von Schmutz starrte, daß es schwierig gewesen wäre zu bestimmen, aus welchem Material es bestanden. Dieses Täschchen habe er gewaschen (!) und das Wasser dem Hunde zu trinken gegeben. Auf unser Befragen nach dem Ammoniak theilte er uns spöttisch lächelnd mit, daß der Bote noch gar nicht zurück sei, und fügte brummend bei, der Hund sei nun gesund und brauche das Mittel der Weißen nicht mehr. — Dies Letztere traf auch derart zu, daß, als nach einiger Zeit der Bote mit dem Ammoniak auf schweißtriefender Mula anlangte, wir das Fläschchen ungeöffnet zur Seite legen konnten, denn Schamyl befand sich vollkommen wohl und lebt wohl heute noch, wenn er nicht gestorben ist. — Der Glaube, daß Menschen sich gegen den Biß giftiger Schlangen durch eine schmerzhafte Cur, welche darin bestehen soll, daß man sich den Rücken mit dem Giftzahn einer Schlange kreuz und quer zerkratzen lasse, fest machen können, ist in ganz Brasilien verbreitet, und mehrmals hatte ich Gelegenheit Leute zu sprechen, welche mich hoch und theuer versicherten, daß sie gesehen hätten, wie solch ein Festgewordener die giftigsten Schlangen ungestraft angefaßt habe. Leider konnte ich mich nicht durch den Augenschein überzeugen, welche Art von Gaukelei hier zu Grunde liege, oder ob wirklich unser Organismus durch ein gradatim ausgeführtes Durchdringen mit dem Giftstoffe gegen dessen überwältigende Wirkung in gleicher Weise geschützt werden könne, wie dies etwa mit dem Blatterngifte der Fall ist.

Die Frechheit dieser gefährlichen Wegelagerer geht so weit, daß sie vor wenigen Jahren einen Ruderer überfielen, der zur Bootsmannschaft eines bolivianischen Kaufmanns gehörte und welcher, als das Canot einer Sandbank entlang fuhr, an Land gesprungen war, um Möveneier zu suchen, und ihn trotz seines verzweifelten Widerstandes Angesichts seiner Gefährten nach dem nahen Walde schleppten, wo sie im Hinterhalt gelegen hatten. Es war dies so schnell geschehen, daß den Menschenräubern nicht ein einziger Schuß nachgesandt werden konnte, und obgleich der Bolivianer unverzüglich mit all' seinen Leuten zur Verfolgung aufbrach und man das klägliche Geschrei des armen Entführten noch weithin durch den Wald schallen hörte, so war es nicht mehr möglich, denselben seinem grausen Schicksal, das nur in Gebratenwerden oder in der härtesten Sklaverei bestehen konnte, zu entreißen.

Die Schnelligkeit, womit der nackte Sohn der Wälder durch das Dickicht eilt, ohne seine braune Haut auch nur zu ritzen, ist nicht nur für den Weißen, sondern auch für den halbcivilisirten Moxos-Indianer der Missionen unerreichbar, und wird nur von der des Tapirs und der Onça übertroffen.

Unter den Bolivianern ist in Folge dieser wiederholten Angriffe die Furcht vor den tückischen Urhebern derselben so groß, daß bei Durchfahrung der gefährlichen Strecke die Nachtlager wo möglich auf der äußersten Spitze einer der großen Sandbänke genommen werden, um wenigstens die breite Sandfläche zwischen den Booten und dem Waldrand zu lassen, und somit einigermaßen Zeit zu haben nach den Waffen zu greifen. Die meisten Angriffe sind übrigens in einer Weise ausgeführt worden, daß die hinter den Büschen versteckten Schützen von den im Canot Sitzenden nicht einmal gesehen wurden. [1]

Natürlich ist bei der Thalfahrt, wenn das leichte Fahrzeug in der Strommitte mit der Geschwindigkeit eines Pfeiles dahin gleitet, die Gefahr bedeutend geringer als bei der Bergfahrt, wenn der geringeren Strömung halber das Canot hart am Ufer gehalten wird und dabei nur langsam vorrückt.

Nach Allem was ich von unsern Begleitern erfuhr, kann ich es nur einem glücklichen Zufall zuschreiben, und vielleicht auch dem scharfen Knall unsrer Büchsen, die öfters des Abends nach dem flachen Schädel eines ruhig lauernden Alligators abgefeuert wurden, daß wir bei der vierzehntägigen Fahrt im Bereiche dieser Wegelagerer nie von ihnen belästigt wurden.

Am 1. September erreichten wir endlich den Zusammenfluß des Mamoré und Guaporé, an welchem der erstere bei Niederwasser 300, bei Hochwasser jedoch 500 Meter Breite hat. Obgleich die des Guaporé beträchtlicher ist (500 Meter bei Nieder- und 700 Meter bei Hochwasser), so ist doch seine Wassermasse um ein Drittel kleiner als die des Mamoré, wie genaue Profil- und Geschwindigkeitsmessungen ergaben. [2]

Die Ufer beider Flüsse sind niedrig, ohne jedoch von den gewöhnlichen Hochwassern im Allgemeinen überfluthet zu werden. Beim Guaporé fällt sogleich die klare, grünliche Färbung seiner Gewässer auf, im Gegensatz zu der gelblichen des Mamoré. Außerdem zeigt der Letztere, im untern Theil seines Laufes besonders, eine große Anzahl kurzer, scharfer Krümmungen, an derem convexen Ufer sich regelmäßig eine Sandbank, oft von bedeutender Länge, befindet. Es sind dies auch hier wieder die Brütestellen für eine Unzahl von Möven, so daß deren flache, schüsselförmig in den Sand gegrabenen Nester mit grau und braun gefleckten Eiern daselbst zu Tausenden gefunden werden.

Die Vegetation der Ufer, welche schon, seitdem wir die Region der Wasserfälle verlassen und uns den Campos Boliviens genähert hatten, viel von ihrer Ueppigkeit verloren, wird nun geradezu ärmlich und steppenartig. Stauden und verkrüppeltes Buschwerk tritt an die Stelle der Waldriesen von weiter unterhalb, und nur dann und wann verleihen ein paar sich über den Wasserspiegel neigende Palmen dem Ganzen, wenn auch keine Fülle, so doch einige Anmuth; ja an einigen Stellen des linken Ufers, wo auch die Pedra Canga, jener poröse Sandstein, in horizontalen Bänken wieder zu Tage tritt, war die Ufervegetation wirklich schon die der Campos oder Prairien: hohes hartes Gras und niederes Gestrüpp.

[1] Ein Dr. Eiras aus Rio de Janeiro, der im Jahre 1869 als brasilianischer Consul nach Santa Cruz de la Sierra in Bolivien gehen sollte, wurde, als er an der Mündung des Mamoré in seinem Boot dicht am Ufer entlang fuhr, um Wasservögel zu schießen, von mehreren Pfeilschüssen tödlich getroffen, ohne daß seine Begleiter mehr zu Gesichte bekommen hätten, als die sausenden, leicht befiederten Geschosse.

[2] Siehe die hydrographischen Resultate des Anhanges.

Mehrmals sahen wir auf dem rechten Ufer dicke Rauchsäulen bei Tag, sowie Feuerschein bei Nacht in der Richtung nach den Campos zwischen dem Guaporé und Machupo aufsteigen, die nur von wilden Indianern bewohnt sind und auf welchen die Emas (amerikanischen Strauße) und die großen Hirsche, die in der Nähe der Missionen schon seltener geworden sind, noch in zahllosen Rudeln angetroffen werden.

Auf dem linken Ufer des Mamoré erstrecken sich die Campos ohne Zweifel bis zum Jata und Beni, und dort ist der Tummelplatz verwilderten Rindviehes, den letzten Resten jener ungeheuern Heerden, welche die Jesuiten vor 100 Jahren hier besaßen und welche nach deren Vertreibung in unverantwortlicher Weise, beinahe muthwillig, zu Grunde gerichtet wurden. Da ich auf dieses Thema noch zurückkommen werde, so führe ich nur hier an, daß noch vor 12 Jahren ein fettes Stück Rindvieh in den Missionen am Mamoré 3 pesos, d. i. ungefähr 12 Francs, kostete, während es heutzutage das Drei- bis Vierfache werth ist.

In der Nähe der Mündung des Matucáre, eines kleinen Zuflusses des rechten Ufers, erhob sich ein derartig frischer, zum Segeln einladender Unterwind, daß auf allen Canots unsrer Flotille alsbald Anstalten getroffen wurden, denselben zu benützen. Masten jeder Art, gerade und krumme, vertical stehende, kühn schoonerartig zurückliegende, sowie steil nach vorn sich neigende, wie die italienischer Felullen, wurden improvisirt, und der letzte alte Fetzen, Hängematten und Musquiteiros sogar, wurde hervorgesucht, um als Segel zu dienen, und wenn auch von keinem derselben weder Schnitt noch Takelage in nautischen Handbüchern zu finden gewesen wäre, so flogen doch die schwerfälligen Fahrzeuge unter deren Druck alsbald mit ungewohnter Schnelligkeit durch die Wellen.

In dieser Weise durchfuhren wir die einzige kleine Stromschnelle des Mamoré; sie hat ein Gefälle von 50 Centimeter auf 200 Meter Länge vertheilt und wird durch eine Bank von sandsteinartiger, poröser Pedra Canga verursacht, welche hier den Strom durchsetzt.

Da diese Pedra Canga jedoch ebenso wie am Amazonas auf einer Schichte feinblättrigen Thones ruht, der vom Wasser zerstört wird, so wird die 1½ Meter dicke und nicht allzu feste Sandsteinschichte nach und nach unterspült, bricht in großen Stücken herunter und verschwindet in der Tiefe.

Dieser Prozeß des Einbrechens und des dadurch veranlaßten Rückschreitens der Stromschnelle dauert so lange, bis die ganze Felsbank zerstört ist und der Fluß in seinem bis auf normale Breite erweiterten und vertieften Bette ruhig dahinfließt. Es bleiben alsdann nur die Felsen an beiden Ufern als letzter Rest der breiten Bank übrig, und da derartige Spuren an mehreren Punkten des untern Mamoré zu finden sind, so scheint es außer Zweifel, daß derselbe in früherer Zeit wirklich 8—10 Stromschnellen aufzuweisen hatte, die in der oben beschriebenen Weise durch den Fluß selbst beseitigt worden sind.

Durch den Matucáre, den vorhin genannten Zufluß des rechten Ufers, kann man, da die Ländereien weithin vollkommen eben sind, bei Hochwasser in drei Tagen nach der ehemaligen Mission San Joaquim am Machupo gelangen, indem ein kleiner See, aus welchem der Matucáre entspringt, alsdann auch einen Abfluß nach der entgegengesetzten Seite, gegen den Machupo hin, hat.

Zur Zeit der Niederwasser aber wird die Reise zwischen der ehemaligen Mission von Exaltacion am Mamoré und der von S. Joaquim am Machupo durch kaum gangbare Pfade von den Indianern der Mission zu Fuß zurückgelegt, und ich kann hier, zur Charakteristik der dortigen Verhältnisse, nicht unterlassen anzuführen, daß dieselben, welche von den bolivianischen Kaufleuten als Lastträger verwendet werden und per Trägerpaar 7—8 Arroben, circa 240 Pfund, zu schleppen haben, für diese ganze Reise nur 1 peso, d. h. etwa 4 Francs, erhalten, wobei sie sich noch selbst zu beköstigen haben!

Außerdem, daß sie auf diesem wenigstens fünftägigen Marsche mit schweren Lasten ausgedehnte Sümpfe zu passiren haben und dabei des Nachts von den mosquitos auf's Grauenhafteste gepeinigt werden, sind sie noch bei jedem Schritt den Angriffen der wilden Indianer ausgesetzt, die gerade in dieser Gegend ihr Hauptquartier zu haben scheinen. Kurz, es sind rohe, wenig erfreuliche Zustände, in die man einen Einblick bekommt und welche sich nur ändern werden, wenn durch Einrichtung von Dampferlinien auf diesen Flüssen, sowie durch Herstellung geeigneter Communicationen zu Land der Verkehr erleichtert, eine freie Concurrenz ermöglicht und das jetzt bestehende

Quasi-Monopol des Handels den Händen einiger unternehmender, aber wenig gewissenhafter Spekulanten entrissen sein wird.

Die Campos auf dem linken Ufer des Mamoré sind oberhalb dieses Punktes nun schon von einem gegen die Weißen freundlicher gesinnten Indianerstamme, den Chacovos, bewohnt, die bis noch vor wenig Jahren von Zeit zu Zeit zu nachbarlichem Besuch nach Exaltacion kamen. Nur betrachten sie die Reste der verwilderten Heerden auf den Campos zwischen dem Mamoré und dem Beni als ihr Eigenthum und widersetzen sich, wo sie es können, der Verfolgung und Erlegung derselben von Seiten der Bewohner der Pueblos von Exaltacion und Sant Anna. Sonst ist jedoch wenig über sie bekannt und es scheint, als ob sie sich in der letzten Zeit mehr und mehr in das unbekannte Innere der Prairien zurückgezogen hätten.

Zwei Tagereisen unterhalb der ehemaligen Mission Exaltacion trifft man die ersten Anzeichen von, wenn auch noch so primitiver, Cultur: Pflanzungen von Bananen und Cacáo, die von den Indianern der Mission angelegt sind, und welche sie zur Erntezeit besuchen.

Noch näher bei Exaltacion befindet sich die Wohnung eines alten Brasilianers, Antonio de Barros Cardozo, die erste Behausung civilisirter Menschen, die wir seit zwei Monaten zu Gesicht bekamen. Der Eigenthümer ist derselbe, der vor 18 Jahren den Lieutenant Gibbon von der Marine der Vereinigten Staaten nach besten Kräften unterstützte, und dessen Beistand auch für uns bei den Vorbereitungen zur Rückfahrt von großem Nutzen sein sollte.

Es ist ein gut aussehender Mann von 50 Jahren, rein portugiesischem Typus und wettergebräunter Gesichtsfarbe, dessen Rüstigkeit und Lebhaftigkeit mit seinem langen grauen Barte einigermaßen in Widerspruch steht. Sein Haus, ein niederes Gebäude mit einem großen Schuppen zur Seite, welcher Salon, Speisesaal, Küche und Schlafzimmer zu gleicher Zeit ist, liegt auf einem Felsvorsprung des rechten Ufers und führt den Namen Serrito.

Nachdem wir uns eine Zeit lang die Freude gegönnt hatten, wieder einmal mit einem Andern als unsern Gefährten über Krieg und Frieden und die Dinge „in der Welt draußen“ zu reden, und er seinem sehnlichsten Wunsche, einen Verkehrsweg mit dem Amazonasthale eröffnet zu sehen, Worte geliehen, brachen wir auf, nachdem er uns noch in freundlichster Weise ein kleines Häuschen, das er in dem nahen Exaltacion besitzt, zur Verfügung gestellt hatte.

In wenigen Stunden hatten wir nun den „Hafen“ von Exaltacion, unser Ziel, erreicht. Am Fuße der steilen Uferböschung lagen einige kleinere Canots, sowie zwei größere Barken von derselben unbeholfenen Bauart wie die unsrigen, während oben auf der Höhe ein paar elende Strohhütten, umgeben von einigen verkümmerten Bananen und der eigenthümlich verkrüppelten, von den Winden zerzausten Baumvegetation der Campos den Platz bezeichneten, der den hochtrabenden Namen: Porto de Exaltacion de la Santa Cruz trägt. Einige badende Indianer, sowie ein paar braune Frauen, die ihre großen Wasserkrüge füllten, belebten einigermaßen das melancholische Bild.

Als wir durch die dürren Campos nach dem etwa 2 Kilometer entfernten „Pueblo“ schritten, begegneten uns, als schon die Dächer desselben zwischen einigen dicht belaubten Tamarindenbäumen sichtbar wurden, mehrere Indianerinnen, die uns in ihrer eigenthümlich ruhigen, aber freundlichen Weise in ihrer Sprache begrüßten. Die wörtliche Uebersetzung des Grußes ist: So! bist Du angekommen! und die richtige Antwort nach Indianer Weise ein langgezogenes, etwas gesungenes: Hm! — Nun!

cada roca seu fuso,
cada terra seu uso,

Jeder Rocken seine Spindel,
Jedes Land hat seine Sitte,

sagt ein portugiesisches Sprüchwort, und so wollen auch wir den Moros ihre eigenthümliche Begrüßungsformel nicht verargen, aber komisch hört sie sich an.

Der erste Eindruck, den das „Pueblo“ auf den Ankommenden macht, ist traurig genug. Die breiten, von halbverfaulten Pfosten begrenzten Straßen, welche die ehemals größere Ausdehnung desselben bezeichnen und nach der Plaza im Centrum der regelmäßigen Anlage führen, sind öde und grasbewachsen; nur die wenigsten der, in fortlaufender

Reihe erbauten, weiß angestrichenen, niedern Indianerwohnungen zeigen außer der Thüre noch ein kleines, mit einem Holzgitter verschlossenes Fenster; doch haben sie alle, sowohl die rings um die Plaza, als auch die in den Seitenstraßen, ein durchlaufendes, weit vorspringendes, von hölzernen Pfosten getragenes Dach.

Eine Seite der etwa 100 Meter langen und ebenso breiten Plaza wird durch die Kirche mit dem isolirt stehenden Campanile und dem ehemaligen Collegium der Padres eingenommen. Das weit vorspringende Dach an der Giebelfronte der Kirche wird durch vier schön geschnitzte hölzerne Säulen getragen und hat den doppelten Zweck, die aus Luftziegeln aufgeführte Giebelwand mit ihrer buntbemalten Ornamentik vor dem Regen zu schützen, und zugleich eine geräumige Vorhalle zu bilden. Auch das Collegium zeigt sowohl im Erdgeschoß als im ersten Stockwerk eine breite, säulengetragene Veranda.

Das Ganze ist allerdings nur aus Luftziegeln (adobes) erbaut, aber die Padres der Gesellschaft Jesu verstunden es, mit einem so geringfügigen Material einen Bau herzustellen, der, wenn er auch den Anforderungen architektonischer Schönheit weniger Genüge leistet, doch bedeutende Räumlichkeiten enthält und den Stürmen von anderthalb Jahrhunderten Trotz geboten hat.

Heute noch, hundert Jahre nach jenem andern, gewaltigen Sturme, der den Jesuiten für immer ihre Missionen in Paraguay, Brasilien, Bolivien ꝛc. sammt deren reichen Einkünften entriß, könnten diese Gebäude noch ebenso wohl erhalten sein, als wenn sie aus einem weniger vergänglichen Material aufgeführt worden wären, wenn nicht spanische Nachlässigkeit es versäumt hätte, die nöthigsten Reparaturen vorzunehmen, und doch ist bei alledem der Eindruck derart, daß man jeden Augenblick gewärtig ist, einen der Padres aus dem dunkeln Hintergrunde der altersgrauen Säulengänge hervortreten zu sehen.

Hauptsächlich ist es wohl die Abwesenheit aller Baumvegetation, welche dem Ganzen den öden, beinahe klösterlichen Charakter gibt; außerdem tragen zahlreiche, von Wind und Wetter gebleichte, colossale Kreuze, deren größtes sich im Mittelpunkt der Plaza erhebt, sowie die in weißen, faltenreichen Camisetas geräuschlos durch die langen Gänge huschenden Indianergestalten nicht wenig dazu bei, diesen Eindruck noch zu verstärken.

In der Begleitung des Sakristans, eines Indianers, der uns bereitwilligst eine Seitenthür der Kirche erschloß, traten wir, nachdem wir uns an der grotesken Ornamentik, den bunt bemalten Pilastern und Statuetten der Vorhalle ergötzt hatten, aus dem glühenden Licht der sinkenden Tropensonne in das mystische Dunkel des innern Raumes.

Die genaue Beschreibung desselben, sowie des heutigen Lebens und Treibens der Indianer in den Missionen sei jedoch für weiter unten aufgespart, und ich fahre in der Beschreibung der Reise damit fort, über die Schwierigkeiten zu berichten, die uns beim Anwerben der Ruderer zur Rückreise von Exaltacion erwuchsen, da begreiflicher Weise diejenigen, welche uns vom Amazonenstrom heraufgebracht hatten und nun schon acht Monate von ihren Familien entfernt gewesen, nicht wieder auf's Neue, nach einer Rast von nur wenigen Wochen, die mühevolle gefährliche Fahrt unternehmen wollten. Das Wohl und Wehe des Reisenden hängt in dieser Hinsicht ganz von dem guten Willen des Direktors des Pueblo, der den Titel Corregidor führt, und von dem Häuptling der Indianer ab, dessen Einfluß auf dieselben heute noch ein sehr großer ist. Da wir aber im Auftrag der brasilianischen Regierung reisten, und unsre Ankunft in Bolivien auf diplomatischem Wege dem Präsidenten der Republik mitgetheilt worden war, so war unsre Stellung dem Corregidor sowohl, als auch dem Prefeito des ganzen Departamento del Beni gegenüber eine andre, als die eines bolivianischen Kaufmanns aus Trinidad oder Santa Cruz, der eine Geschäftsreise nach dem Amazonas zu machen hat und dafür Ruderer anzuwerben sucht.

Am Morgen nach unsrer Ankunft in Exaltacion begaben wir uns also »in corpore« nach der Wohnung des Corregidors. Derselbe, ein noch ziemlich jugendlich aussehender Mann von echt spanischem Typus, wohnte im Erdgeschoß des ehemaligen Collegiums, welches noch etwas wohnlicher und besser erhalten ist, als das obere Stockwerk. Er empfing uns in einer weiten Halle, die mit Ziegelsteinen belegt war, zwischen welchen mit den Gelenkknöpfen starker Beinknochen, wahrscheinlich von Ochsen, mosaikartig eingelegte, einfache Muster gebildet waren.

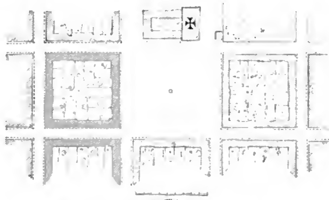
Nachdem Jedermann auf schweren, roh gearbeiteten Lehnsesseln oder einer dito Bank Platz genommen und die unvermeidlichen Strohcigarren von einer jungen Indianerin herumgereicht waren, theilte er uns mit, daß er

allerdings schon seit einiger Zeit von seinem Vorgesetzten, dem Prefecten des Departamentos, beauftragt worden sei, der erwarteten Expedition bei der Ausführung des gemeinnützigen Unternehmens einer Flußexploration, an welcher die bolivianische Regierung den größten Antheil nehme, alle mögliche Hilfe zu leisten; zu seinem größten Bedauern vermöge er jedoch nicht die zur Rückreise verlangte Anzahl von Ruderern, 42 Mann, in dem schwachbevölkerten Pueblo von Exaltacion zu stellen, und wir müßten also warten bis der Prefect, der seinen Sitz in der ehemaligen Mission Trinidad habe, und an welchen er sogleich einen Boten senden wolle, bestimmt haben werde, aus welcher der nächsten Missionen der Rest der nöthigen Mannschaft zu entnehmen sei, wenn Exaltacion einen Theil davon stelle.

Da wir nun zu befürchten anfiengen, wir könnten in Exaltacion mit all' diesen Schwierigkeiten einen ähnlichen Verzug zu erleiden haben wie in Manáos, und da bei der vorgerückten Jahreszeit auch ein geringer Zeitverlust sehr schlimme Folgen haben konnte, und wie sich später herausstellte, auch wirklich hatte, so entschloß ich mich, die Unbequemlichkeit einer weiteren Fahrt von 14 Tagen im engen Canot nicht zu schenen und selbst nach Trinidad zu fahren.

Ich wählte dazu das leichteste Canot, das ich finden konnte, suchte mir dazu sechs der stärksten Ruderer aus, und es gelang mir, indem ich einen großen Theil der mondhellen Nächte zur Fahrt benützte, die über dreißig geographische Meilen betragende Entfernung bis Trinidad in 6 Tagen gegen die ziemlich starke Strömung zurückzulegen. Eigentliche Stromschnellen finden sich keine mehr auf dieser Strecke.

In Trinidad angelangt, dessen Anlage genau dieselbe ist, wie die von Exaltacion, wurde ich von dem Prefecten, einem Franzosen, sowie von dem Chefe da Policia, einem echten Bolivianer indianischer Abkunft (von dem Quichoastamme) sehr freundlich empfangen und hatte die Genugthuung, am zweiten Tage schon mit den nöthigen Befehlen für die Corregidores von S. Joaquim und Exaltacion, sowie mit dem Versprechen, daß von Trinidad selbst ein Theil der Mannschaft in weiteren drei Tagen nachkommen werde, die Rückreise antreten zu können. Unausgesetzt fahrend gelangte ich in 2½ Tagen und 2 Nächten, ohne weiteren Unfall als einen tropischen Regensturm, und daß in der Nacht die Coberta oder Tolda, die aus trockenen Häuten leicht hergestellte Ueberdachung des kleinen Fahrzeuges, beim pfeilschnellen Hinsausen unter den Aesten eines halbversunkenen Stammes hängen blieb und abgerissen wurde, wieder nach Exaltacion, von wo sogleich ein Bote nach S. Joaquim abgeschickt wurde.



Grundriß der ehemaligen Mission von Exaltacion.

In dieser Weise nur, und indem wir die Beischaffung der nöthigen Lebensmittel an Maismehl und getrocknetem Ochsenfleisch, sowie die Ausbesserung von vier Fahrzeugen mit der größten Eile betrieben, wobei uns der alte Cardozo getreulich zur Seite stand, war es möglich, nach einem Aufenthalte von einem Monat Exaltacion wieder zu verlassen und heimwärts zu steuern.

Es war der 19. October und somit die höchste Zeit!

Schon brausten einzelne wüthende Regenstürme, die Vorläufer der eigentlichen Regenzeit, über das Land, und wenn uns diese noch innerhalb der Stromschnellen fand, so waren wir sicher, die intermittirenden Fieber mehr als uns lieb kennen zu lernen. Die Geschichte eines bolivianischen Händlers, der acht von seinen sechzig Leuten während der Thalfahrt zu begraben hatte, und nur mit genauer Noth mit dem Reste seiner kranken Mannschaft der giftbeladenen Atmosphäre dieser Region zu entrinnen vermochte, war ein mächtiger Sporn für uns, die nöthige Detailaufnahme des Flußlaufes, sowie die Sondirung in möglichst kurzer Zeit zu beenden, wobei uns sehr





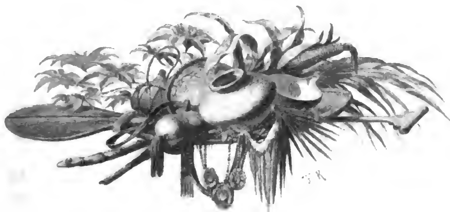
EIN HALT IM SCHATTEN EINES URWALDRIESEN.

zu Statten kam, daß wir die astronomischen Beobachtungen, sowie die hypsometrischen Messungen schon bei der Bergfahrt gemacht hatten.

Wir erreichten auch St. Antonio wirklich schon am 18. November, jedoch nicht ohne daß wir Alle mehr oder weniger starke Fieberanfälle gehabt hätten. Das wiederholte Einnehmen von Chinin in starken Dosen gewährte allerdings einige Erleichterung, konnte aber, da wir nach wie vor denselben schädlichen Einflüssen ausgesetzt blieben, von keiner andauernden Wirkung sein.

Die Mühseligkeiten bei Durchfahrung der Stromschnellen sind allerdings für die Thalfahrt geringer als für die Bergfahrt, da man die kleineren derselben im tiefsten Canal frei herunter fahren kann; dafür aber bietet eine solche beschleunigte Anabasis wieder um so größere Gefahren für die Fahrzeuge, die bei der echt indianischen Sorglosigkeit der Bootsleute oft nur wie durch ein Wunder dem Zerschellen an den vom tosenden Gischt der Fälle halb überspülten Felszacken entgehen. — Mehrmals waren unsre Fahrzeuge und mit ihnen die sorgfältig gesammelten Resultate der mühevollen Reise in höchster Gefahr; so einmal in Guajará, und ein anderes Mal in den Schnellen unterhalb Bananeiras.

Das Ausladen bei den Hauptabstürzen, deren Sturzwellen auch bei der Thalfahrt unnahbar sind, der Landtransport von Ladung und Fahrzeugen über Stock und Stein, ein öfteres Quetschen und Knicken von Rippen (von Schiffsrippen nämlich) und darauffolgender nothdürftiger Reparatur, ist ganz dasselbe wie bei der Bergfahrt, und so genügt es zu sagen, daß wir schließlich mit leichterem Herzen unsere Boote wieder auf dem glatten Spiegel des Amazonas schwimmen sahen, und in Manáos von Freunden und Bekannten um so freudiger begrüßt wurden, als die Zeitungen nur wenige Tage vorher die ganz bestimmte Nachricht gebracht hatten, wir wären sammt und sonders von den Caripunas erschlagen und verspeist worden. Nach einer sechstägigen, an Abenteuern durchaus armen Fahrt an Bord desselben Belem, der uns zunächst nach Manáos gebracht hatte, gelangten wir am 14. Dezember 1868 wohlbehalten in Pará, und endlich am 4. Januar 1869 in Rio de Janeiro an, das wir 14 Monate vorher, allerdings etwas weniger sonngebräunt und ungeschwächt von Fiebern, verlassen hatten.



Kapitel III.

Das Leben im Canot und unterm Zelt.



Der Ausbruch, die Küche, Zubereitung der Basthemden, Strohhutflechten, fremdartige Leckerbissen, Jagd auf Alligatoren, die Lagerfeuer, die Camiselas, die Mosquitos, das Nachtlager.

odtenstille ruht auf der spiegelglatten, in der Mittagsonne flimmernden Wasserfläche; dicht geschlossen erhebt sich, so weit das Auge reicht, zu beiden Seiten die grüne Wand der Urwaldvegetation, um so gleichmäßiger in Form und Farbe, als bei den gewaltigen Entfernungen die Einzelnheiten verschwinden und nirgends auch nur der kleinste Hügel die feinzackige Linie des Horizontes unterbricht; darüber das weite, tiefdunkle Firmament, und als Vordergrund des unvergeßlichen Bildes schlanke Palmen, orchideenbeladene, halbentwurzelte Stämme, und über das unterspülte Ufer mit seinen hellleuchtenden Erdrutschen bis in die trübe Fluth lang herabhängende Lianen: dies ist auf mehr als 100 geographische Meilen der Charakter des untern Madeira in all' seiner wilden Großartigkeit und majestätischen Ruhe. In großen Abständen nur blicken da und dort mit Palmstroh gedeckte Hütten aus dem Grün, und seltener noch gelingt es uns, einen der stillen, wortkargen Insassen derselben zu Gesicht zu bekommen. — Bedächtig in die Fluth blickende, goldgrün schimmernde Kingfisher, ruhig lauernde Reiher und ein Paar an der Mündung eines Seitenbaches unbeweglich im Wasser liegende Alligatoren, deren kaum über die Oberfläche sich erhebende Schädel und zackige Schweife man für halbversunkene Baumstämme halten könnte, sind die einzig sichtbaren Repräsentanten der Thierwelt, die gerade nicht dazu beitragen, der Landschaft Leben zu geben.







UNSERE RUDERER BEIM FRÜHSTÜCK.

Einförmig und langweilig, wie der glatte Strom, ziehen da auch die Tage dahin, und einer gleicht dem andern.

Mit dem ersten Morgengrauen, noch ehe die weißen Schwaden, die den glatten Spiegel des Flusses verhüllen, vor der Einwirkung der Sonnenstrahlen verschwinden, rufen die Steuerleute die Mannschaft zu den Booten. Die großen Kochtöpfe, die schnell abgebrochenen Zelte, die Hängematten, welche als Lagerstätte gedient und die zu gleichem Zwecke verwendeten Ochsenhäute werden an Bord gebracht, desgleichen unsere Instrumente und Waffen, und Jeder eilt seinen Posten einzunehmen. Die schmalen Pagaien werden kräftig und auf einen Schlag in die Wogen getaucht und das schwerfällige Fahrzeug dreht langsam in den Strom hinaus.

Ohne eine Minute zu verlieren, wird in gleichem und zwar ziemlich schnellem Takte drei bis vier Stunden fortgerudert, bis irgend ein günstig gelegener Platz, wo das Anlegen leicht und der Boden trocken ist, auch Brennholz, sei es nun Treibholz oder ein trockener Stamm im Walde, nicht zu fehlen scheint, zur Bereitung des Frühstücks sich darbietet. Ist es auf einer der langgestreckten Sandbänke, so wird zuerst ein Sonnendach aus einem der in anderer Weise selten benützten Segel improvisirt, während im Walde zuerst das Unterholz im Schatten eines der Urbäume etwas gelichtet werden muß, bevor der kleine Tisch und die Zeltstühle aufgestellt werden können.

Die Funktionen unseres eigenen Koches, in der Zubereitung einer Schüssel von schwarzen Bohnen mit Fisch oder Schildkröte bestehend, sind beinahe ebenso einfach und nehmen jedenfalls nicht mehr Zeit in Anspruch, als die der Köche für die Ruderer, welche, nach Bootsmannschaften eingetheilt, das Küchenamt unter sich die Runde machen lassen. Der unabänderliche Speisezettel für unsere Moxosindianer ist ein Brei von Mandioc- oder Maismehl mit frischen oder getrockneten Fischen oder einem Stück Jacaré, d. h. Alligator.

Von den nicht bei der Küche Beschäftigten benützen die Meisten die freie Zeit, um sich neue Basthemden zu verfertigen, zu welchen das Material in reicher Fülle in der Nähe des Haltplatzes zu finden ist. Der Wald ertönt alsbald von dumpfen Axthieben und dem Krachen der fallenden Bäume, und ehe noch der Ruf zum Frühstück erschallt, sieht man sie schon die etwa 70 Centimeter breiten, 4 Meter langen und wenige Millimeter dicken, seidenartig glänzenden Baststücke herbeischleppen, die nun bearbeitet werden.

Das Werkzeug hierzu ist von primitivster Einfachheit und besteht in einem gekerbten Hammer aus schwerem Holze, der sogenannten Maceta, und einem runden Stammstück zur Unterlage. Durch das Schlagen mit der Maceta lockern sich die Fasern des Bastes in einer Weise, daß nicht nur das eigenthümlich wellenförmige Gefüge derselben vollkommen zu Tage tritt, sondern auch die Anfangs harte, holzartige Platte biegsam und geschmeidig wird, während sie zu gleicher Zeit um das Doppelte in die Breite wächst. Darauf wird das Stück gewaschen, um den Saft zu entfernen, ausgerungen und zum Trocknen aufgehangen.

Es hat nun das Aussehen eines groben Wollstoffs, glänzend weißgelb oder gelbbraun von Farbe, und zeigt zwei Hauptlagen wellenförmiger Fasern, die, ohne sich wirklich zu kreuzen, durch kleine Zäserchen zu einem Ganzen verbunden sind; dabei geben ihm die Eindrücke der Kerben der Maceta ein schönes, „damascirtes" Aussehen. Es kann gewiß keine schneller anzufertigende, für tropische Klimate zweckmäßigere Arbeitskleidung geben, als diese „Cáscara" der bolivianischen Indianer, das Turury [1] des Amazonenstromes.

Der Schnitt des Gewandes wetteifert in Bezug auf Classicität mit dem Material: es wird nämlich das etwa drei Meter lange Baststück in der Mitte mit einem Schlitze zum Durchstecken des Kopfes versehen und an den beiden Langseiten von unten herauf bis auf Gürtelhöhe zusammen genäht. Ein Gürtel aus Baumwollschnüren oder einem Stück Liane vervollständigt das originelle Costüm.

Ein anderer Industriezweig, der eifrig während den Intervallen der Fahrt betrieben wird, ist die Anfertigung von Strohhüten aus den jüngsten Trieben derselben kleinen Palmenart, welche in Perú, Ecuador ꝛc. gleichfalls zu diesem Zwecke verwendet wird und jene, auch in Europa unter dem Namen Chili- oder Panamahüte wohlbekannte, ausgezeichnet dauerhafte Kopfbedeckung liefert.

[1] Curatari legalis. Mart.

Die Fertigkeit, alle Arten von Flechtwerk leicht und geschmackvoll herzustellen, scheint überhaupt dieser Rasse angeboren zu sein, und die zierlichsten Körbchen, die reichsten Matten aus bunt gefärbtem Palmstroh oder Binsen geflochten, werden von denselben in den ehemahligen Missionen am Mamoré zu außerordentlich wohlfeilem Preise geliefert.[1]

Auf den Ruf des ersten Steuermannes, der den Titel Capitano führt, schaart sich jede Bootsmannschaft um ihren Kochtopf: Jeder erhält seine Portion in einer Calebasse oder in einer Schaale aus Horn zugetheilt, und alsbald sind die Hornlöffel (eigenes Fabrikat, ebenso wie die Schüsseln) in vollster Thätigkeit. Ist kurz vorher ein Jacaré geschossen oder im Lasso gefangen worden, so hat wohl beinahe Jeder noch ein Stück davon — wo möglich vom Schweife — am Spieße stecken und schneidet gewaltige Scheiben mit jener Herzensfreudigkeit herunter, welche der Anblick irgend eines saftigen Bratens nach mehrstündiger harter Arbeit in freier Luft gewöhnlich erweckt. Das



Toujours perdrix!

weiße, an Fisch erinnernde Fleisch sieht appetitlich genug aus, rivalisirt jedoch an Zähigkeit mit dem besten Cautschuk, was wir nach einem, mit Todesverachtung gemachten, Versuche bezeugen können. Trotzdem zieht ein Stamm der bolivianischen Indianer, die Canitchanas, aus der ehemaligen Mission S. Pedro am Mamoré, Alligatorenbraten jedem andern Fleische vor, während die andern, die Cayuabas von Exaltation und die eigentlichen Moxos von Trinidad, die einen in dieser Hinsicht civilisirteren Gaumen haben, Ochsenfleisch, Fisch oder Schildkröte höher schätzen, als den moschusduftenden Saurier. Die Schildkröte besonders, welche oberhalb der Wasserfälle des Madeira, d. h. im Guaporé und im Mamoré, nicht mehr vorkommt, wird von denselben als ein großer Leckerbissen betrachtet.

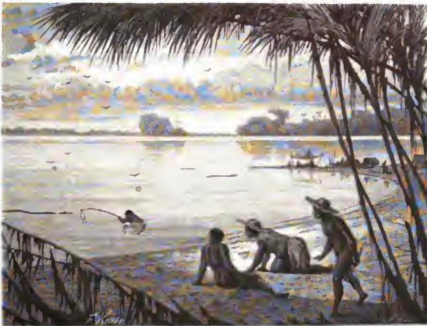
Einige Male fügte es sich am untern Madeira, daß unsere Kochfeuer ganz mit Schildkröten jeder Größe, von ausgewachsenen, über einen Meter langen, bis zu spannengroßen, umstellt waren. In jeder Art der Zu-

[1] In Rio de Janeiro kostet ein mittelfeiner Chilihut 20 Thaler, in Bolivien dagegen nur 6 Thaler.

bereitung, ganz und zerstückt, als Suppe, in der eigenen Schaale gebraten, am Spieße und als Ragout dampften und brodelten sie um die Wette, und bildeten so ein culinarisches „Stillleben", wie es charakteristischer kaum gedacht werden könnte in einem Lande, wo Turtle-soup zum Alltäglichen gehört.

Ein Bad im Fluß, unmittelbar nach dem Essen, ist all' diesen Indianern zur zweiten Natur geworden, und nie habe ich gesehen, daß es für einen derselben schlimme Folgen gehabt hätte.

Nach einer Rast von zwei Stunden wird das Küchengeräthe, die Hängematten und Sonnenzelte wieder an Bord gebracht und die Reise fortgesetzt. Findet sich unterwegs nach 2—3stündiger Fahrt ein guter Fischplatz an der Mündung eines kleinen Seitenwassers oder in der Nähe einer sanft auslaufenden Schlammbank, so wird noch einmal Halt gemacht. Gewöhnlich sind solche Plätze schon von Weitem durch eine große Anzahl weißer Reiher und langer Alligatoren kenntlich, welche die besten Fischstände eben so gut ausfindig zu machen wissen und sich in gleicher Absicht hier



Vorbereitungen zur Alligatorjagd.

versammelt haben. Unsere Ruderer nehmen dann wie immer scherzend und lachend ihr Bad und halten sich höchstens mehr in der Nähe des Ufers; sie fürchten sich nicht besonders vor den schuppigen Ungeheuern trotz deren colossalem Rachen und wuchtigem Schweife und allerdings sind es viel eher diese letzteren, welchen Gefahr droht, besonders wenn die letzte Krokodilskotelette verzehrt ist. Einer der Canitchanas bittet dann gewöhnlich um Erlaubniß zur Jagd, und sie wird auch immer bereitwillig gegeben, denn der Sport erregt jedesmal allgemeine Heiterkeit und liefert nebenbei einen keineswegs gering zu schätzenden Zuschuß für unsere Vorräthe. So befestigt er denn, ohne Zeit zu verlieren, eine starke Schlinge aus roher Ochsenhaut sorgfältig an das Ende einer langen Stange, streift behende sein leichtes Basthemd über den Kopf und geht im seichten Wasser in möglichst gebeugter Haltung langsam auf den Saurier zu, die Stange mit der Schlinge vor sich herschiebend. Der Alligator, der in apathischer Ruhe All' dem zugesehen, und nur dann und wann durch eine träge Bewegung seines mächtigen Ruderschweifes ein Lebenszeichen gegeben, stiert jetzt, da der Indianer ihm näher und näher rückt, unverwandt nach demselben; — schon schwebt die verhängnißvolle Schlinge in Armslänge vor seiner Schnauze, aber er bemerkt es nicht: wie bezaubert verwendet er kein Auge von dem kühnen Jäger, der ihm im nächsten Augenblick dieselbe über den Kopf geschoben und mit einem kräftigen Ruck zugezogen hat.

Die Gefährten desselben, welche bis jetzt geduckt und lautlos am Strande gewartet, stürzen herbei und vier oder fünf dieser kräftigen, wie dunkle Bronze glänzenden, Gestalten schleppen das mit Macht nach rückwärts strebende Jacaré an's Ufer, wo einige wuchtige Axthiebe auf den Schweif und den Schädel es alsbald unschädlich machen.

Würde es, statt rückwärts zu ziehen, den Indianern zu Leib gehen, so müßten dieselben ohne Zweifel Stange und Schlinge im Stich lassen und fliehen; dieser Gedanke scheint jedoch dem hartnäckig widerstrebenden Ungethüm zu ferne zu liegen, und der Kampf endet daher immer mit dessen Tod. Nur ein einziges Mal, unter mehr als einem Dutzend, hielt ich es für angemessen, dem wüthend um sich schlagenden, außergewöhnlich starken, 5 Meter langen Thiere eine Büchsenkugel aus nächster Nähe durch den Schädel zu jagen, da ich befürchtete, einer der Canitchanas möchte doch mit dem zackigen, harten Schweife desselben allzu nahe Bekanntschaft machen.

Ehe noch die ungeheuerliche Jagdbeute vollständig zerlegt wird, schneidet man ihr die vier Moschusdrüsen, welche paarweise unter der Kinnlade und unten am Bauche bei der Schwanzwurzel sitzen, sorgfältig heraus, um eine weitere Verbreitung des durchdringenden Geruches im Muskelfleische zu verhindern. Es sind drei bis vier Centimeter lange, fingerdicke, mit einer braunen, schmierigen Flüssigkeit gefüllte Säckchen, welche nun fest zugebunden und zum Trocknen in die Sonne gehängt werden.

Wie man uns sagte, lieben es die bolivianischen Damen in Santa Cruz de la Sierra und Cochabamba mit diesem, Nichts weniger als angenehm riechenden, Kopfweh verursachenden, Stoff, mit etwas Rosenwasser vermischt, ihr rabenschwarzes Haar zu parfümiren. Es sind ja dieselben starknervigen Senhoritas, denen ein Stiergefecht über Alles geht, die mit unnachahmlicher Grazie einen Cigarito drehen oder einen Fandango tanzen, aber kaum den eigenen Namen zu schreiben im Stande sind.

Nach einem derartigen Intermezzo wird mit erneuter Kraft zum Ruder gegriffen, bis mit einbrechender Dämmerung auf einer Sandbank oder im Walde das Nachtlager aufgeschlagen und die Hauptmahlzeit bereitet werden kann. An schwerem, aus den dunkelbraunen Fasern der Piassaba-Palme gedrehtem, Kabel ruhen nun die Boote, geschützt vor irgend einem treibenden Stamm, in einer Einbiegung des Ufers, während nach einer kaum merklichen Dämmerung im Laufe von wenigen Minuten die Nacht ihre feierlichen Schatten über das Thal breitet, und jene glänzenden Sternbilder des südlichen Himmels, der Centaur und das Schiff, in majestätischer Ruhe sich am Firmament erheben.

Indem wir die Vorbereitungen zur Messung einer Monddistanz treffen, werden ringsum ein halbes Dutzend knisternder großer Feuer angezündet, bei deren flackerndem Scheine die nächsten Urwaldbäume wie riesige Gespenster auf uns herabschauen.

Unsere Indianer sitzen jetzt nach des Tages Last und Hitze plaudernd und rauchend am Feuer oder schauen behaglich den Köchen zu, nachdem sie die Cáscara, das rauhe Arbeitskleid, abgelegt und mit der Camiseta vertauscht haben. Es ist dies ein baumwollener, sackartiger Ueberwurf ohne Aermel, eine Art von seitlich zusammen genähtem Poncho, den die Indianerinnen der Missionen auf ihren primitiven Webstühlen in größter Vollkommenheit herzustellen wissen, und dessen blendende Weiße noch mehr durch zwei Streifen aus purpurrother Wolle, welche an beiden Seiten neben den Nähten herablaufen, gehoben wird.

Der einfache Schnitt und prächtige Faltenwurf dieser Gewänder verleiht den in den mannigfaltigsten Gruppen um die Feuer gelagerten Gestalten einen stattlichen, an die Antike erinnernden, Charakter. Einen ähnlichen Anblick mögen die Haltplätze jener kühnen phönizischen Schiffer dargeboten haben, als ihre leicht getakelten Barken die ersten Anfänge des Handels und internationalen Verkehrs an den fernen Küsten in's Leben riefen, welche den geschätzten Bernstein und das werthvolle Zinn lieferten. Nur die dichten Schwärme der sogleich nach Sonnenuntergang erscheinenden Mosquitos erinnern weniger an jene nordischen Breiten, wo dieselben zwar allerdings auch nicht unbekannt sind, jedoch nie so zur unerträglichen Plage werden können, wie hier. An einigen Stellen, besonders im geschlossenen Walde, unter dichten Cacaobüschen oder dem Laubdach einer gewaltigen Figueira, wo kein Luftzug die leicht beschwingten Plagegeister beunruhigt, ist es, für einen Europäer wenigstens, geradezu unmöglich, ohne Mosquiteiro oder Mosquitennetz ein Auge zu schließen.





ERLEGUNG EINES GROSSEN ALLIGATORS.

Trotzdem besitzen die wenigsten unserer Indianer solche, und nach eingenommenem Male breitet die Mehrzahl derselben eine Ochsenhaut auf dem Boden aus und schläft darauf, mit Ausnahme einiger obligaten Klapse behufs Tödtung allzu zudringlicher Blutsauger, fest und ruhig bis zum Tagesanbruch, ohne weitere Decke als das glänzend bestirnte Firmament. Nur die Capitanos und einer oder der andere der älteren Ruderer erlauben sich den Luxus baumwollener Hängematten, die gleichfalls von den Frauen in den Missionen verfertigt werden und zwar oft mit außerordentlichem Geschick und Geschmack und von einer großen Gleichmäßigkeit und Festigkeit des Gewebes. —

Auf dem unteren, glatten Theil des Stromlaufes gleicht so ein Tag dem andern, und nur wenn endlich die Stromschnellen erreicht sind, wird das Tagewerk mannigfaltiger. Dort bringt das oft gefahrvolle Ziehen der Barken in den engen, schäumenden Canälen zwischen den Riffen, sowie der Ueberlandtransport von Ladung und Fahrzeugen mit all' den hundert kleinen Zwischenfällen eine größere Abwechslung in die Einförmigkeit dieses rauhen Waldlebens.



Kapitel IV.

Fischerei und Jagd in den Provinzen Amazonas und Mato-Grosso.



Der Fang und die Zubereitung des Pirarucú, der Lamantin oder Peixe-boi, der Boto, volksthümlicher Aberglauben hinsichtlich seiner, der Minhocão und die Mãe d'agoa, verschiedene Arten des Fischfanges: im Pary, mit dem Cóvo und mit der giftigen Liane Timbó, die Rochen, die Piranhas und die Candirú, Tapirjagd, die Barreiros, die Onça, die Wildschweine, die Capiparas, die Affen und die niedere Jagd.

Für die Bewohner der beiden genannten Provinzen ist Jagd und Fischfang, besonders aber der letztere, von einer Wichtigkeit und Bedeutung, von welcher man sich in unserm, den Wildstand hegenden und die Fische künstlich züchtenden Europa nicht leicht eine Vorstellung macht; bei einer auch noch so flüchtigen Betrachtung der Bedingungen, unter welchen das Volksleben sich dort entfaltet, kann man also nicht umhin, diesen sonst weniger wichtigen Zweigen der Nationalökonomie eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Der Fang des Pirarucú (Sudis gigas),[1] des Lamantin oder Peixe-boi, der großen Schildkröten, die Jagd auf Tapire, Wildschweine und Rehe wird dort nicht des Sports halber betrieben, sondern um sich eine kräftige Nahrung zu verschaffen, denn wenn auch heutzutage ein Ochse in jenen waldbedeckten, im Allgemeinen graslosen, Niederungen gerade kein gänzlich unbekanntes Thier mehr ist, wie er es noch vor Kurzem gewesen, so ist er doch noch exotisch genug und sein Fleisch für den einsam wohnenden Indianer oder Mestizen jedenfalls eine gar seltene Speise,[2] indem das wenige Rindvieh, welches vom untern Lauf des Amazonas, von den natürlichen

[1] Von Pirá, Fisch, und urucú, dem rothen Farbstoffe der Bixa orellana.

[2] Die Fischerbevölkerung der brasilianischen Küste, welche Jahr aus, Jahr ein nur von Fischen, frischen und getrockneten, sich ernährt, fährt am Ostersonntage regelmäßig nach dem nächsten Städtchen, um sich ein Stück Ochsenfleisch zu kaufen, denn einmal im Jahre, sagen sie, muß der Mensch doch Fleisch essen. —

Schmackhaftere Seefische, wie die dort vorkommenden Garopas und Badejos gibt es übrigens wohl nicht.

Campos der Insel Marajo und von Santarem durch die Dampfer stromauf gebracht wird, kaum für den Bedarf der kleinen Städte, wie Manáos ꝛc. genügt.

Auch unsere andern Hausthiere, Schweine, Ziegen und Schafe, von welchen erstere sehr gut, die beiden letzteren jedoch gar nicht gedeihen, findet man nur selten um die Palmhütten der Uferbewohner und nur eine Heerde gackernder Hühner, die in dem weichen Waldboden, unter faulen Blättern und Wurzelwerk reichliche Nahrung finden und höchstens noch ein Paar sogenannter türkischer Enten (die ohne Zweifel von einer der wilden brasilianischen Entenarten abstammen) bilden die unabänderliche Staffage bei den Wohnungen.

Der außerodentliche Fischreichthum jener Flüsse, der Ueberfluß an Wild an den Ufern erklärt wohl zur



Ueberschwemmter Urwald.

Genüge die Vorliebe, welche die dortigen Indianer und Mestizen für den Fischfang und theilweise auch für die Jagd an den Tag legen, im Vergleich zur ungewohnten und stark vernachlässigten Zucht der Hausthiere.

Schon in zarter Kindheit begleitet der kleine Tapuyo[1] seinen Vater im leichten Boot auf die vom Hochwasser überschwemmten Niederungen, wo es sich so angenehm fährt unter dem schattigen Laubdach, zwischen Palmenkronen und den gewaltigen, lianenumschlungenen Stämmen, die sich im stillen, dunkeln Wasserspiegel reflectiren, oder auf dem offenen Strom, wo sie stundenlang unbeweglich mit der schweren Harpune auf den riesigen Pira-rucú lauern, während der Lamantin oder Manati, diese Süßwasser-Cetacee, welche troß ihres portugiesischen Namens Peixe-boi (Ochsenfisch) so wenig ein Fisch ist, als ihr gigantischer Vetter, der Pottwal, am häufigsten in den mit schwimmendem Schilfgras und wildem Reis, seiner Hauptnahrung, bedeckten Seen erlegt wird.

Der Pira-rucú, der frisch schon nicht sehr schmackhaft ist, bietet gesalzen und getrocknet, wie er in Tausenden von Centnern auf dem Amazonenstrom verschifft und ganz allgemein von Pará bis zur peruanischen Grenze von

[1] So wird jetzt im Allgemeinen die ansäßige farbige Bevölkerung der Amazonasniederung genannt.

Indianern, Mestizen und Weißen consumirt wird, jedenfalls eine abscheuliche, noch weit unter dem Bacalhao (dem Stockfisch) stehende Nahrung.

Dieser „Flußgewaltige", der nicht selten eine Länge von 4 Metern erreicht und mit starken, drei Finger breiten Schuppen, deren jede einen scharfgezeichneten scharlachrothen Rand hat, bedeckt ist, wird der Länge nach am Rücken aufgeschnitten, die Wirbelsäule herausgenommen und das Fleisch zu einer kaum fingerdicken Schichte ausgebreitet, gesalzen und an der Sonne getrocknet. Da es jedoch sehr hygroskopisch und die Atmosphäre der ganzen Amazonas-Niederung in der Regenzeit mit Wasserdämpfen gesättigt ist, so müssen die übelriechenden Fleischstücke von Zeit zu Zeit wieder an die Sonne gelegt werden und da die Krämer der kleinen Städte, wie Manaos, dazu keinen passenderen Platz finden können, als die unter den verticalen Strahlen der Tropensonne glühend heiß werdenden Steinplatten der Fußwege längs den Wohnungen, so haben die Einwohner und Vorübergehenden das Vergnügen, den leidigen Pira-rucú noch häufiger riechen zu müssen, als sie ihn zu essen bekommen. — Ein sehr verschiedenes Wild ist der oben genannte Lamantin oder Peixe-boi, so genannt nach seiner breiten, an die eines Ochsen erinnernde Schnauze. Sein zartes, dem des Schweines zu vergleichendes, Fleisch, ist ein stets gesuchter Artikel und gehört jedenfalls zu den Leckerbissen jener Regionen.

Obgleich für die hauptsächlich an den Ufern der Flüsse und Seen wohnenden Indianer und Mestizen der Fischfang von unendlicher Wichtigkeit ist, jedenfalls von viel größerer als die Jagd (schon aus dem Grunde, weil die letztere Pulver und Blei und eine kostbarere Waffe verlangt, als den selbst geschnitzten Bogen[1] oder das einfache Geräthe der Angel), will ich doch den Leser mit einem trockenen Verzeichniß der Tausende von Gattungen und Arten von Fischen verschonen, welche den gewaltigen Hauptstrom, sowie das endlose Geäste der Seitenwasser bevölkern, und deren Zahl durch die letzten Entdeckungen des Herrn Agassiz auf seiner Explorationsreise im Jahre 1866 noch um viele Hunderte vermehrt worden ist. Es ist eine ganze Welt von Süßwasserbewohnern, um so reicher und mannigfaltiger, als nach den Beobachtungen von Agassiz zwar einige Formen auf die ganze Ausdehnung des Flusses verbreitet sind, im Allgemeinen jedoch jede Section des Stromes in dieser Hinsicht ihre charakteristischen Gattungen und Arten aufzuweisen hat; ein zeitweises Uebertreten auf fremdes Gebiet findet zwar statt, der Hauptsache nach zerfällt jedoch hiermit das ungeheure Wassernetz in einzelne, durch ihr Thierleben mehr oder weniger scharf unterschiedene Strecken. Es mögen wohl die geringen Unterschiede in der Vegetation, die verschiedene Beschaffenheit der Ufer und des Flußbettes, die Wassertiefe, besonders aber das nach oben mehr und mehr zunehmende Stromgefälle sein, wodurch eine derartige Abgrenzung bedingt wird.

Der treueste Begleiter des Reisenden auf einer Fahrt auf dem Amazonenstrom von der Mündung bis hinauf an die Stromschnellen der Seitenflüsse und selbst bis in die glatten Wasser oberhalb derselben ist allerdings kein Fisch, sondern der Tummler oder Delphin,[2] Säugethier so gut wie seine größeren oceanischen Vettern, und wie der Lamantin, muß er von Zeit zu Zeit an die Oberfläche des Wassers kommen, um Luft zu schöpfen und beschreibt daher, wie jene, beim Schwimmen eine eigenthümliche Wellenlinie oder Cycloide, wobei er sich oft mit der breiten Schwanzflosse wie spielend in die Höhe schnellt, um unter Schnauben und Blasen wieder in das nasse Element zurückzufallen.

In einer mondhellen Nacht am obern Madeira — es war an der Mündung des Jammary — wurden unsere Boote von einem ganzen Rudel solcher Tummler umspielt, welche mit Schlagen und Springen, Sprudeln und Wälzen einen derartigen Lärm verursachten, daß es schien, als würden Hunderte von Najaden von einem Heere bärtiger Wassermänner verfolgt, so daß unsererseits an Schlaf kaum zu denken war.

Dieses lärmende Spiel, die für ein Thier von Fischgestalt so fremdartigen Laute, sowie die Beobachtung, daß dieselben die Nähe des Menschen zu lieben scheinen, indem sie oft die Fahrzeuge in Heerden von 30—40 Stück auf lange Stecken begleiten, mag die Ursache sein, daß unter den Bewohnern jener Gegenden, von dem halbwilden Mestizen, dem rohen Mulatten oder Zambo bis zu dem behäbigen Kramladenbesitzer portugiesischer Abkunft über diese Tummler oder Botos die abenteuerlichsten Geschichten in Umlauf sind.

[1] Bogen und Pfeil wird zwar überall an diesen Strömen zur Jagd auf Fische und Schildkröten, zur Landjagd jedoch nur von den eigentlich wilden Indianern verwendet.

[2] Die Uferbewohner nennen denselben Botos, von dem portugiesischen, volksthümlichen Wort: Bote, Sprung.

Sie sollen die Fähigkeit besitzen, menschliche Gestalt anzunehmen, unter uns zu wandeln, wie „andere Christen" und dem schönen Geschlechte besonders gefährlich werden können. Das einzige verrätherische Kennzeichen, welches diese Wasserunholde an sich tragen, wenn es ihnen beliebt an Land zu steigen und allerlei Unheil anzurichten, ist, daß ihre Füße nach rückwärts gedreht sind, was jedoch begreiflicherweise in der Dunkelheit, wo sie hauptsächlich ihr Wesen treiben, leicht übersehen werden kann. Schlaue Indianerinnen und Mulattinnen erzählen ihren gläubig lauschenden Gatten die erstaunlichsten Geschichten von tückischen Botos, welche in deren Abwesenheit zu ihnen gekommen und die Gestalt der Männer so täuschend ähnlich anzunehmen gewußt, daß sie ihren Irrthum erst erkannt hätten, als der Pseudogemahl nach dem Fluß gegangen sei und sich mit einem Schrei in die Wogen gestürzt habe.

In Folge des weit verbreiteten Aberglaubens an deren Doppelnatur werden diese Thiere, trotz des werthvollen Thrans, den sie liefern, und trotz der Leichtigkeit, womit sie harpunirt werden können, nur äußerst selten gejagt und vermehren sich daher, sehr verschieden von den rastlos verfolgten, in starker Progression abnehmenden Schildkröten, unbehindert innerhalb der von der Natur selbst gesteckten Grenzen.

Ein anderes fabelhaftes Wasserungethüm, wie es scheint ein Vetter unserer berühmten Seeschlange, ist der sog. Minhocão (große Wurm), auch Mãe d'agua (Wassermutter) genannt, eine Schlange von so colossaler Größe, daß, wie die Uferbewohner behaupten, der Fluß steigt oder fällt, je nachdem sie sich in denselben wirft oder ihn verläßt. Uebrigens theilt dieses Ungeheuer den Namen Mãe a'gua auch mit einer Art brasilianischer Loreley, welche in der Nähe von Manáos am Wasserfall des Tarumã, eines kleinen Seitenwassers des Rio negro, ihr gespenstisches Wesen treiben soll. Das schöne Weib mit goldnem Haar — ob sie es, wie die deutsche Loreley, auch mit goldnem Kamme kämmt, wissen wir nicht — umstrickt Jeden, der sie erblickt, mit ihrem Zauber; Wahnsinn befällt den Unglücklichen, und nimmermehr findet er den Rückweg zur heimathlichen Hütte. Die enge Schlucht, welche die Sirene sich zum Wohnsitz erkoren und in die kaum ein Sonnenstrahl durch die dichten Laubkronen dringt, wird daher mit abergläubischer Scheu betrachtet, und kein Tapuyo würde es wagen, bei einbrechender Nacht an einem Orte zu verweilen, wo das Rauschen des unheimlichen Falles an sein Ohr schlüge. Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch anführen, daß ein ebenfalls sehr gefürchtetes, aber bei Weitem nicht so liebliches Waldgespenst die Caepóra (Caapóra, Waldmensch) ist: ein behaarter, häßlicher, alter Mann von ungeheurer Körperstärke, welcher den Jägern auflauert, um ihnen den Hals umzudrehen. Jedes ungewöhnliche Geräusch im Walde wird der Caepóra zugeschrieben, und vor ihren schrecklichen Klauen rettet dann nur das absoluteste Stillschweigen und ein Ducken unter Büsche und Zweige. Ungläubige Zuwiderhandelnde werden durch flehentliche Bitten und wenn es Noth thut, durch Drohungen gezwungen, sich zu fügen, um den Zorn des nahezu unverwundbaren Scheusals nicht zu erregen. Wenn in den brasilianischen Wäldern große menschenähnliche Affen, wie der Orang-Utang, Gorilla oder Schimpanse, zu Hause wären, so ließe sich dieser weitverbreitete Aberglauben leicht erklären, Brüllaffen und Barrigudos sind aber doch zu schwächliche Repräsentanten „unsrer Vettern", als daß selbst die lebhafteste Jägerphantasie sie zu solch einem Ungethüm vergrößern könnte, und der Ursprung der Fabel ist wohl nur in dem finstern Dämonenglauben der Indianer zu suchen, welche sich auf Schritt und Tritt von dem Walten böser Geister begleitet wähnen.

Außerdem hat jeder Stamm noch seine eigenen Jagdgebräuche oder vielmehr Jägeraberglauben (denn auch hier sind die Söhne Nimrods abergläubischer als andere Sterbliche); so essen z. B. die Coroados der Südprovinzen kein Rehfleisch, weil sie fürchten, dadurch ihren reichen Haarschmuck zu verlieren, und Nichts vom Tapirhöcker, dem besten Stücke, um nicht der Zuneigung ihrer Frauen verlustig zu werden; ebenso verschmähen sie das Fleisch der Enten und der Cutia, eines schmackhaften Nagethieres, weil sonst ihre Kinder schlechtgebaute Füße und große Ohren bekämen. Auch darf der, welcher das Wild erlegt hat, Nichts von demselben genießen, wenn er nicht die Sicherheit seines Auges und Armes einbüßen und keinen glücklichen Schuß mehr thun will; und außerdem sind die Frauen, offenbar zum Vortheil ihrer egoistischen Ehehälften, vom Genusse verschiedener Wildarten gänzlich ausgeschlossen.

Bei den Fischen, unter welchen einige von ganz ausgezeichnet feinem Geschmack sind,[1] werden, so viel als uns

[1] Die Hauptarten außer dem Pira-rucú sind: Surubim, Pintado, Bagre, Tambaki, Tucunaré, Piranha, Pirarára u. a. m.

bekannt wenigstens, nicht so viele Ausnahmen gemacht, und es wird ihnen deßhalb auch mit allen möglichen Mitteln nachgestellt. Die Angel, Pfeil und Bogen, Wurfnetze mit bleibeschwertem Saum, sowie lange Schleppnetze, welche in weitem Bogen ausgegeben und dann an den flachen Sandbänken öfters mit außerordentlich reicher Beute nach und nach eingezogen werden, jedes Mittel scheint recht, um der schuppigen Bewohner der Tiefe habhaft zu werden. An andern Orten vereinigen sich manchmal ganze Stämme, und zwar gerade die obengenannten Coroados in der Provinz Paraná, um durch die Anlage eines Steindämmchens auf und zwischen den Riffen einer Stromschnelle die Fische zu zwingen, einen gewissen Hauptdurchlaß zu suchen, der alsdann durch einen aus Bambusgeflecht hergestellten Canal derart zugestellt ist, daß zwar an dessen oberem Ende die Wassermasse mit bedeutender Gewalt eindringt, derselbe am untern jedoch vollständig trocken liegt, da das Wasser durch die Zwischenräume hindurch sich verloren. Wird nun eine solche Einrichtung, die man dort Pary nennt, zu einer Zeit in Thätigkeit gesetzt, da die zahlreichen Fischschwärme, welche zur Laichzeit stromauf gezogen, wieder den Rückweg antreten, so entgehen wohl von den größeren Individuen nicht viele ihrem Schicksale, und erklärt sich der bei alledem noch nicht zerstörte Fischreichthum einiger



Der Pira-rucú. Sudis Gigas.

Ströme mit Pary's nur durch deren Colossalität, sowie dadurch, daß die jährlichen Hochwasser diese glücklicherweise wenig soliden Bauten regelmäßig zerstören.

Eine am Mamoré gebräuchliche Art des Fanges ist übrigens zu originell, als daß ich sie nicht gleichfalls näher beschreiben sollte, obgleich sie wohl nicht allzu häufig ausgeführt werden kann: Zu gewissen Jahreszeiten sieht man so dicht gedrängte Schwärme kleiner Fische sich stromaufwärts bewegen, daß ihre Zahl bei einer Längenausdehnung des Zuges von mehreren Stunden nach Millionen gezählt werden muß. An den flachen Ufern langgestreckter Sandbänke erwartet nun der Moxo-Indianer diese Züge, den Cóvo, einen aus schwerem Palmholz mittelst Flechtwerk zierlich zusammengefügten kegelförmigen Korb in der Hand. Bis an die Knie im Wasser stehend, wirft er denselben auf die vorüberziehenden Fische und nimmt die so gefangenen dann ruhig mit der Hand durch die obere kleinere Oeffnung heraus. Es ist jedoch, um diese Art des Fischfangs mit Erfolg ausüben zu können, nothwendig, daß die Wassertiefe an dem betreffenden Orte nicht viel größer sei, als die Höhe des Korbes.

In einzelnen Fällen, wo es die Beschränktheit des Wasservolumens erlaubt, bei kleineren Lagunen und vom Hochwasser stehen gebliebenen Tümpeln, benützt man sogar den giftigen Saft einer Liane, [1] die zerquetscht und im Wasser

[1] Cipo Timbó, Paullinia pinnata, L. — Es gibt übrigens noch mehrere andere zu demselben Zwecke verwandte Pflanzenstoffe; so z. B. Goyana-Timbó, Piscidia Erythrina. Vell. Taraira-Moira, Cocculus inéme. Mart. Conami, Euphorbiae et Ichthyothere. Mart.

ausgerungen wird, um die Fische zu tödten oder wenigstens zu betäuben, eine Methode, welche, wenn sie in einigermaßen größerem Maßstabe praktizirt werden könnte, doch den Fischreichthum jener Ströme, und wäre er noch so groß, ernstlich beeinträchtigen würde, da Jung und Alt, Brauchbares und Unbrauchbares, damit vernichtet und gewöhnlich doch der größte Theil den Aasgeiern zur Beute wird.

Einmal jedoch würde ich, wenn die giftige Liane zur Hand gewesen wäre, nicht gezögert haben, sie anzuwenden. Es war am Salto do Theotonio, dem bedeutendsten unter den Cataracten des Madeira, wo ein 10 Meter hohes, tief ausgezacktes Felsriff den Fluß durchsetzt und bei zurücktretendem Hochwasser in der Nähe der Ufer große Tümpel in den Vertiefungen und Einbuchtungen dieser Felsbank stehen geblieben waren, gerade da, wo zur Zeit des höchsten Standes die Fische in den Seitenkanälen durch Schnellen und Springen den Fall zu überwinden suchen, um oberhalb desselben ihren Weg stromaufwärts fortzusetzen und schließlich einen geeigneten Platz zur Ablegung ihrer Eier zu finden.

In dem größten dieser natürlichen Teiche waren nun, vielleicht mehrere Wochen vor unserer Ankunft, viele



Der Lamantin oder Peixe boi (Manatus americanus).

Hunderte riesiger Fische vom Hauptstrom abgeschlossen worden, welche in dem warmen, mit faulenden Stoffen jeder Art beladenen Wasserbecken langsam verenden mußten. Wir zählten mehr als 500 große, in jedem Stadium der Zersetzung befindliche Fischcadaver, die an der mit grünem Schleim bedeckten Oberfläche schwammen und weithin die Luft verpesteten. Von Zeit zu Zeit sah man einen riesigen Surubim (eine Platystoma-Art mit langen Bärten) aus der Tiefe aufsteigen und langsam, wie halb betäubt, durch das trübe Element sich bewegen. Trotz des Ekel erregenden Anblickes ließen sich unsere Indianer nur mit Mühe abhalten, die halbtodten Thiere zu harpuniren und sich dann durch unmäßigen Genuß des ungesunden Fleisches gründlich den Magen zu verderben.

Auf den nächsten Felszacken saßen steif und unbeweglich, aus Erz gegossenen Thurmdachbekrönungen vergleichbar, einige Dutzend schwarzer Aasgeier (Urubús), welche scharfen Blickes auf den moderbedeckten Teich, ihre reichbesetzte Tafel, herabschauten und ihre weit geöffneten Fittiche dem Winde zudrehten, zu welchem Zwecke, ist wohl schwer zu sagen, es sei denn, um ihre Federn zu lüften.

Wir konnten um so leichter auf die halbtodten Fische des Pfuhles verzichten, als unsere Leute unterhalb des Falles in den Buchtungen der Ufer und besonders an den Mündungen kleiner Seitenwasser mit leichter Mühe eine große Menge ganz ausgezeichneter Fische fingen, unter welchen uns die eigenthümliche Gestalt des Rochen besonders auffiel, dessen breite Flügel und vorstehende Augen man sonst nur unter den Bewohnern des Salzwassers zu sehen erwartet.

Es befanden sich darunter Exemplare, welche von dem vordern Theil des Kopfes bis zu dem mit einem fingerlangen, hornartigen Stachel bewehrten Schwanze über einen Meter maßen; dieselben waren von graubrauner Farbe mit schwarzen Flecken, in deren Mitte sich wieder ein hellgelber Punkt zeigte. Die Indianer haben einen nicht

geringen Respekt vor diesen Rochen, ihres Stachels halber, mit dessen feingezackter Spitze und Doppelschneide das Thier sehr schmerzhafte Verwundungen beibringen kann, wenn es an den flachen Ufern, halb im Schlamme vergraben, auf Beute lauert und von dem nackten Fuße des Badenden zufällig getreten wird.

Auf beistehendem Bilde, welches einen unserer Ruderer, vom Fischfange heimkehrend, darstellt, sieht man außer diesem Rochen und dem colossalen, gefleckten Surubim noch einen kleineren Fisch, dessen scharfes, mit zwei gekrümmten Fangzähnen versehenes Gebiß ihm den Namen: Peixe Cachorro, Hundefisch, verschafft hat; gefährlich für den Badenden ist er jedoch in keiner Weise.[1] Außer dem Rochen ist dies nur noch die Piranha,[2] ein breiter, kaum mehr als spannelanger Fisch, dessen Gebiß aus zwei Reihen weit vorstehender, dreieckiger, scharfer Zähne besteht. Diese Thiere sind ohne Zweifel weit mehr zu fürchten als die Alligatoren oder Jacarés, denen wohl viel seltener, als man im Allgemeinen glauben möchte, ein menschliches Wesen zum Opfer fällt. Die Piranhas sind um so schrecklicher, da sie immer in Schwärmen von Hunderten beisammen zu sein pflegen und sich alle, sobald das Wasser vom ersten Biß mit Blut gefärbt wird, mit Blitzesschnelle auf ihr Opfer werfen, um ihm das Fleisch Stück für Stück vom Leibe zu hacken. Schon mancher kühne Schwimmer ist in solcher Weise von diesen entsetzlichen, schnappenden kleinen Kinnladen im wahren Sinne des Wortes zerfleischt worden.

Noch eine Gefahr anderer Art droht dem Badenden von Seiten des Candirú, eines nicht fingerlangen, dünnen, beinahe durchsichtigen Fischchens, das mit aalgleicher Gewandtheit in die kleinsten Oeffnungen schlüpft und von welchem die Uferbewohner wahre Schaudermährchen erzählen.[3]

So weit über den Fischreichthum jenes colossalen Wassernetzes; möge es mir gelungen sein, in Bild und Wort eine, wenn auch nur annähernde Vorstellung des unendlichen Formenreichthums dieser im Allgemeinen noch so wenig bekannten Welt zu geben, welche die analoge unserer europäischen Flüsse in demselben Verhältnisse an Mannigfaltigkeit und Schönheit übertrifft, als jene Riesenströme es unsern stolzesten Gewässern an Größe zuvor thun.

Was nun die Jagd anbelangt, so wird dieselbe von der halbcivilisirten Mestizenbevölkerung des Amazonasthales, trotz des Wildreichthums seiner endlosen Wälder, im Allgemeinen weniger stark betrieben, als in dem Flußgebiete des La Plata in der angrenzenden Provinz Mato-Grosso.

Das edelste, und auch überall am eifrigsten gejagte Wild ist übrigens auch hier der Tapir (Anta), jener Vertreter der Dickhäuter in der neuen Welt, der bekanntlich in der alten nur an wenigen Punkten Indiens getroffen wird. Dieses Diminutiv des Elephanten bewohnt in außerordentlich großer Zahl, ohne jedoch jemals heerdenweise beisammen zu leben, die dichtbewaldeten Ufer aller Zuflüsse des Amazonenstroms und des La Plata, doch nicht in den sumpfigen Niederungen, noch auf den wasserarmen Plateaux, sondern in den mit üppiger Vegetation bekleideten Thalschluchten. In dem undurchdringlichen Dickicht der Bambusaceen, unter dem Fiederdache schlanker Baumfarrn liebt der Tapir sein Lager aufzuschlagen, sei es nun an den Ufern rauschender Waldbäche, oder an den schäumenden Cataracten von Riesenströmen wie der Madeira und Paraná.

Mit dem ersten Morgengrauen schreitet er da auf tief eingetretenen Pfaden gravitätisch nach dem Fluß um zu baden, und oft überraschten wir beim Umfahren einer scharfen Uferkrümmung den ruhig bis an den Hals im Wasser sitzenden Dickhäuter. Er schwimmt und taucht mit erstaunlicher Fertigkeit, und nicht sowohl Bedürfniß einer Kühlung nach erhitzender, toller Flucht, als das Gefühl größerer Ueberlegenheit im nassen Elemente mag es sein, das ihn dazu treibt, vor den verfolgenden Hunden zuletzt immer den Weg nach dem Flusse zu nehmen. Doch er rennt in sein Verderben, denn lautlos unter überhängendem Buschwerk verborgen, lauert der Jäger im leichten Canot, die schußbereite Waffe zur Hand. Diese letztere ist übrigens, wenn der Fluß nur einigermaßen breit ist, nicht einmal von Nöthen und meistens wird das schnaubende Thier, welches von den wüthend kläffenden Hunden umringt, da und dort untertaucht, bald überholt und von einem der Insassen der

[1] Seinem ganzen Habitus nach zu schließen, würde er unter die Salmoniden gehören.

[2] Von Pira, Fisch- und sainha Zahn; Pygocentrus Richardi Kner.

[3] Cetopsis Candirú, pisciculus tenuis, sesquidigitalis, paene pellucidus, duabus spinosis pinnis instructus in genialia lavantium, non minus marium fistulam urinalem, quam muliebrium interiores partes irrepere solet unde propter rigidas illas pinnas uncorum vim exercentes non potest extrahi nisi periculosa adhibito scalpello curatione.





EINER UNSERER MOXOS-INDIANER

vom Fischfange heimkehrend.

Nußschaale mit dem langen Waldmesser oder der Pistole erlegt.[1] Wo möglich wird es, ehe man ihm den Todesstoß versetzt, noch harpunirt, um zu verhindern, daß es untersinke, was sofort geschieht, nachdem es verendet.

Nur das Tapirweibchen mit seinem Jungen flieht nicht vor dem Gebell der Hunde; muthig bleibt es auf seinem Lager und sucht mit dem eigenen Körper das zwischen seinen Beinen sich verkriechende, zitternde, schrill pfeifende Thierchen zu schützen. Wehe dem vorwitzigen Kläffer, der sich erkühnen sollte, aus dem Kreise der Meute hervor zu treten, die sich in diesem Falle in respectvoller Entfernung hält, und in den Bereich der grimmigen Alten zu kommen: ihr hochgehobener kurzer Rüssel entblößt ein nicht zu verachtendes Gebiß und unter den mächtigen Vorderfüßen knicken schwache Hunderippen wie dünnes Rohr. Von zahlreichen Kugeln der auf das Gebell herbeigekommenen Jäger durchbohrt, bricht sie endlich, ein Opfer mütterlicher Zärtlichkeit, über dem vor Angst halbtodten Jungen zusammen.

Schützt man das Letztere jedoch gegen die nun um so wüthender zufahrenden Hunde und bringt es glücklich nach Hause, wo man es mit Kürbissen oder einem dort beinahe überall in den Lichtungen wachsenden Grase und den jungen Trieben von Bambusaceen sehr leicht ernähren kann, so wird es, wie ich mich durch den Augenschein überzeugen konnte, schon am zweiten oder dritten Tage so zahm wie ein Hund, und denkt bald nicht mehr daran, in den Wald zu entweichen. In Curitiba, Hauptstadt der Provinz Paraná, lief mehrere Jahre ein zahmer herrenloser Tapir in den Straßen umher, welcher von Morgens bis Abends von den Negerjungen geritten wurde. — Eine Temperatur von 2—3° unter Null, wie sie im Juni und Juli dort nicht selten ist, schien ihn wenig anzufechten.

Sicherlich wäre es nicht nur möglich, sondern sogar ganz leicht, den Tapir zum wirklichen Hausthier zu machen, wie dies übrigens bei allen größeren Thieren Südamerikas der Fall ist: das Wildschwein, das Reh, das Guaty, die Pacca, selbst die Onça werden leicht zahm, von den Affen, den Papageien und den Hühnervögeln nicht zu reden. Man findet auch am ganzen Amazonas wohl schwerlich ein Haus, das nicht wenigstens irgend einen gezähmten Vogel, öfters aber eine ganze Menagerie von Araras, Periquitos, Marianitos, Jacamins, Jagutingas, Mutuns, Tucanen, Cutias oder Springhasen, Pacas, Affen &c. aufzuweisen hätte.

Selbst eine Art der amerikanischen Riesenschlange oder Giboia wird in mancher Hütte als sogenannter Jerimbabo oder Hausthier gehalten, um Ratten, Mäuse und sonstiges Ungeziefer zu vertilgen, an dem es nirgends mangelt.[2]

Eine ausgezeichnete Gelegenheit für eine andere Art der Jagd liefert jene eigenthümliche Erscheinung, daß mit alleiniger Ausnahme der Onça, alle Thiere des Urwaldes, selbst die Vögel, mit großer Gier Thonerde[3] verschlingen, zu welchem Zwecke sie sich an gewissen günstig gelegenen Punkten in großer Anzahl zusammen finden. In mondhellen Nächten besonders, wo die ganze Thierwelt überhaupt unruhiger und beweglicher ist als sonst, findet der Jäger sicherlich reiche Beute, wenn er an einer der vom Boote aus leicht zu entdeckenden Erdschlipfe, Thongruben oder Barreiros, deren rothgelbe Thonwände meist deutliche Spuren von Zahneindrücken aufzuweisen haben, auf dem

---

[1] Während diese Zeilen gedruckt werden, kommt mir ein von einem Herrn Dr. Kupfer verfaßter Artikel: „Der brasilianische Urwald und seine Bewohner“ in dem Januarheft 1873 der Westermann'schen Monatshefte unter die Hände, in welchen derselbe von der „für Kugeln nahezu undurchdringlichen Knorpelhaut“ des Tapirs spricht (vielleicht weil derselbe zu den Dickhäutern gerechnet wird), woraus hervorgeht, daß der Herr Doktor niemals einen Tapir erlegt oder einen erlegten genauer betrachtet hat.

[2] Fledermäuse, colossale Spinnen und die abscheulichen Kakerlaken oder Baratas sind noch die unschuldigeren derselben, da auch Taranteln, Skorpione und giftige Tausendfüßler, sog. Lacraias, besonders in älteren Häusern, durchaus keine seltenen Gäste sind. — Von giftigen Schlangen hört man im Allgemeinen weniger, als man erwarten dürfte; in jedem Falle lebensgefährlich ist eigentlich nur der Biß der auf die Camposregion beschränkten Klapperschlange (Crotalus horridus), sowie derjenige der noch stärkeren Surucucú (Lachesis mutus). Trotzdem sah ich einmal in Barbacena, in der Provinz Minas, einen Neger, der von einer Klapperschlange gebissen, mit dem Leben davon gekommen war, und nur ein steifes Bein davon getragen hatte. — Die verschiedenen Jararáca-Arten (Bothrops jararaca), sowie die Korallenschlangen können allerdings durch ihren Biß höchst gefährliche Zufälle, z. B. ein Brandigwerden und Abfallen des betroffenen Gliedes verursachen, meistens jedoch kommt man mit Unterbinden und Aussaugen der Wunde, innerlicher und äußerlicher Anwendung von Ammoniak-Geist und vierundzwanzigstündigen Schmerzen davon.

[3] Diese Abnormität findet sich auch häufig bei Menschen, besonders bei Kindern, und zwar manchmal in so hohem Grade, daß selbst die Aussicht auf einen elenden, qualvollen Tod sie nicht abhält, das krankhafte Gelüste zu befriedigen. — Unter den Negern der Kaffee- und Zuckerpflanzungen sieht man manchmal einen Unglücklichen, der mit einer eisernen Maske vor dem Gesichte in der glühenden Sonne arbeitet; es ist ein Erdesser, den man in dieser Weise, indem man ihm die Maske nur unter Aufsicht abzunehmen gestattet, zu retten sucht.

Anstand liegt. Ist ihm das Glück hold, so erlegt er wohl auch eine schön gefleckte Onça, die zwar, wie gesagt, nicht der Thonerde halber, wohl aber mit ähnlichen Absichten wie der Jäger selbst, den Rehen und Wildschweinen zu lieb, hier im Hinterhalt liegt. Tapire, d. h. ausgewachsene, zu erhaschen, gelingt ihr wohl selten, denn dieses überaus gedrungen und kräftig gebaute Thier, welches Dank seiner fingerdicken Haut mit einer Wucht, die Alles zu Boden drückt, in Sturmeseile durch die Büsche fegt, streift den wohl nicht allzu sattelfest sitzenden Panther im ersten Dornen- und Lianendickicht ab, ehe noch seine gewaltigen Fangzähne Zeit hatten, tiefer als durch Haut und Fett zu dringen.

Auf dem Paranã, an der Mündung des Jvahy, inmitten endloser Urwälder, welche vor uns seit zwei Jahrhunderten kein Europäer betreten, erlegten unsere Jäger einen alten Tapir, welchem nicht nur tiefe Spuren von Onçenkrallen auf dem breiten Rücken eingegraben waren, sondern dem auch ein Auge fehlte. So war der Patriarch der Wälder dem Zahn des Tigers entgangen, um der Kugel eines unserer Mestizen zum Opfer zu fallen.

Das Fleisch des Tapirs schmeckt dem Ochsenfleisch ähnlich; der fette, mit langen Borsten geschmückte Höcker auf dem Nacken des Thieres ist jedoch ein Leckerbissen, welcher der Tafel eines Lucull Ehre gemacht hätte. Auch der kurze Rüssel und die leicht zu Gallerte gekochten Füße sind ausgezeichnet. Eine bei Indianern und Mestizen sehr beliebte, übrigens bekannte Art der Zubereitung des Tapirkopfes ist dieselbe, wie sie auch für ganze Wildschweine in Gebrauch ist: Eine Anzahl faust- und kopfgroßer Kiesel wird glühend gemacht und auf dem Boden eines etwa ¾ Meter tiefen Loches ausgebreitet, der Tapirkopf oder das Pecari in Bananen- oder Heliconienblätter gewickelt, und darauf gelegt, dann wieder eine dicke Lage glühender Steine und eine Lage Blätter und die Grube sogleich fest mit Erde zugestampft. — So bleibt das Ganze 6—8 Stunden und der saftigste Braten ist fertig.



Das Fischen mit dem C..vo.

Außer dem Tapir sind es hauptsächlich zwei Arten Wildschweine und einige Reharten, worunter eine äußerst zierliche von kaum drei Spannen Höhe, die am meisten gejagt werden. Hirsche und darunter sehr kräftig und gedrungen gebaute Thiere, deren Geweihe im Verhältniß zu ihrer Länge an der Wurzel dicker sind und schneller gegen die Spitzen zu sich verjüngen, als dies bei den europäischen der Fall ist, kommen nur auf dem Campos oder Prairien, oder wenigstens im lichteren Walde vor.

Von den Wildschweinen ist selbst die größere Art bedeutend kleiner und schwächer als die europäischen und obgleich sie in Rudeln von Hunderten angetroffen werden und die brasilianischen Jäger ihnen im Allgemeinen kühn und unerschrocken zu Leibe gehen, so habe ich doch nie gehört, daß außer den Schmarren einiger übel zugerichteten Hunde schwere Verwundungen bei dieser Jagd vorgekommen seien.

Mitten auf dem Rücken haben diese Thiere eine mit einer schwierigen Masse gefüllte Drüse, aus welcher sie, durch die kläffenden Hunde gereizt, eine übelriechende, an Moschus erinnernde Flüssigkeit durch eine feine Oeffnung







CARIPUNAS-INDIANER MIT ERLEGTEM TAPIR.

ausstoßen, wodurch die Luft weithin verpestet wird. Sobald das Thier erlegt ist, muß diese Drüse ausgeschnitten werden, damit sich der unangenehme Geruch nicht dem Fleische mittheile. Bei dem Capivára oder Wasserschwein, Hydrochoerus Capivara, einem Nagethier von der Größe des zahmen Schweines, sitzt eine ähnliche Drüse auf dem Nasenrücken und deren Inhalt riecht wo möglich noch übler. — Das Capivára wird auch nur selten gegessen; es kann jedoch in einer Weise zubereitet werden, daß trotz alledem sein Fleisch vom besten Wildbraten nicht zu unterscheiden ist.

Die Jagd auf Affen, diese possirlichsten und lebendigsten aller Waldbewohner, die sich in großen Schwärmen mit unendlicher Gewandtheit von Ast zu Ast schwingen, wird zwar von den Brasilianern eifrig betrieben, einem Europäer möchte ich aber entschieden abrathen, sich dabei zu betheiligen, da das jämmerliche Geschrei des Verwundeten, wenn ihn der erste Schuß nicht gleich todt zu Boden streckt, seine verzweifelten, menschenähnlichen Geberden, sein hastiges Greifen nach der blutströmenden Wunde für jeden fühlenden Menschen mehr als genügend sein dürfte, um ihm das Jagdvergnügen gründlich zu verderben.

Papageien und Hühnervögel in einer Unzahl von Arten, von welchen die ersteren jedoch, vor Allem die



Der Kopf des schwimmenden, von Hunden verfolgten Tapir.

langgeschwänzten Araras, meistens ungemein scheu und deßhalb schwer zu schießen sind, fehlen nirgends. Von den Waldhühnern, unter welchen die Jacús und Jacutingas,[1] etwa so groß als unser Haushuhn, die Jacamins[2] und Mutuns[3] des Madeira aber etwas größer sind, kann man in den obengenannten Barreiros oder Thongruben oft 30—40 Stück beisammen finden.

Seltener ist die Anhuma oder Alicorne, Palamedea cornuta, deren seltsam klingenden, für ein Anzeichen von Witterungsveränderung gehaltenen Ruf man hie und da ertönen hört.[4]

[1] Jacu, Jacutinga: Penelope cristata; P. jacutinga.

[2] Jacamim; Psophia crepitans; P. ochroptera; P. leucoptera.

[3] Mutum, oder Motum: Crax.

[4] Dieser Vogel ist übrigens dadurch merkwürdig, daß er einen etwa 6 bis 7 Centimeter langen Auswuchs in Form eines dünnen Hörnchens auf dem Kopfe trägt. Wie das auch bei andern auffallend oder eigenthümlich erscheinenden Bildungen der organischen Welt zu geschehen pflegt, werden diesen Hörnchen von Seiten des Volkes gewisse Zauberkräfte zugeschrieben und wir hatten in Manáos ein in dieser Hinsicht merkwürdiges, einer alten Halbindianerin gehöriges, Halsband in Händen. — Es bestund aus einer durch silberne Kettchen äußerst zierlich verbundenen Zusammenstellung von einer der formidabeln Klauen des großen Ameisenbären (Tamandua bandeira), dem Eckzahn einer Onçe, einigen in Silber gefaßten Büscheln verschiedener Thierhaare und schließlich dem Hörnchen der Anhuma, und ich bin fest überzeugt, daß die Alte diesen, allerdings zu gleicher Zeit einen hübschen Schmuck bildenden, Talisman nicht gegen alle Schätze Golcondas umgetauscht hätte.

Rechnet man dazu noch eine Anzahl kleinerer Säugethiere, wie Cutias (Dasyprocta fuliginosa u. D. aguti), Coatys (Nasua socialis u. N. solitaria), Pacas (Coelogenys Paca), und eine Menge Enten, Reiher und Wasserhühner, so wird man zugeben müssen, daß, wenn auch in den Flußthälern, Wäldern und Prairien Brasiliens die Nilpferde und Rhinozerosse, die Elephanten und Giraffen Afrika's nicht angetroffen werden, für einen Sohn Nimrod's dennoch genug des Interessanten vorhanden ist, und daß sich ein Streifzug auf den Gewässern des Amazonas oder Paraná mit der Büchse, dem Doppelgewehr, der Angelruthe und Harpune, ganz abgesehen von den Genüssen, welche der Anblick einer in ihrem Reichthum unübertroffenen Vegetation darbietet, wohl der Mühe lohnte.



Kapitel V.

Die Urwaldvegetation am Amazonas und Madeira.



Ummandlungen und Neubildungen, Terras cahidas,
Formenreichthum der Vegetation, Orchideen und Bromelien, Farn, Lianen
Wurzelstreben der Waldriesen, Palmen,
der Cautschuk und seine Bereitung, der Cacáo, Officinelle Pflanzen,
Oele, Harze, Faserstoffe, das Arary oder Curare,
die Chinarinde, die Guaraná, die Coca

Entstehen und Vergehen, der ewige Kreislauf in der nimmer rastenden Natur, bei welchem die Trümmer zerfallender Organismen zur Herstellung neuer Bildungen benützt werden, tritt uns wohl nirgends so deutlich vor die Augen, als in den Tropenländern, in denen alles Leben sich rascher entfaltet und auch die Zersetzung und Neubildung so viel schneller vor sich geht, als in kälteren Klimaten, und eine ganze Welt wunderbarer, parasitisch lebender Gebilde auf diesem Proceß basirt.

Hoch oben in der Cordilheira schon beginnt die Zerstörung und Neugestaltung, indem die von den Thalwänden sich lösenden, durch die Wildbäche in den Hauptstrom gelangten, Gesteinstrümmer in der Gestalt größerer Kiesbänke langsam stromab geschoben werden, bis sie endlich, tausendfach zerkleinert und zerrieben, schneller wie bei uns durch eine dichte Vegetationsdecke geschützt, irgendwo als lichtgrüne Inseln oder als natürliche Versandung eines außer Curs gekommenen Altwassers sich fixiren.

Da jede Zone des ausgedehnten, die verschiedensten geologischen Formationen berührenden Laufes ihren Beitrag liefert, so sind solche Kiesbänke einer mineralogischen Musterkarte des Quellgebietes zu vergleichen, in welcher höchstens der leichte Bimsstein, das Produkt der Andesvulkane, fehlen dürfte, das als leichte Waare in großen Stücken Hunderte von Meilen den Strom hinabtreibt und der Indianerbevölkerung des untern Laufes sehr wohl bekannt ist. Verloren ist derselbe jedoch nicht; wenn er nicht, wie es öfters geschieht, von einem der Fischer aufgefangen und zum

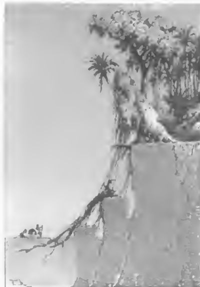
Putzen und Schleifen von allerlei Geräthe verwandt wird, irgendwo bleibt er doch wohl am Ufer hängen, wird in die neu sich bildenden Ablagerungen eingebettet und seine Kieselsäure liefert, nach Jahrtausenden vielleicht, das Material zu der glasharten Rinde einer Bambusacee oder der schneidigen Kante eines Schilfblattes.

Da wo die Strömung so weit abgenommen hat, daß die größeren Geschiebe nicht mehr mit fortgerissen werden, führen die Hochwasser immer noch Sand und Erde mit sich, die sie an den Stellen, wo die Wasser längere Zeit verweilen und die Geschwindigkeit eine noch geringere wird, in der Form von Sand- und Schlammbänken absetzen.[1]

Nichts ist jedoch stabil bei dem leichtbeweglichen Elemente mit seinem periodischen Fallen und Steigen und dem rastlosen Schaffen seiner Wogen.

Der durch die hemmende Sandbank von seiner Richtung abgelenkte Strom greift die in das ehemalige Seebecken eingeschnittenen, aus uralter Alluvion bestehenden Ufer und zwar um so stärker an, je schärfer die Krümmung des Laufes geworden ist; eine Serpentine beginnt sich zu bilden, deren mäandrischer Lauf durch das fortwährende Einbrechen des concaven, sowie durch neue Ablagerungen an dem convexen Ufer stets ausgesprochener wird, bis zuletzt bei einem außerordentlichen Hochwasser der schmale Isthmus zum Durchbruche kommt, und die Wasser nun für einige Zeit wieder eine geradere Bahn verfolgen, um gleich darauf dasselbe rastlose Spiel von Neuem zu beginnen.[2]

Mit Bezugnahme auf die schon früher gegebenen Erläuterungen wird man also sagen können, daß die eine, die convexe Seite stets dem Igapó, die concave dagegen im Allgemeinen der Vargem angehören werde.



Querschnitt des einbrechenden Ufers (Terras cahidas).

Zur großen Gefahr für die vorüberfahrenden Boote löst sich manchmal das unterspülte Ufer in bedeutenden Massen ab, und diese sogenannten Terras cahidas mit ihren zu Fall gekommenen Urwaldriesen und deren hie und da noch aus den Fluthen emporragenden Geäste, ihren sinkenden, manchmal nur noch von einem Gewirre zäher Lianen zurückgehaltenen Gruppen zierlicher Palmen, sind es gerade, welche jenen Flußansichten ihren eigenthümlich wilden, primitiven Charakter verleihen.

Erklimmt man das steile, oft treppenförmig abgerutschte Ufer, hat man sich endlich durch ein Labyrinth von Wurzeln und Lianen, unter dichten Gehängen von Schlingpflanzen vorgearbeitet und betritt nun das Innere des Waldes, welches um so freier von Unterholz erscheint, je mehr man sich vom Flusse entfernt, so wird man von dem sich darbietenden majestätischen Anblick in derselben Weise ergriffen, wie beim Betreten eines unserer fünfhundertjährigen ehrwürdigen Dome.

Ein geheimnißvolles Halbdunkel umgibt uns, in welchem ein vereinzelter Sonnenblick auf einem glänzenden Palmblatte oder auf einem dichten Büschel roth und weiß blühender Orchideen nur um so leuchtender hervortritt. Gewaltige Stämme, unter welchen solche von 6—10 Meter Durchmesser, erheben sich da als eben so viele, das dichte, grüne Laubdach tragende, himmelanstrebende Pfeiler; hochstämmige und buschförmige, kräftig gebaute, sowie

[1] Die Gesetze der Wasserbewegung, der Ablagerungen &c. sind zwar dieselben unter allen Himmelsstrichen, doch sind im alten Europa die größern Ströme schon derart rectificirt, regulirt und canalisirt, zwischen Dämme gepfercht, mit Buhnen und Spornbauten versehen, daß für den Laien wenigstens die Wirkungen dieser rastlos schaffenden Gewalt, das wunderbare Perpetuum mobile eines großen Stromes, eigentlich vollständig aus dem Gesichtskreise gerückt ist.

[2] Wir haben am Mamoré Stellen gefunden, wo drei verschiedene Flußläufe aus verschiedenen Zeitabschnitten wahrgenommen werden konnten; die älteste in Form eines nur noch durch einen engen Canal mit dem Flusse zusammenhängenden Sees. — Natürliche Correctionen der stärksten Krümmungen, mittelst eines Durchbruches an der schmalsten Stelle des Isthmus, kommen, wie es scheint, nicht selten vor.



BRUCHUFER AM MADEIRA MIT EINER GRUPPE UNTERSPÜLTER JAVARY-PALMEN.

unendlich zierliche Palmen der verschiedensten Arten mit langen sowohl, als fächerförmigen Wedeln, oft schwer beladen mit großen Trauben goldgelber Früchte, die sich zwischen den Blattansätzen hervordrängen, streben überall mächtig nach Luft und Licht, das ihnen durch die Kronen der riesigen Nachbarn allerdings nur spärlich zukommt. Ueberall



Die Wurzelstreben eines Waldriesen.

keimt und sproßt es; jedes Fleckchen Erde, jeder absterbende Stamm wird von Neuem mit dem frischen Grün zarter Farn, mit schwellendem Moose bedeckt; aus allen Kronen senden großblättrige Aroideen und Callaceen ihre tauähnlichen Luftwurzeln zur Erde. Zwischen den Riesen des Waldes entfalten zarte Heliconien ihre schwanken, seidenartig glänzenden Blätter, neben ihnen die stolzere Schwester, die stattliche, von den Eingeborenen wegen ihrer Aehnlichkeit

mit dem Hauptrepräsentanten der Musaceen, Banana oder Pacoba Sororoca genannte, Strelitzia, deren breiter Fächer gewaltiger Blätter auf schlankem, palmenartigen Schaft von 6—10 Meter Höhe unwillkührlich an die Pfauenschweifwedel erinnert, welche dem Nachfolger Petri bei Kirchenfesten nachgetragen werden.

Vor Allem aber fällt uns der Reichthum an Orchideen und Bromelien auf, jener glänzenden Kinder der Tropen, welche die gefallenen, halbverfaulten Stämme sowohl, als die in voller Kraft stehenden, oft in dicken, aus den verschiedensten Arten bestehenden Büscheln und Klumpen bedecken und deren Mannigfaltigkeit, hinsichtlich der Formen und Farben, immer wieder auf's Neue die Bewunderung des Europäers erregt.

Es sind hängende Gärten von erstaunlicher Pracht und Fülle, welche sich auf jeder Verzweigung der mächtigen Aeste, auf den Kuppeln der Felsblöcke (seltener zu ebener Erde) entfalten und zu deren Ausschmückung außer den oben genannten Pflanzenfamilien noch verschiedene Cactusarten, kleinere parasitische Schlinggewächse, Farn und Moose das ihrige beitragen.

Was die beiden Letzteren anbelangt, so sind sie allerdings, wie alle Cryptogamen, sowohl den Arten, als den Individuen nach, zahlreicher in den Südprovinzen des Reiches, in São Paulo und Paranã [1] z. B., vertreten, als am Amazonas und Madeira, und nur der Reichthum an Palmen, sowie an Dicotyledonen von ungewöhnlichen, gigantischen Verhältnissen ist im Norden unstreitig größer. [2]



Grotesker Wuchs einer Ficus-Art.

Unter diesen letzteren fällt besonders die Figueira, ein wahrer Riesenbaum, in's Auge, mit strebeförmigen Wurzelansätzen, durch die der dicke Stamm, dessen weißes, weiches Holz nur geringe Festigkeit besitzt, und dessen Wurzeln nicht tief gehen, erst die nöthige Stabilität erhält. Bei der weichen Holzmasse dieser Streben hat es oft den Anschein, als wachse sie nach allen Richtungen durcheinander, da und dort eine Querverbindung oder eine Verstärkung ansetzend, gerade als handle es sich um weiche, plastische Massen, für deren Wachsthum kein anderes Gesetz gelte, als mit dem geringsten Aufwand von Material dem Baume die größtmögliche Stabilität zu verleihen. Diese eigenthümliche Plasticität und Fügsamkeit geht so weit, daß eine junge Figueira, die man ausgräbt und mit dem Wipfel nach unten wieder pflanzt, in dieser Stellung auf's Neue anwächst, so daß die früheren, als-

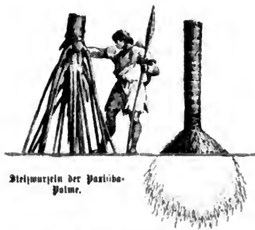
[1] In den Wäldern der Provinz Paranã, wo an vielen Stellen die Araucaria brasiliensis zusammen mit Farn und Palmen dicht geschlossene Stände bildet, und die kurzen, eigenthümlich gezeichneten Stämme der farnartigen Zamien, deren fossile Vorfahren wir wahrscheinlich in den sogenannten Stigmarien zu suchen haben, allenthalben an den Ufern der Bäche gefunden werden, hat man heute noch ein in den allgemeinen Zügen wohl ziemlich getreues Bild jener urweltlichen Vegetation, deren Reste wir in unsern Kohlengruben ausbeuten. An den Ufern der Flüsse jener Regionen, besonders an den Mündungen der Seitenwasser, dauert übrigens die Kohlenbildung durch Anhäufung ungeheurer Massen von Blättern und Zweigen, die bei Hochwasser wieder mit Sand und Schlamm überdeckt werden, im kleinen Maßstabe auch heute noch fort.

[2] Für Bauten und Tischlerarbeiten ausgezeichnete Hölzer, welche unser bestes Eichenholz an Dauerhaftigkeit übertreffen, liefern außer verschiedenen Canella- oder Laurus-Arten: Jacarandá piranga (Machaerium firmum) Jacarandá-tan (Machaerium scleroxy-

bald üppig belaubten Wurzeln eine grotesk geformte Krone bilden. Ein noch auffallenderes Beispiel von der Lebensfähigkeit einer Pflanze sah ich einst in der Provinz Paraná: in einer engen Thalschlucht hatten einige Straßenarbeiter sich eine kleine Blockhütte aus den weichen Stämmen der dort so üppig gedeihenden Baumfarren erbaut. Die horizontal gelagerten Stämme, die all' ihrer Blätter beraubt worden waren, hatten nun nicht nur am obern, sondern auch am untern Ende neue, prächtig gefiederte Wedel getrieben, wobei allerdings bemerkt werden muß, daß der Ort außerordentlich feucht und die Regenzeit in vollem Gange war.

Eine den Streben der Figueiras ähnliche Erscheinung bei einigen Cecropienarten und einer Palme, der Pariuba (Iriartea exorhiza), sind die Stelzwurzeln, auf welchen sich erst der eigentliche Stamm, oft 2—3 Meter über dem Boden, erhebt.

Ohne Beihülfe des Zeichenstiftes ist es übrigens nicht möglich, auch nur eine annähernde Vorstellung von dem Reichthum dieser Vegetation oder von der Art ihrer Gruppirung zu geben. Wir sehen zwar in unsern Warmhäusern oft prächtige Orchideen mit ihren abnorm gestalteten, manchmal handgroßen Blüthen, schöne Aroideen und Callaceen mit den glänzenden, breiten, zum Theil regelmäßig durchlöcherten Blättern, wohlgepflegte Fächerpalmen, Musaceen, Marantas, Farn rc., aber eine urwüchsige Zusammenstellung all' dieser Formen sucht man dort sicher umsonst; diese ist nur da zu finden, wo die Natur, ganz sich selbst überlassen, unbeirrt und unbehindert ihre Wunderwerke schaffen kann, und wo diese weder durch enge Töpfe von der Mutter Erde, noch durch ein trübes Glasdach von dem blauen Aether getrennt sind. Noch weniger findet man in unsern mit peinlicher Sorgfalt rein gehaltenen Treibhäusern wohlthuende Gegensätze, wie die aus dem Rostfarbenen in's Silbergraue spielenden Töne eines geknickten, dürren Farn- oder Palmwedels, eines schwarzen halbverfaulten Stammes mit der purpurgefleckten Blüthe und dem lichten Grün einer Heliconie, Orchis und Bromelie. — Wie schwer es übrigens sein muß, in unsern Climaten und auf künstliche Weise die Ansprüche der verschiedenen Orchideenarten hinsichtlich des zu ihrem Gedeihen nothwendigen Licht-, Wärme- und Feuchtigkeitsgrades zu befriedigen, lernt man erst im Urwald verstehen, wenn man gesehen, wie die einen tief im Schatten dichter Laubkronen versteckt, die andern den glühenden Strahlen der Tropensonne in einer Lichtung oder am Flußufer ausgesetzt sind; andere auf beinahe nacktem Fels gedeihen und wieder andere ihre Wurzeln in die feuchte schwarze Rinde eines faulenden Stammes klammern.



Stelzwurzeln der Pariuba-Palme.

Structur der Palmwurzeln im Allgemeinen.

Was im Allgemeinen die Temperatur im Innern des Waldes anbelangt, so ist sie immer um mehrere Grade niedriger, als auf dem Flusse oder gar auf den glühenden Sandbänken und Felsplatten in der Region der Wasserfälle, wo das Thermometer selbst im Schatten eines breiten, offenen Sonnenzeltes des Mittags bis auf 40° Celsius steigt. Eine derartige Hitze wird um so unangenehmer empfunden, als in der Morgenfrühe die Luft meistens eine Temperatur von 20° Celsius hat und sich sogar auf 14° abkühlen kann.

Die Empfindung bei dieser letzteren Temperatur war für uns ganz dieselbe, wie in Europa bei mehreren Graden unter dem Gefrierpunkt, so daß ich trotz eines dicken Mantels manchmal kaum im Stande war, den Zeichenstift zu führen.

lon); Jacarandá-una (Dalbergia nigra), auch Palisander, corrumpirt aus Palo santo; Ipê (Tecoma curialis); Sucupira (Bowdichia); Vinhatico (Chrysophyllum vinhatico); Peroba (Aspidosperma); Baraúna (Melanoxylon Braúna); Sapucaia (Lecythis grandiflora); Massaranduba (Lucuma procera); Cedro (Cedrela brasilensis); Tapinhoam (Sylvia navalium); Muirapiranga (Coesalpinia echinata); Angelim rosa (Peraltea erythrinaefolia).

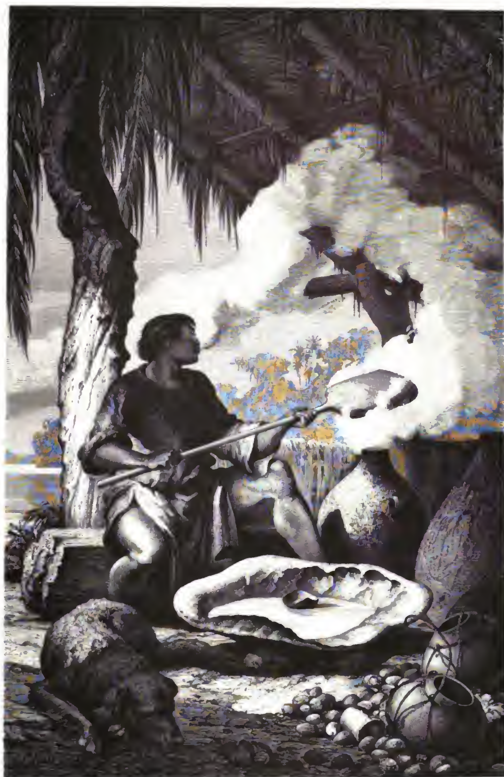
Obgleich der Höhenunterschied zwischen der Mündung des Amazonas und der des Rio negro, d. h. auf eine Entfernung von mehr als 200 geographische Meilen, nur 21 Meter, und bis oberhalb der Stromschnellen des Madeira nur 144 Meter beträgt, wodurch trotz der gleichzeitigen Zunahme der geographischen Breite im letzteren Falle das Klima im Allgemeinen nur wenig verändert wird, so sieht man doch in einzelnen Pflanzenformen, unter den Palmen z. B., innerhalb der genannten Grenzen bedeutende Unterschiede hinsichtlich der vorherrschenden Gattungen und Arten. — Abgesehen von der eigentlichen Cocospalme, Cocos nucifera (in Brasilien Coqueiro da



Unser Zelt unter Palmen.

Bahia genannt), die nur da, wo die salzbeladene Atmosphäre des Meeres sie erreichen kann, vollkommen gedeiht,[1] sieht man die stattliche Mauritia sowohl, als die zierliche Assaipalme am obern Laufe weniger häufig als weiter unterhalb, während wir eine schöne, kleine Fächerpalme mit zwiegespaltenem Blatt, deren Namen ich leider nicht erfahren konnte, nur an den Schnellen des Madeira fanden. Andere Palmenarten, wie die stachelige Murumuru

[1] Im Innern Brasiliens, in der Provinz Minas zum Beispiel, sieht man wohl dann und wann einige Cocospalmen vor den Wohnungen der Plantagenbesitzer, dieselben sind jedoch gepflanzt und müssen von Zeit zu Zeit mit Salzwasser begossen werden, um nur einigermaßen zu gedeihen.



DIE CAUTSCHUKFABRIKATION AM MADEIRA.



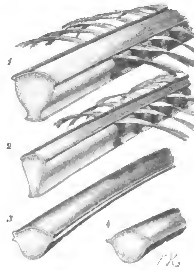


DIE CAUTSCHUKFABRIKATION AM MADEIRA.

und die kaum fingerdicke, kletternde Jacitára (Desmoncus), die bis 30 Meter lang wird und deren fein gespaltenen Stamm man zum Umwickeln der Tabaksrollen verwendet, werden überall angetroffen und sind für keinen Theil des Flußlaufes charakteristisch.

Wenngleich eigentliche Palmenhaine am Madeira und Amazonas nicht gefunden werden, wenigstens nicht in der Ausdehnung, wie die unübersehbaren Wälder von Cocospalmen an der Küste in der Nähe von Pernambuco, oder die Palmitowälder (Kohlpalme, Euterpe oleracea) in den Provinzen Minas geraes, S. Paulo und Paraná, so sieht man doch sehr häufig Gruppen von Hunderten von Palmen, zwischen deren schlanken, mit Schlingpflanzen und Aroideen behangenen Stämmen, unter deren stolzem Fiederdach wir dann mit Vorliebe unser Zelt aufzuschlagen pflegten. Ein Blick auf den im Glanze der Abendsonne schimmernden Fluß mit seinen Riffen und Inseln und weißschäumenden Cataracten nimmt sich von solcher Stelle doppelt reizend aus.

Für die Vertheidiger der veralteten Zweckmäßigkeitstheorie in der Natur, die heutzutage wohl nur insoferne zulässig ist, als sie sich den Darwin'schen Prinzipien von der Veränderlichkeit der Arten und dem Verschwinden solcher, deren Gestaltung und Organisation sich den verschiedenen äußern Anforderungen nicht anzupassen vermag, unterordnet, dürften die Querschnittsformen von Blattrippen verschiedener Palmenarten ein interessantes, bis jetzt wohl kaum beachtetes Thema bieten, welches ich um so eher hier ausführlicher auseinander setzen kann, als die Erscheinung auch, wie gesagt, von einem andern Gesichtspunkte aus betrachtet werden kann, und an und für sich merkwürdig genug ist. Diese Rippen nehmen unter der Last der Blätter eine mehr oder weniger gekrümmte Gestalt an, und da nun, wie es scheint, die Widerstandsfähigkeit der einzelnen Fasern in Bezug auf Zerdrücken und Knicken größer ist, als in Bezug auf Zerreißen, so ist bei allen der obere Theil des Querschnittes bedeutend stärker entwickelt als der untere, wobei noch zu bemerken, daß die quarzige harte Rinde oben und unten dicker erscheint und zu beiden Seiten etwas hervortritt, ganz wie dies bei den Kopf- und Fußplatten eiserner Röhrenträger der Fall zu sein pflegt.



Verschiedene Querschnitte von Palmwedelrippen.

Die Feinheit hinsichtlich der Vertheilung des Materials geht so weit, daß, da bei dem Blatt der Uauassúpalme (Nr. 1), wie bei den meisten Attaleaarten, gegen die Spitze zu die steifen Fiederblätter vertical gestellt sind und dem Winde eine breite Fläche darbieten, auch für eine größere seitliche Steifigkeit durch einen breiteren Querschnitt gesorgt ist. Bei Nr. 2 ist eine derartige seitliche Steifigkeit nicht von Nöthen, da die Fiederblätter horizontal stehen und dem Winde einen viel geringeren Anhaltspunkt für seitliche Durchbiegung darbieten, als bei Nr. 1. Bei Nr. 3, einer Fächerpalme, ist noch besonders zu bemerken, daß, da in Folge der eigenthümlichen Blattform leichter eine Torsion stattfindet, der Querschnitt des Blattstieles im Ganzen eine mehr runde Form hat. Da außerdem das Innere der Rippe bei Allen aus einer etwas weicheren Masse besteht, und die härtesten Fasern, ganz wie beim holzigen Stamme der Palmen, nahe an der Oberfläche liegen, so ergibt sich allerdings, daß, wenn die Aufgabe gestellt worden wäre, mit dem geringsten Aufwand von Material eine Rippe von größter Widerstandsfähigkeit zu construiren, dieselbe nicht besser hätte gelöst werden können.

Ungleich wichtiger für die halbcivilisirten Uferbewohner als Palmen und Orchideen, für deren Schönheit sie keinen Sinn haben, sind der Cacao und der Cautschukbaum (Siphonia elastica), Produkte des Urwaldbodens, welche für die künftige Entwicklung dieser ganzen Gegend von der größten Bedeutung sein werden.

Wenn gleich Indien auch einen Theil des kostbaren Harzes liefert, welches jährlich in den Fabriken Europas und Nordamerikas in tausend verschiedene Formen gebracht und nach allen Weltgegenden versandt wird, so ist es

doch bis jetzt Brasilien, das sowohl hinsichtlich der Quantität als der Qualität unter den Cautschuk[1] produzirenden Ländern den ersten Rang einnimmt.

An den Ufern des eigentlichen Amazonas hat die Produktion in Folge einer unverständigen Behandlung und beinahe gänzlichen Aussterbens der Bäume, welche nie nachgepflanzt wurden, allerdings abgenommen, aber noch liefern die Seringaes oder Wälder von Cautschukbäumen am Madeira, Purús und andern Zuflüssen des Amazonas außerordentliche Massen, so daß allein die Provinz Amazonas über 50,000 Arroben oder 1,600,000 Pfund im Jahr exportirt, während die Gesammtausfuhr des ganzen colossalen Stromgebietes in demselben Zeitraum über 400,000 Arroben oder 12,800,000 Pfund beträgt.[2]

Interessanter jedoch als solch' vereinzelte Zahlenwerthe ist die Beobachtung, daß die Quantität sowohl als die Preise der exportirten Waare seit einigen Jahren schon in einer stetigen Zunahme begriffen sind, wie folgende Liste zeigt:

Im	Jahr	1865	exportirt	256,967	Arroben	im	Werth	von	3,969,036	Milreis
„	„	1866	„	291,091	„	„	„	„	5,521,853	„
„	„	1867	„	301,170	„	„	„	„	5,937,441	„
„	„	1868	„	334,975	„	„	„	„	8,003,550	„
„	„	1869	„	365,354	„	„	„	„	9,698,721	„

Es ist diese Zunahme des Preises bei gesteigerter Produktion jedenfalls ein Beweis, daß die lange Liste von Gegenständen der allerverschiedensten Art, bei deren Herstellung der Cautschuk mit Vortheil verwandt wird, vom uralten, zuerst von Indianern verfertigten Gummischuh, bis zur Isolirungsschichte für die Drähte electrischer Telegraphen, bei weitem noch nicht geschlossen ist, oder daß wenigstens ein gesteigerter Bedarf bei den meisten derselben sich fühlbar macht.

Leider ist bis jetzt auch noch nicht der kleinste Versuch zur Anpflanzung dieses nützlichen Baumes gemacht worden, und es wird immer noch aller Cautschuk, den Pará exportirt, aus den natürlichen Seringaes oder Cautschukwäldern gezogen. Da jedoch die Bäume durch das wiederholte Anzapfen und Entziehen des Milchsaftes auch bei glimpflicher Behandlung und Ausbeutung immerhin leiden und vor der Zeit absterben, und in Folge dessen die Seringueiros immer weiter im Innern, in noch unerforschten Thälern nach neuen Seringaes sich umsehen müssen, so wäre ein Anpflanzen der Siphonia an den Stellen, wo dieselbe heute nicht mehr zu finden, um so eher gerathen, als es keineswegs lange dauert, etwa 25—30 Jahre, bis der Baum den werthvollen Milchsaft in größerer Menge zu liefern im Stande ist.

[1] Das Wort Cautschuk ist indianischen Ursprungs, während „Seringa" und „Borracha", von welchen das erste „Spritze" und das letztere „Schlauch" bedeutet, Bezeichnungen eben desselben Materials sind, welche von den Portugiesen und zwar deßhalb gegeben wurden, weil die Form, unter welcher ihnen der von den Indianern fabrizirte Gummi zuerst bekannt wurde, die eines Schlauches war.

[2] Der Gesammtwerth der Ausfuhr von Pará im Jahre 1869 war 12,897,598 Milreis (etwas über 1,000,000 Pfund Sterling) und vertheilte sich wie folgt:

nach den Vereinigten Staaten .	5,410,015	Milreis,
„ England	4,521,520	„
„ Frankreich	1,761,178	„
„ Portugal	473,300	„
„ Deutschland	454,643	„
„ brasilianischen Provinzen .	276,908	„

Die Hauptartikel dieser Ausfuhr waren:

Cautschuk . . . im Werth von	9,698,721	Milreis,
Cacao	1,271,488	„
rohe Häute	413,220	„
Paránüsse	348,474	„
Urucú	133,936	„
Fischleim	107,503	„
Copaiva-Oel	101,747	„
Hirschhäute	98,448	„
Verschiedenes	724,038	„

Bei der Indolenz des Mestizenvolkes jedoch und der Kurzsichtigkeit der brasilianischen Regierung werden dahin zielende Maßregeln erst dann getroffen und in's Werk gesetzt werden, wenn der Cautschuk-Export in Folge der Ausrottung der Bäume schon abgenommen und der Erfindungsgeist der europäischen und nordamerikanischen Fabrikanten ein mehr oder weniger passendes Surrogat für das allzu theure Harz gefunden haben wird.

Bei einem der bolivianischen Seringueiros, Don Domingos Leigue, dessen mit Palmblättern gedeckte, von einem Bananenwalde umgebene Hütte nahe bei der Praia de Tamanduá wir besuchten, hatten wir Gelegenheit, die Fabrikation des Cautschuk in all' ihren Einzelnheiten kennen zu lernen.

Da die Siphonia elastica nur dann gedeiht, wenn ihr Stamm durch die jährlichen Ueberschwemmungen auf mindestens 1½ Meter unter Wasser gesetzt wird oder wenigstens nur in diesem Falle einen nennenswerthen Ertrag an Milch gibt, so ist ihr richtiger Standpunkt ausschließlich der Igapó, d. h. die jüngste, kaum über Niederwasserhöhe liegende Alluvion, und dort, in der Nähe der Seringaes, findet man auch meistens die Hütten der Seringueiros. Der aus Palmlatten gebildete Fußboden der Hütte ruht, um dieselbe auch zur Zeit der Ueberschwemmung bewohnen zu können, auf 2 Meter hohen Pfosten, zwischen welchen in der trockenen Zeit gackernde Hühner ihr Spiel treiben, und wo zur Zeit der höchsten Wasser das Canot geschützt vor treibenden Stämmen liegen kann. Das Leben des glücklichen Eigenthümers, welcher gerade in der Regenzeit nichts im Seringal thun kann, daher vollkommen Muße hat, sich von den Mosquitos zerstechen zu lassen und die Intervalle zwischen seinen Fieberanfällen genau zu berechnen, ist dann nichts weniger als beneidenswerth.

Paradiesisch schön ist jedoch eine derartige Niederlassung in der trockenen Jahreszeit, besonders wenn noch rings um die, vielleicht erst seit kurzem errichtete, leicht gebaute Hütte, die zwischen zwei Bäumen ausgespannte Hängematte und den provisorisch überdachten Mosqueteiro majestätische Palmen und hochstämmige Bertholletien ihre gewaltigen Kronen erheben, und ein Blick auf den weiten Strom und seine sonnigen Sandbänke uns den kühlen Waldesschatten doppelt schätzen lehrt.

Von der Hütte führen schmale Pfade durch das dichte Unterholz zu den einzelnen Stämmen der Cautschukbäume, und sowie die trockene Jahreszeit es erlaubt, begibt er sich mit einem Beilchen bewaffnet in den Seringal, um kleine Löcher in die Rinde oder vielmehr den Splint der Gummibäume zu schlagen, aus welchen alsbald über eine auf den Stamm geklebte Ausgußmündung aus Thonerde der milchweiße Saft in ein darunter gebundenes, becherartig zugeschnittenes Stück Bambusrohr zu fließen beginnt. So geht er von Baum zu Baum, bis er endlich auf dem Rückweg, des leichteren Transportes halber, die Bambusröhren in eine große, mit einem Tragbande aus Lianen versehene, Calebasse entleert, deren Inhalt dann zu Hause wieder in eine jener großen Schildkrötenschaalen gegossen wird, die im ganzen Amazonasthale als Becken für alle möglichen Zwecke gebraucht werden, und das unentbehrlichste Hausgeräthe einer Tapuyofamilie sind.

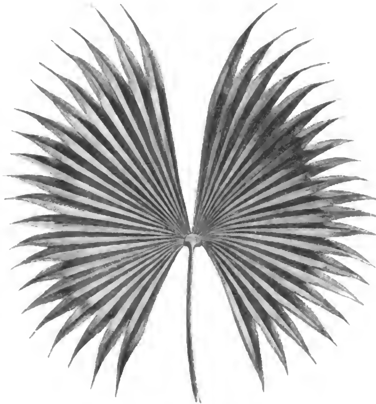
Darauf schreitet er ohne weiteren Verzug, da die harzigen Theile sich bei zu langem Stehen absondern und die Qualität des Cautschuk verringern würden, zu dem eigenthümlichen Räucherungsprozeß. Derselbe besteht darin, die über eine Form gegossene Milch dem Rauche von den Nüssen der Urucury- oder der Uauassúpalme [1] auszusetzen, welcher merkwürdiger Weise allein die Eigenschaft besitzt, sie augenblicklich gerinnen zu machen. Ein irdener „Topf ohne Boden", mit flaschenförmig verengtem Halse, wird als eine Art von Kamin über einen in Gluth befindlichen Haufen trockener Nüsse gestülpt, so daß der weiße Qualm der engen Oeffnung in dichten Wolken entquillt. Der daneben sitzende Arbeiter gießt nun mit einer kleinen Calebasse eine geringe Quantität der weißen, wie fette Kuhmilch aussehenden Flüssigkeit über eine Art leichter Holzschaufel, auf der er sie durch geschicktes Drehen und Wenden so gleichmäßig als möglich zu vertheilen sucht. Schnell fährt er damit in den weißen Qualm über der Mündung des Topfes, dreht einigemale hin und her und alsbald sieht man die Milch eine mehr graugelbe Farbe annehmen und fest werden.

So bringt er Lage auf Lage, bis zuletzt die Cautschukschichte auf jeder Seite der Schaufel 2—3 Centimeter beträgt und er die „Plancha" für vollendet gibt. Sie wird alsdann auf einer Seite aufgeschnitten, von der Schaufel

[1] Zwei Spezies von Attalea, die letztere mit besonders gigantischen Wedeln.

abgenommen und an die Sonne gehängt zum Trocknen, da zwischen den einzelnen Schichten noch viel Wasser eingeschlossen ist, das womöglich verdampfen soll. Die Farbe der Plancha, anfänglich ein helles Silbergrau, wird nach und nach gelblich und geht zuletzt in das bekannte Braun des Cautschuks über, wie er im Handel vorkommt.

Ein guter Arbeiter kann in dieser Weise in einer Stunde 5—6 Pfund festen Cautschuk liefern. Je dichter, homogener, blasenfreier die ganze Masse, um so besser die Qualität derselben und um so höher der Preis, der bei der feinsten Sorte nahezu das Doppelte der geringsten beträgt. Diese letztere, der sogenannte Sernamby oder Cabeça de negro, d. h. Negerkopf, besteht aus den am Fuße des Baumes aufgelesenen Tropfen und den in den Gefäßen zusammengescharrten Resten der Milch. Der indische Cautschuk soll diesem Sernamby an Güte ungefähr gleich kommen, und ebenso wie dieser mit Sand und Rindenstückchen vermischt sein.



Fächerblatt einer Palmenart.

Um sich der Qualität vollkommen zu versichern, wird in Pará jede Plancha noch einmal quer durchschnitten, wobei nicht nur die Blasenräume zu Tage treten, sondern auch eine etwaige Verfälschung mit der Milch der Mangaba, jener schönen Pflanze mit glänzenden, dicken Blättern, welche man in Europa jetzt so häufig als Zimmerschmuck unter dem unrichtigen Namen Gummi- oder Cautschukbaum antrifft.

Aus der Milch der Mangaba läßt sich zwar auch ein Cautschuk darstellen, er besitzt jedoch nur einen so geringen Theil der ausgezeichneten Elasticität und Zähigkeit des ächten, daß er bis jetzt im Handel keinen Werth hat. Für gewisse Zwecke, wie z. B. zur Darstellung von gehärtetem Cautschuk, würde die Mangabamilch übrigens wohl zu verwerthen sein, und da sie zu einem bedeutend geringeren Preise geliefert werden könnte, als die ächte Seringa, so würde es sich gewiß für größere europäische oder nordamerikanische Handelshäuser lohnen, Agenten nach dem Amazonas zu schicken, um die Fabrikation der Mangaba bei den Seringueiros selbst in's Leben zu rufen, um so







ERSTE NIEDERLASSUNG EINES SERINGUEIRO.

mehr, als bei der Aengstlichkeit der Kaufleute in Pará eine von dieser Seite ausgehende Initiative nicht zu erwarten ist. Ueberhaupt dürfte es von großem Vortheil für solche Häuser sein, an einigen der Hauptstationen des Amazonas, wie Santarem, Manáos ꝛc., ständige Vertreter zu haben und Niederlagen zu eröffnen, um so mehr als die Schifffahrt auf dem Hauptstrome nun für alle Nationen frei gegeben ist, und Schooner und Brigs mit größter Leichtigkeit von Schleppdampfern hinauf bugsirt werden können.

So wie die Verhältnisse jetzt liegen, werden die meisten Güter an Bord der schnell gehenden Personendampfer transportirt, wobei sich die Kosten natürlich sehr hoch stellen; z. B. für den Transport einer Arroba Cautschuk (32 Pfd.) von Manáos nach Pará auf 500 reis oder circa 1⅙ Frank, während mit Schleppdampfern und Barken, welche allerdings 16 Tage statt 7 zur Reise brauchen würden, dieser Transport sich sehr gut für die Hälfte ausführen ließe.

Durch eine derartige direktere Verbindung der Consumenten und Producenten würde zugleich am gründlichsten dem Unwesen gesteuert, welches einige große Landeigenthümer oder sonst einflußreiche Leute hinsichtlich des Cautschukhandels zum größten Schaden der kleinen Seringueiros treiben, welche selbst keine Handelsverbindung mit Pará haben. Es werden nämlich diese armen Menschen von jenen Monopolisten, meistens höheren Offizieren der Nationalgarde, durch Quälereien jeder Art, wobei die Pressung zum Soldatendienst obenan steht, gezwungen, ihnen die Frucht ihrer Arbeit zum halben Preise zu verkaufen und sich mit 14 Milreis per Arroba (etwa 32 Frcs. für 32 Pfd.) zu begnügen, wenn in Pará für dasselbe Quantum 36 Milreis bezahlt werden. — Da nun außerdem dieser geringe Preis nicht in Geld, sondern in Waaren und Lebensmitteln ausgezahlt wird, welche zum dreifachen Werthe angerechnet werden, so kommt es, daß der arme Seringueiro, trotzdem er sozusagen eine Goldmine bearbeitet, am Ende des Jahres mehr schuldet als er bezahlen kann, und von diesem drückenden, absichtlich herbeigeführten Verhältniß der Abhängigkeit sich nie wieder zu befreien vermag.[1] Dieses entmuthigende Gefühl trägt denn ohne Zweifel dazu bei, diese Menschen, meistens Mestizen und Mulatten, noch leichtsinniger zu machen als sie von Natur schon sind; man sieht sie oft Dinge, welche für sie vollständig nutzlos sind, wie große Reitstiefel, seidene Jacken und dito Sonnenschirme für ihre braunen Schönen, Taschenuhren ꝛc., aus dem verführerisch ausgelegten Kram ihres Protektors auswählen, woran sie dann Jahre lang abzuzahlen haben.


Zweige der Siphonia (Ficus) elastica.

Daß bei solchen Zuständen von einem verbesserten Verfahren in der Bereitung des Cautschuks, wie Anwendung von Alaun zur Consolidirung, statt der langwierigen Räucherung mit den oft schwer zu beschaffenden Palmnüssen, nicht die Rede sein kann, ist begreiflich. Ebensowenig wurde bis jetzt die noch wichtigere Entdeckung benützt, wonach man mittelst eines Zusatzes von Ammoniak die Milch in flüssigem Zustande erhalten und sie folglich auch in Fässern verschicken kann. Die alte Routine wird sich auch schwerlich ändern, bis in Folge der Einrichtung neuer Dampferlinien, des Baues von Schienenwegen und der Anlage von Faktoreien europäischer Häuser die commerciellen Verhältnisse der ganzen Amazonasniederung sich vollständig umgestaltet haben werden.

[1] Eine derartige Politik erinnert unwillkührlich an das ehemals von den brasilianischen Plantagenbesitzern den Parcerie-Colonisten gegenüber befolgte „System“.

Dann wird auch der Cacao, dessen Ausfuhr bis jetzt im Verhältniß zu dem ungeheuern Gebiete, das sich zu seiner Cultur eignet, ziemlich unbedeutend ist, an Wichtigkeit gewinnen, denn wenn er auch jetzt schon am Amazonas, sowie an dem untern Laufe von einigen seiner Zuflüsse angebaut und selbst hie und da zur Herstellung einer groben, wenig haltbaren Chocolade benützt wird, so könnte diese Produktion, selbst mit den vorhandenen Arbeitskräften, noch um ein Bedeutendes gehoben werden.

Für den Export werden übrigens die Samen einfach an der Sonne getrocknet, und es sollen gerade die in Brasilien gezogenen von sehr guter Qualität sein; da man sie jedoch früher öfters mit denen des wilden Cacao vermischt in den Handel brachte, so hatten sie etwas an Ruf verloren.

Dieser wilde Cacao mit seinen großen, lanzettförmigen, herabhängenden Blättern und den gurkenähnlichen, unmittelbar am Stamme sitzenden Früchten, in welchen die Samen in einem weißen süßlichen Marke liegen, ist ein charakteristisches Merkmal der feuchten Niederung der Vargem. Er bildet dort oft förmliche Dickichte, die um so undurchdringlicher sind, als die Aeste, an welchen man häufig zu gleicher Zeit die kleinen röthlichen Blüthen und die goldgelben reifen Früchte sieht, sich im Bogen nach der Erde senken und da wieder Wurzel fassen.

Cautschuk und Cacao sind jedoch bei weitem nicht die einzigen, die Mühe des Sammelns lohnenden Schätze der unermeßlichen Waldregion des Amazonas. Heute schon werden allein an Paránüssen, den Früchten der Bertholletia excelsa, für mehr als 200,000 Thaler, an Urucú, dem Farbstoffe der Bixa Orellana, sowie an Copaibaöl für nahezu 100,000 Thaler exportirt, und wenn diese Summen auch verhältnißmäßig klein erscheinen, so darf man dabei nicht vergessen, daß vielleicht eine hundertmal größere Quantität der schmackhaften, ein feines Oel enthaltenden Nüsse unbenützt in den Wäldern verfault, sowie daß es daselbst noch an 20 andere, zu den verschiedensten Zwecken taugliche ölhaltige Samen gibt, die bis jetzt in geringem Maße für den Hausgebrauch der Eingeborenen benützt, nur der fleißigen Sammler harren, um höchst werthvolle Ausfuhrartikel abzugeben. Mehrere kostbare, zur Fabrikation von feinen Firnissen dienende Harze, Farbstoffe von den brillantesten Tinten, nebst 30 der verschiedenartigsten, für die feinsten Gewebe und Schnüre, wie für das stärkste Tauwerk sich eignenden Pflanzenfasern, mit 40 der wirksamsten, unentbehrlichsten therapeutischen Mittel geben eine annähernde Vorstellung von dem Reichthum dieser bis jetzt keineswegs vollständig erforschten Wälder.

Im Interesse der speziell für Botanik sich interessirenden Leser gebe ich in Folgendem nach eigenen Aufzeichnungen, sowie nach v. Martius Werken die wichtigsten dieser Produkte sowohl mit ihren Tupi, als auch mit ihren lateinischen Namen, wo es mir möglich war, denselben ausfindig zu machen.

Fette, zur Bereitung der Speisen, zur Beleuchtung, zur Seifenfabrikation &c. verwendbare Oele:[1]

Patauá — Oenocarpus patauá. Mart.		Marajá — Bactris marajá. Mart.	Palmen.[3]
Caiauhé — Elaeis melanococca.[2] Gaertn.	Palmen.[3]	Iupaty — Raphia taetigera. Mart.	
Bacába — Oenocarpus bacaba. Mart.		Ubussú — Manicaria saccifera. Mart.	
Tucuman — Astrocaryum tucuma. Mart.		Inajá — Maximiliana regia. Mart.	
Assai — Euterpe edulis. Mart.		Castanheira — Bertholletia excelsa. Humb.	

[1] Der ein ausgezeichnetes Lampenöl liefernde Ricinus wird zwar nirgends wild wachsend angetroffen, gibt aber, ohne irgend welcher Pflege zu bedürfen, die reichhaltigsten Erndten und könnte bei dichterer und arbeitsamer Bevölkerung einen ausgezeichneten Ausfuhrartikel abgeben.

[2] Verwandt mit der Elaeis guineensis Jacq., der, in Brasilien hie und da angepflanzten Guinea-Oelpalme oder Dendé, deren orangegelbes, eigenthümlich schmeckendes, von der äußern fleischigen Fruchthülle stammendes, sehr dickes Oel besonders in Bahia, nicht nur von Negern, sondern auch in der Küche der Weißen vielfach zur Bereitung gewisser übermäßig gepfefferter Nationalspeisen benützt wird.

[3] Die Nüsse der eigentlichen Cocospalme, Cocos nucifera L., in Brasilien Coco da Bahia genannt, enthalten zwar auch ein feines Oel, da dieselbe jedoch nur am Meeresufer recht gedeiht, so können deren vielseitig zu verwerthende Produkte nicht wohl unter denen des Urwaldes im Innern des Landes aufgeführt werden. — Aber selbst an der Küste werden die Nüsse, von welchen der größte Theil entweder unreif mit dem darin enthaltenen erfrischenden Wasser genossen, oder in reifem Zustande nach dem Innern zur Herstellung von Confituren versendet wird, nur ausnahmsweise zur Oelbereitung benützt.

Sapucaia — { Lecythis ollaria, Velloso. / Lecythis grandiflora, Anbl. }
Andiroba — Xylocarpus caropa. Spreng.
Pequia — Carycar butyrosum. Mart.
Uaucú — Monopteryx uaucú. Mart.
Ucuúba — Myristica sebifera. Sw.

Wohlriechende Oele:

Cujumary — Ocotea cujumary. Mart.
Cumarú — Dipteryx odorata. W. (Tonkabohne.)
Puchury — Nectandra puchury. Nees & Martius.
Tamaquaré — Laurinea.
Uixi-pucú — Myristica.

Harze, Gummiarten und Milchsäfte verschiedener Consistenz:

Carnaúba — Copernicia cerifera. Mart.
Angico — Acacia angico. Mart.
Almecega — Icica icicariba (sog. unächtes Elemi).
Jataby, Jatobá — Hymenaea Martianna (sog. Animéharz).
Sorva — Colophora utilis. Mart.
Mangaba — Hancornia speciosa } Cautschuk-Surrogate.
Monpiqueira — ? } Cautschuk-Surrogate.
Cajueiro — Anacardium occidentale. L.
Ucuúba — Myristica surinamensis. Mart.
Cipó Macaco — ?
Mururé — ?
Maporonima — ?
Pariry — ?
Massaranduba — Lucuma procera (der Milch- od. Kuhbaum, mit einem der Guttapercha ähnlichen Harze).

Farbstoffe: [1]

Urucú — Bixa Orellana. L. [2]
Urucurana — Bixa urucurana. W.
Ucuúba — Myristica surinamensis. Mart.
Carajurú — Bignonia chica. Humb.
Baracutiára — ?
Tatajúba — Maclura. ?
Muiratinga — ?
Guarinba — Maclura. ?

Officinelle Pflanzen, deren Gesammtzahl übrigens wohl das Doppelte betragen dürfte:

Ipecacuanha — Cephaëlis ipecacuanha. Tussac & Richard.
Salsaparrilha — Smilax Syphilitica. Martius.
Copaiba — Copaifera Jacquini. Desf.
Jurubéba — Solanum paniculatum L.
Anabi — Potalia resinifera. Mart.
Uixi — Myristica platysperma. Mart.
Canjerana — Trichilia canjerana. Mart.
Jacaréuba — Calophyllum brasiliense. Mart.
Coajingúva — Ficus anthelmintica. Rich.
Muiratinga — ?
Biquiba — Myristica officinalis. Mart.
Assacú — Hura brasiliensis. W.
Cupuassú-rana — Pharmacosyce doliaria. Mart.
Sucuúba — Plumeria phagendenica. Mart.
Cajú — Anacardium occidentale. L.
Sassafraz — Ocotea amara. Mart.
Massarandúba — Lucuma procera.
Marupa — Quassia simaruba. L.
Puchury — Nectandra puchury. Nees & Mart.

---

[1] Der Anil oder Indigo wächst zwar nicht wild in den Wäldern und ist überhaupt in Brasilien nicht einheimisch, gedeiht jedoch allenthalben so außerordentlich gut, daß zu hoffen steht, es werde dieser bis jetzt nur für den Hausgebrauch produzirte Farbstoff später in größerem Maßstabe angebaut und exportirt werden. — Das werthvollste aller Farbehölzer, das Fernambuc, Pernambuc oder Brasilholz, Caesalpinia echinata, Lamark, von den Eingeborenen Arabutan genannt, ein zu den Leguminosen gehöriger Baum, kommt weiter gegen Süden in den Provinzen Pernambuco, Bahia, Minas-Geraes und Espirito santo vor, und bildet dort bekanntlich immer noch einen bedeutenden Ausfuhrartikel. Der rothe Absud dieses Holzes liefert durch Zugießen irgend einer Säure einen rothen Niederschlag, während die darüberstehende Flüssigkeit eine gelbe Farbe annimmt. Durch Zusatz von Ammonial erhält man einen purpurfarbnen, durch den von doppelkohlensaurer Soda oder Alaun einen carminrothen, durch Chlorzinn einen rosarothen, durch essigsaures Bleioxyd einen dunkelrothen, durch Eisenvitriol einen violetten Niederschlag. Durch einen Zusatz von corrosivem Quecksilbersublimat oder schwefelsaurem Zinkoxyd nimmt die Flüssigkeit bei geringem Niederschlag eine intensiv gelbe Farbe an.

[2] So genannt nach dem kühnen Orellana, welcher im Dienste der spanischen Regierung und getrieben durch das Versprechen, General-Capitän der neuentdeckten Länder zu werden, im Jahre 1544 von Peru aus zum ersten Male den ganzen Amazonas bis zum Atlantischen befuhr, und durch seine phantastisch zugestutzte Reisebeschreibung, nach welcher er an der Mündung des Nhamundá, eines kleinen Seitenflusses auf dem linken Ufer des Amazonas, mit seinen Leuten von einer Horde bewaffneter Weiber angegriffen worden sei, die Veranlassung zu der eigenthümlichen Benennung des Riesenstromes gab. Das Ganze beruht jedoch auf ungenauer Beobachtung und vielem gutem Willen, und Orellanas Amazonen waren nichts weiter als die den kämpfenden Kriegern die Pfeile zutragenden Indianerinnen, welche das Knallen der spanischen Arcabusen mit wüthenden Geberden und gellendem Geheul beantworteten.

Jiquitibá, Turury — Curatari legalis.
Caferana — ? (Surrogat für die Chinarinde.)
Juréma — Acacia jurema. Mart.
Caaopiá — Vismia micrantha und Vismia laccifera. Mart.
Andiroba — Xylocarpus caropa. Spreng.
Cujumary — Ocotea cujumary. Mart.
Matamatá — ?
Abutuá — ?
Amapá ?
Barbatimão — Acacia adstringens. Reise.
Manacan — Brunfelsia hopeana. Benth.

Zu Geweben, Schnüren, Tauwerk rc. taugliche Fasern, feinern und gröbern Bast liefern folgende Pflanzen:

Piassaba — Attalea funifera. Mart. (Palmen.)
Curuá — Attalea spectabilis. Mart. (Palmen.)
Murity — Mauritia vinifera. Mart. (Palmen.)
Tucum — Astrocaryum tucuma. Mart. (Palmen.)
Carnaúba — Copernicia cerifera. Mart. (Palmen.)
Javary — Astrocaryum Javary. Mart. (Palmen.)
Castanheira — Bertholletia excelsa. Humboldt.
Tatajuba — Maclura. ?
Turury — Curatari legalis. Mart.
Tauary — ?
Curauá — Bromelia (sehr fein und glänzend).
Mungúba — Erithryna.
Xury — ?
Sapucaia — Lecythis ollaria. Velloso.
Mata-matá — Lecythis coriacea.
Acapurana — Wullschägelia. Mart. (Rutacea.)
Uaicima, Guaxima — Urena lobata.
Piriquitá — ?
Curumicáa — ?
Carapato — ?
Beribá — Anona?
Ituá — ?
Mamão-rana — ?
Carapicho — Urena sinuata.
Cipó (Liane) ambé — ?
„ „ pixuna — ?
„ „ timbotitica — Cissus.
„ „ pagé — ?
„ „ assú — ?
„ „ preto — ?
„ „ rei — ?
„ „ titára — ?
„ „ de cerca — ?

Trotz einer gewissen allgemeinen Gleichartigkeit der Tropenvegetation möchte ich bezweifeln, daß andere Welttheile unter gleichen Breiten eine ebenso große Zahl nützlicher Gewächse aufzuweisen haben, wie das Thal des Amazonas, und es dürfte nun, da der Alles umgestaltende Dampf uns dasselbe erschlossen, an der Zeit sein, daß die europäische Industrie sich wenigstens eines Theiles dieser bis jetzt kaum benützten Naturschätze bemächtige, um sie in tausendfacher Weise zu verarbeiten. — Was ließe sich z. B. nur allein aus diesen Faserstoffen, von welchen einige unsern Hanf und Flachs in jeder Hinsicht übertreffen, nicht Alles herstellen? — Aus der Curauá z. B., einer Art von wilder Ananas: zarte, durchsichtige, seidenglänzende Gewebe;[1] aus andern, wie der Tucum, der Javary rc.: herrliches, der Feuchtigkeit und Fäulniß widerstehendes Tauwerk, Netze und Angelschnüre; aus der Piassaba, der Murity u. s. w.: dauerhafte Bürsten, Besen, Hängematten, Hüte, Körbchen, Matten, während sich der glänzendweiße Bast Anderer zur Herstellung ausgezeichneter Papiere benützen lassen dürfte, eine Art der Verwendung, die bei der heuzutage mehr und mehr aufkommenden Fabrikation von Holzpapieren nicht so ferne liegt, als es scheinen möchte.

Für die halbwilden Bewohner jener Gegenden sind übrigens gerade die unter dem Namen Cipós bekannten Lianen der verschiedensten Arten noch in so ferne von der größten Wichtigkeit, als sie bei der Errichtung ihrer leichtgebauten Hütten Nagel und Eisenwerk ersetzen müssen, denn große wie kleine Hölzer, Durchzüge, Pfetten, Sparren, die ganze Palmblattbedachung, Alles ist mit etwa bleistiftdicken zähen Schlinggewächsen kunstvoll aufgeschnürt und zusammengebunden. — Derselbe Wald also, der das Holzwerk und das Deckmaterial liefert, produzirt auch die Nägel und Klammern.

Nach einer ohne Zweifel erfundenen, aber trotzdem nicht weniger charakteristischen Anekdote hätten deßhalb die Jesuiten in den ersten Zeiten nach der Besiedelung an die portugiesische Regierung die Bitte gestellt, dieselbe möge

[1] Auf den Philippinen werden solche Stoffe, wie es scheint, schon in größerm Maßstabe verfertigt, da solche unter dem Namen Palha von dort dann und wann nach Rio de Janeiro gebracht werden.

ihnen als Belohnung für ihre Bemühungen zur Verbreitung des katholischen Glaubens jene Landstriche im Innern Brasiliens zu eigen geben, wo der landesübliche Nagel gefunden werde.

Es wäre dies allerdings so ziemlich Alles, von dem Atlantischen bis zur Cordilheira, gewesen, denn Lianen findet man überall in jenen Wäldern, und wenngleich bekanntlich die Patres nie träge waren im Verlangen, so ist doch zu vermuthen, daß sie ihre Ansprüche in einer etwas weniger summarischen Weise formulirt haben werden: — aber vox populi, vox Dei, und wenn auch noch so apogryph, eine treffende Anekdote bleibt es immerhin.

In dem obenstehenden Verzeichnisse officineller Pflanzen ist eine der wichtigsten und interessantesten Familien und zwar deßhalb nicht aufgeführt, weil ihr eigentlicher Standort, d. h. der der geschätztesten Arten, nicht der feuchte



Mündung eines Seitenwassers in den Madeira.

Urwald des Tieflandes ist, um dessen Charakteristik es sich hier handelt, wohl aber die Thäler und Schluchten jener Andeskette, in welcher die Hauptwasseradern des Continents entspringen. — Es sind dies die Cinchonen [1] oder Chinarindenbäume, die uns eines der wichtigsten Mittel unserer Materia medica, das Chinin, liefern.

[1] Einer romantisch klingenden Sage zur Folge war eine Gräfin Cinchon, Gemahlin eines Vicekönigs von Peru, gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts die erste Europäerin, welche durch die Heilkraft der bittern Rinde von einem heftigen Fieberanfalle befreit wurde, und zwar sei es ein Abkömmling der Inkas gewesen, der aus Liebe zu der schönen Frau, der Gemahlin seines Erbfeindes, das den Eingeborenen längst bekannte, von denselben jedoch sorgfältig geheim gehaltene Specificum verrathen habe. — Es war jedoch nicht der Leibarzt, sondern der Beichtvater der hohen Dame, oder vielmehr der mächtige Orden, welchem derselbe angehörte, der den größten Vortheil aus dieser wichtigen Entdeckung zu ziehen wußte, indem er den Cascarilhahandel vollständig monopolisirte. — Während länger

Wenngleich also die eigentliche Calysaia, welche unter allen Cinchonen die größte Quantität des kostbaren Alcaloids enthält, wie gesagt keineswegs in der Amazonasniederung, sondern nur auf den Ostabhängen der Cordilheira, in Höhen von 1000—2000 Meter über dem Meeresspiegel, zu finden ist, und die im Tieflande vorkommenden Arten (Cinchona Bergeniana, Cinch. Lambertiana, Cinch. macroenemia, Cinch. firmula) trotz ihres vermuthlichen Gehaltes an Chinin und Cinchonin isomeren Stoffen bis jetzt für den Handel von keiner Bedeutung sind, so wächst doch selbst die ächte Calysaia an Zuflüssen des Amazonas, und ist es besonders das Quellgebiet des riesigen Beni, wo dieses Specificum gegen Wechselfieber gedeiht.

Eine kurze Notiz über die Art, wie dieses unentbehrliche Arzneimittel gesammelt wird, sowie über den Weg, welchen es zurücklegt, bis es in die chemischen Officinen gelangt, die es in der Form fein krystallisirter Nadeln als Chinin-Sulfat an die Apotheken abgeben, dürfte daher hier wohl am Platze sein.

Halbwilde, arme Indianer und Mestizen sind es, die sich dem mühevollen Geschäfte unterziehen, als sogenannte Cascarilheiros die Schluchten des Gebirges zu durchstreifen, von Weitem über duftigblaue Thalgründe hinweg nach dem röthlich schimmernden Laub der Calysaia zu spähen, durch den dichten Urwald sich durchzuschlagen, die Bäume zu fällen und zu entrinden und nach monatelangen Entbehrungen und Mühseligkeiten auf kaum betretenen, unwegsamen Pfaden über Stock und Stein mit ihrer in Bündel zusammengefaßten Beute die hohe Cordilheira, oder wenigstens deren Ausläufer, zu ersteigen, um sie in der nächsten kleinen Ortschaft endlich an den Mann zu bringen. — Daß sie bei diesem Handel, ganz ähnlich wie die Seringueiros des Madeira, in der skandalösesten Weise übervortheilt werden, ihre Waare zum halben Werth ablassen müssen, während ihnen die an Pulver und Blei, sowie in der Gestalt schlechter Lebensmittel gelieferten Vorschüsse zu doppelten und dreifachen Preisen angerechnet werden, versteht sich von selbst; dies verhindert jedoch nicht daß sie, kaum ausgerüstet, wieder auf's Neue ihr wildes Waldleben beginnen.

Die Chinarinde oder Cascarilla wird nun von den Händlern in größere Säcke aus ungegerbter Ochsenhaut eingenäht und auf Lastthieren weiter nach der Hauptstadt La Paz in die Magazine der Kaufleute gebracht, die sie schließlich über die peruanische Hafenstadt Arica [1] nach Europa und Nordamerika verschiffen.

---

als einem Jahrhundert kam die fein zerstampfte Rinde nur durch dessen Vermittlung unter dem Namen Jesuitenpulver auf den europäischen Markt, und bei dem gänzlichen Mangel regelmäßiger Verkehrsmittel nach dem Innern mußte es den Patres in den zahlreichen am östlichen Fuß der Andes liegenden Missionen, in welchen sie allein unbeschränkt über viele Tausende von Indianern verfügen konnten, allerdings leicht werden, jeden Concurrenzversuch gründlich zu vereiteln und den Preis des von Tag zu Tag mehr geschätzten Arzneimittels auf eine beliebige Höhe zu schrauben. — Hinsichtlich der von den Botanikern der ganzen Familie beigelegten, von dem Namen jener Gräfin abgeleiteten Bezeichnung bemerke ich übrigens noch, daß man ihn in Südamerika Quina (wie K gesprochen) schreibt, und im Allgemeinen noch für eine Menge andrer bitterstoffhaltiger Pflanzen gebraucht, wie z. B. einige Rhamineen, Rutaceen und Apocineen.

[1] Es ist eigenthümlich, wie gerade Bolivien, die nach dem „Libertador" benannte, von demselben mit besonderer Vorliebe betrachtete und nach dem überschwenglichen Style jener Völker als die „theuerste seiner Töchter" bezeichnete Republik, bei der nach erfolgter Unabhängigkeitserklärung stattfindenden Bestimmung der Grenzen hinsichtlich der auf seinen Antheil kommenden Hafenorte so außerordentlich stiefmütterlich behandelt wurde. — Es scheint, als habe man das arme Land wirklich von der übrigen Welt abschneiden oder vollständig unter die Vormundschaft von Peru stellen wollen. Während Peru nicht nur am Solimões, d. h. am eigentlichen Amazonas, mit seinen Besitzungen noch über hundert geographische Meilen an dem schiffbaren Strom herunter reicht, sondern auch am stillen Ocean mehrere ausgezeichnete Häfen zählt, hat man Bolivien durch einen weit nach Süden sich erstreckenden Ausläufer des peruanischen Gebietes den ihm zukommenden Hafen von Arica entrissen und es damit, da das weiter südlich in wasserloser Wüste liegende Cobija niemals einen praktischen Werth für die Schifffahrt bekommen kann, nach dieser Richtung hin vollständig isolirt. — Kaum besser steht es jedoch mit seinen natürlichen Communicationen nach der Seite des Atlantischen zu aus. Hier ist es durch Brasilien, welches beide Madeiraufer bis weit in die Region der Wasserfälle hinauf, durch die argentinische Republik, welche das rechte Ufer des schiffbaren Paraguay bis zur Grenze der Provinz Mato-Grosso für sich in Anspruch nimmt, von der Theilnahme an der Schifffahrt auf den beiden Hauptströmen, dem Amazonas und La Plata, an der Errichtung von Stapelplätzen auf eigenem Grund und Boden am Ufer dieser großen Verkehrsadern ausgeschlossen. Nahezu der ganze bolivianische Verkehr geht daher heutzutage über den Hafen von Arica, woselbst die peruanische Regierung von den nach dem Nachbarlande bestimmten Gütern gegen Entrichtung eines niedrig gegriffenen Pauschquantums colossale Zölle erhebt. Für Bolivien ist daher die Eröffnung der Madeirabahn eine wahre Lebensfrage, und irgend welche Abtretungen an bis jetzt vollständig werthlosem Urwald, die es dafür an Brasilien zu machen gezwungen war, indem seine Grenzen am Ufer des Madeira von St. Antonio bis zur Mündung des Beni, d. h. vom Parallel von 8° 49′ bis zu dem von 10° 20′ südl. Breite zurückgeschoben wurden, müssen im Vergleich zu den ihm daraus erwachsenden Handelsvortheilen geringfügig erscheinen. — Es scheint übrigens auch von Seiten Brasiliens schon mehr Manie zu sein, wenn dasselbe zu den ungeheuern Strecken, die es in dem Waldocean des Amazonas schon besitzt, noch neue ganz derselben Art zu erwerben trachtet. — Es handelt sich dort keineswegs um irgend einen Punkt von strategischer Wichtigkeit, wie dies etwa auf dem streitigen Gebiete am Paraguay zwischen dem Apa und Mondego der Fall

Wenn man sich den Weg, welchen die kostbare Rinde nimmt: von den Ufern rauschender, dem Amazonas zufließender Bergwasser, aus den Thälern bei Apolobamba z. B., vom Fuße des östlichen Abhanges der Cordilheira über schneebedeckte, 14,000 Fuß über dem Meeresspiegel liegende wilde Gebirgspässe nach La Plaz und dem Ufer des stillen Ozeans, um von da um das Cap Horn herum nach Europa gebracht zu werden, — nochmals vergegenwärtigt, so erscheint es kaum begreiflich, wie man statt solche Umwege zu nehmen, nicht früher darauf gekommen, dem Laufe jener Wasser zu folgen, und damit durch den Beni in den Madeira, und durch diesen und den Amazonas nach Pará zu gelangen, von wo schließlich der Seeweg nach Europa um so vieles kürzer war.

Allerdings waren auch nach dieser Richtung hin keine geringen Schwierigkeiten zu überwinden: eine beinahe vollständige Unkenntniß des mittleren Laufes jener Gewässer (von deren einem, dem Madre de Dios, man bis vor Kurzem nicht einmal wußte, ob er ein Zufluß des Beni und Madeira, oder des Purús sei), die Feindseligkeit wilder Indianerstämme, sowie weiter unterhalb, auf verhältnißmäßig weniger unbekanntem Territorium, die Wasserfälle und dräuenden Schnellen des Madeira, — wahrhaftig es gehörte immerhin einiger Muth dazu, um an der Spitze von einigen Dutzend unzuverlässiger Indianer und Mestizen mit einer werthvollen Ladung eine so abenteuerliche Fahrt zu unternehmen; — bei alledem scheint es jedoch als hätten die Kaufleute von La Paz und Arica, welche allerdings durch einen derartigen Umschwung in der Hauptrichtung des Handelsverkehrs eine dauernde Schädigung ihrer Interessen zu gewärtigen haben würden, die Hauptschuld an dieser Unterlassungssünde.

Gerade zur Zeit unsrer Anwesenheit in Exaltacion wurde übrigens von Seiten eines Handlungshauses in La Paz (Farfan & Cie.) ein, wie wir später vernahmen, mit dem besten Erfolg gekrönter Versuch gemacht, eine in der Sierra von Apolobamba gesammelte Quantität Chinarinde im Werthe von Hunderttausenden, wenn auch nicht direkt den Beni hinunter bis zu dessen Mündung, so doch bis zur Mission Reyes, auf leicht zusammengefügten Flößen zu verschiffen, von wo dieselbe alsdann auf Ochsenkarren über die Campos auf der Wasserscheide zwischen Beni und Mamoré bis zum Jacúma, einem Zuflusse des Letzteren, verbracht und in der ehemaligen Mission St. Anna auf Canots verladen wurden, um schließlich auf dem Mamoré, Madeira und Amazonas nach dem Hafen von Pará zu gelangen.

Die Transportkosten auf diesem, wie wir gesehen bis jetzt noch durch Hindernisse jeder Art erschwerten Wege betrugen nur die Hälfte von denen auf dem alten Wege über Arica, und wenn einmal die Madeirabahn hergestellt sein wird, so ist es außer Frage, daß alle Cascarilha durch das Amazonasthal, und nicht mehr auf jenem großen Umwege nach Europa gelangen werde.

Als unmittelbare Folge einer solchen Verkehrserleichterung wird sich ein vermehrter Export fühlbar machen; die Wälder an den Abhängen der Andes werden mehr und mehr ausgebeutet und die Gefahr einer vollständigen Ausrottung des nützlichen Baumes um ein Bedeutendes näher gerückt werden. — Mehr als je dürfte es daher an der Zeit sein diesen Segenspender der leidenden Menschheit, der besonders für jene Gegenden, wo der Träger moderner Cultur, der Europäer, seine Mission unter tropischer Sonne zu erfüllen hat, beinahe unentbehrlich geworden ist, in seiner eigentlichen Heimath anzupflanzen, da die Versuche, welche die holländische Regierung sowohl, wie die englische in ihren Colonien auf Java, Ceylon und am Himalaya [1] angestellt haben, hinsichtlich der Reichhaltigkeit der Rinde an Chinin doch nicht zur vollen Befriedigung ausgefallen zu sein scheinen.

---

gewesen, und der einzig anzuführende Grund dafür möchte der sein, daß das gegen Brasilien stets feindselig gesinnte Peru, das sich gewissermaßen als den Erben von Bolivien betrachtet, dadurch um ein Stück seines zukünftigen Raubes gebracht wird. — An Protesten und den Ausdrücken tiefster moralischer Entrüstung, die sich von dieser Seite kommend allerdings komisch genug ausnehmen, fehlte es auch keineswegs, und Brasilien mag sich darauf gefaßt machen, daß bei einem etwa ausbrechenden Kampfe mit der argentinischen Republik peruanische Kriegsschiffe von Iquitos herunter kommen und die Wälle von Tabatinga am Ufer des Solimões ihre Feuerprobe zu bestehen haben werden.

[1] Auch in Brasilien, und zwar an der Serra dos Orgãos bei Rio de Janeiro, sind schon Versuche mit der Anpflanzung von Cinchonen gemacht worden; dieselben sind jedoch zu neu, als daß sich jetzt schon etwas Bestimmtes über den Erfolg sagen ließe. — Die bolivianische Regierung hat übrigens den Export dieser Pflanzen, sowie von deren Samen, strenge untersagt, und da dieselben also hinaus geschmuggelt werden müssen, so ist der Bezug einer größeren Anzahl junger Stämmchen außerordentlich schwierig und kostspielig. — Samen sind allerdings leichter zu erhalten, der Erfolg bei deren Anpflanzung jedoch auch um so problematischer.

Ohne einen Anstoß, und zwar einen kräftigen, von Außen wird jedoch weder die bolivianische noch die peruanische, abwechselnd in den Händen säbelklirrender Gewaltherrscher und Usurpatoren oder unpraktischer Schwätzer und ehrgeiziger Advokaten sich befindende Regierung auch nur das Geringste dafür thun, und da wenig Hoffnung vorhanden ist, daß lange diplomatische Verhandlungen zu Gunsten einer fiebergeschüttelten Menschheit geführt werden, so dürfte es auch hierbei sein Bewenden haben, und man sich eben später in andrer Weise behelfen müssen.

Doch kehren wir nun von den luftigen Höhen der Andes zur feuchtheißen Amazonas-Niederung zurück, wo im Schatten endloser Wälder noch manch bis vor wenig Jahrzehnten nur von wilden Indianern gekanntes Kraut von seltsam merkwürdigen Eigenschaften und geheimnißvollen Kräften sich entfaltet. Wer hätte nicht schon von dem Curare oder Urary, dem schnelltödtenden Pfeilgifte jener Indianerstämme gehört, das heutzutage in den Händen geschickter Physiologen und Mediziner nicht nur interessante Beiträge zur Kenntniß der Nerventhätigkeit, sondern auch ein werthvolles Arzneimittel zu liefern verspricht.

Die mährchenhaften Erzählungen, welche frühere Reisende zum Theil über die Bereitung dieses schrecklichen Giftes mitgetheilt haben, sind längst berichtigt; kein Schlangengift ꝛc. wird dazu verwendet, sondern nur der aus den zerhackten Stengeln und Blättern mehrerer Strychnosarten und Apocyneen ausgepreßte Saft, welcher über schwachem Feuer eingekocht, mit Tabaksaft und Capsicum (spanischem Pfeffer) vermischt und mit irgend einem klebrigen Milchsafte, gewöhnlich von Euphorbiaceen, zu einer festen Masse eingedickt wird. Auch wird diese Arbeit nicht, wie berichtet wurde, von den einem martervollen Tode sich weihenden Megären des Stammes ausgeführt, sondern, da gar keine Gefahr damit verbunden ist, wahrscheinlich von den Frauen der jungen Krieger, als ein integrirendes Theil ihrer häuslichen Arbeiten, oder von den Männern selbst. Uebrigens gibt es mindestens 8 bis 10 verschiedene Giftarten von ähnlicher, aber nicht identischer Zusammensetzung und Bereitung, unter welchen das Urary der Macusi-Indianer und das Curare aus Venezuela und Nova-Granada als die stärksten gelten.

Mit der dunkelbraunen, pechartigen Substanz, welche man in kleinen Töpfchen aus gebranntem Thon aufbewahrt, werden nicht nur die aus hartem Palmholz gefertigten Spitzen der langen Rohrpfeile und die kleinen nadelgleichen Bolzen, welche aus colossalen Blasröhren (Sarabaconas) geschossen werden, sondern auch die Spitzen leichter Wurfspeere bestrichen. Sobald die geringste Menge derselben in das Blut übergeht, versagen bei vollkommener Thätigkeit der geistigen Kräfte die einzelnen Glieder nach und nach, wie bei überwältigendem Schlafe, den Dienst, und der Tod tritt in wenigen Minuten durch Lähmung der Lunge ein. Eigenthümlich ist, daß nur diejenigen Nerven affizirt werden, welche die unsrer Willkühr unterworfenen Bewegungen vermitteln, während die außer dem Bereiche unsres Willens liegenden, wie z. B. der Herzschlag, ungehindert fortdauern bis zum Tode. Versuche französischer Aerzte an Thieren haben bewiesen, daß wenn man die also gelähmten Lungen während einiger Stunden künstlich in Thätigkeit erhält, das Gift auf natürlichem Wege ausgeschieden wird und keine nachtheiligen Folgen zurückläßt. In neuester Zeit ist es gelungen, aus mehreren derartigen Giftsorten das wirksame Alcoloid, Curarin, herzustellen, und somit wäre denn die Hauptschwierigkeit seiner Anwendung in der Medizin, seine ungleichmäßige Stärke, vollständig gehoben. Das Curarin ist ungefähr zwanzig Mal so stark als das Urary und wird mit Erfolg gegen Starrkrampf gegeben. Sehr verdünntes Urary gebrauchen die Indianer um Vögel und Affen zu schießen, welche sie zähmen wollen, indem sie dieselben durch große Gaben von Kochsalz oder Zuckersaft wieder aus der Lethargie, die sich ihrer bemächtigt hat, erwecken, und es sollen solche Thiere durch die Nachwirkung des Giftes allein schon einen großen Theil ihrer Wildheit verlieren.

Merkwürdiger Weise findet man bei keinem der auf dem rechten Ufer des Amazonas wohnenden Indianerstämme die Kenntniß der Bereitung und den Gebrauch des Urary, obgleich die Pflanze, welche den Hauptbestandtheil dazu liefert, sich gewiß dort eben so gut findet, wie auf dem linken Ufer, wo mehrere sprachlich unterschiedene Stämme die schreckliche Waffe in gleicher Weise gebrauchen.

Durch welchen Zufall deren Voreltern auf die Bereitung des Urary geführt wurden, wäre wohl schwer zu sagen, um so schwieriger, als die giftigen Eigenschaften der zu dessen Darstellung dienenden Pflanzen vor erfolgter Concentration des Saftes keineswegs sehr auffallend sind.

Immerhin handelte es sich dabei um eine für die Jagd, den Hauptnahrungserwerb dieser Völker, äußerst wichtige Erfindung, mit deren Hilfe ihnen selbst ganz leicht verwundete Thiere nicht mehr entgehen konnten, und es ist wohl denkbar, daß sie nicht müde geworden seien fort und fort zu verbessern und zu raffiniren; wie aber kamen sie darauf, eine unscheinbare, trockene, schotenförmige Waldfrucht zur Herstellung des nun auch schon in Europa bekannten, in seinen Wirkungen dem Kaffee und Thee zu vergleichenden, Guaraná zu benützen? Ein müder hungriger Jäger muß wohl einst nothgedrungen die wenig mundenden Bohnen gegessen und gefunden haben, daß sie merkwürdig stärkten und erfrischten. Vom Einsammeln im größern Maßstabe und Zermalmung behufs besserer Conservirung, zum Anpflanzen in der Nähe der Hütten war dann nur ein Schritt.

Das aus den Früchten der Paullinia sorbilis bereitete Guaraná, welches in 25—30 Cm. langen cylindrischen Stücken im Handel vorkommt, ist eine steinharte, chocoladebraune, leicht bitterlich schmeckende, beinahe geruchlose Masse, in welcher man meistens noch die halbzerstoßenen mandelartigen Körner unterscheiden kann. Je gleichmäßiger und härter übrigens die Masse ist, um so besser die Qualität des Guaraná. Um es genießbar zu machen, wird es mit einer Raspel oder dem knochenharten rauhen Gaumen des Pira-rucú (Sudis gigas), jenes Königs der Amazonasgewässer, möglichst fein zerrieben, mit etwas Zucker versetzt und in dem Verhältniß von je einem Kaffeelöffel Guaraná-Pulver auf ein Glas Wasser kalt getrunken. Mit warmem Wasser gilt es als gutes Mittel gegen leichtere Anfälle von Wechselfieber.

Der Geschmack dieses Getränkes ist allerdings nicht unangenehm (er erinnert etwas an Mandeln), aber er ist doch zu wenig ausgesprochen, um die leidenschaftliche Vorliebe, welche die Bewohner einiger Theile Südamerikas für dasselbe an den Tag legen, dadurch allein erklären zu können. Wohl aber ist es die nervenaufregende Wirkung des in ihm enthaltenen Paullinin, eines Alcaloids von ähnlichen Eigenschaften wie das Caffeïn und Theïn, welches dem Guaranátrinker den gewohnten Genuß so unentbehrlich macht. Die den Arinos und Tapajoz, trotz der zahlreichen Catarakte und Schnellen des letzteren, aus Mato-Grosso herabkommenden, mit etwas Ipecacuanha und einigen Reh- und Onzenfellen leicht befrachteten Canots nehmen in Santarem als werthvolle Rückfracht eine volle Ladung Guaraná, und ebenso führen die plumpen auf dem Madeira gehenden Böte stets ein gewisses Quantum davon nach Bolivien, denn in Cuyabá sowohl, wie in Sancta Cruz de la Sierra und Cochabamba gibt es viele Leute, welche ohne Guaraná, das sie dort oft mit 30 Frcs. per Pfund bezahlen müssen, schlechterdings nicht leben können und es vorziehen lieber zu fasten, als dieses Labetrankes sich zu enthalten; unter der Mestizenbevölkerung am Amazonenstrom dagegen, wo es von den halbcivilisirten Stämmen der Mauhés und Mundurucús in großen Quantitäten angefertigt und zu etwa 3 Frcs. das Pfund verkauft wird, ist der Verbrauch nicht sehr bedeutend, da Kaffee und Chocolade dessen Platz einnehmen.

Wir kommen damit auf jenen bei den verschiedensten Völkern unter den verschiedensten Himmelsstrichen anzutreffenden Gebrauch, überhaupt derartige Stimulante, von welchen Südamerika nicht weniger als fünf besitzt, zu sich zu nehmen. Sind auch nur vier derselben wirklich einheimisch und wird der bei weitem größte Theil der Produktion in Pflanzungen gezogen, so bilden sie doch ein so bedeutendes Moment in naturhistorischer, ethnographischer wie commerzieller Hinsicht, daß sie bei einer auch noch so flüchtigen Beschreibung tropischer Vegetation nicht übergangen werden können.

Das bei der Indianerbevölkerung Boliviens beliebteste Reizmittel für die Nerven ist die Coca.[1] Die etwa drei Centimeter langen, dünnen, an der Sonne getrockneten Blätter des Cocastrauches, welchen man in Bolivien und Peru im Großen anbaut, werden mit etwas feiner Asche und einem Stückchen rothen Pfeffers zusammen gekaut und der Saft verschluckt. Auf den reifigen Höhen der Cordilheira soll der Genuß der Coca nicht nur gegen die markdurchdringende Kälte weniger empfindlich machen, sondern auch zur Verminderung der Soroche, jener eigenthümlichen höchst schmerzhaften Brustbeklemmung, wesentlich beitragen, und kein Quitchoaindianer würde es sich einfallen lassen, die schneebedeckten Päße ohne einen gehörigen Vorrath von Cocablättern zu betreten.

Sicher ist, daß diese Indianer, wenn sie schwer beladen mit Gepäck auf beinahe unwegsamen Pfaden die Andes überschreiten, ohne ein anderes Stärkungsmittel als ihre hochgepriesene Coca mit sich zu führen, durch ihre

[1] Erythroxylon Coca.

außerordentlichen Leistungen und auffallend große Ausdauer das Staunen aller Reisenden erregen. Wie unentbehrlich ihnen jedoch die Coca geworden ist, erhellt daraus, daß, als einer der letzten Präsidenten der Republik in seinem reformatorischen Eifer auf den Gedanken gekommen war, den aus Indianern und Mestizen bestehenden, des öftern zu solchen anstrengenden Märschen verwandten Truppen statt der gewohnten Cocaration Kaffee und Branntwein verabreichen zu lassen, derselbe sich Angesichts einer drohenden Revolte gezwungen sah, den Erlaß zurückzunehmen und seinen Prätorianern den Genuß des geliebten Krautes nicht zu verkürzen. Die Indianer des obern Amazonas und Solimões kennen übrigens gleichfalls den Cocastrauch und zwar unter dem Namen Ipadú. Als Thee getrunken schmeckt die Coca schwach aromatisch, camillenartig.

Unwillkührlich drängt sich uns bei diesen Betrachtungen immer von Neuem die Frage auf, wie es wohl gekommen sein mag, daß so durchaus verschiedene, örtlich wie sprachlich weit auseinander liegende Völkerschaften aus dem reichen Schatze der Pflanzenwelt einzelne Stoffe heraus zu finden wußten, die, wenn nicht identische, doch analoge Wirkungen auf unser Nervensystem ausüben, wie den Mate, den Cacao, die Guaraná, die Coca, den Kaffee und den Thee, und dies höchst wahrscheinlich in einer Zeit, da selbst die rudimentärsten Begriffe von Naturwissenschaft noch fehlten? — Wenn mit der Befriedigung dieses wie es scheint tief in der Menschennatur begründeten Bedürfnisses nach einem Reizmittel unzweifelhaft ein bedeutender Schritt auf dem Wege der Civilisation vollbracht wurde, so ist es bei der sonstigen Spärlichkeit an Anhaltspunkten für vorhistorische amerikanische Cultur doppelt zu bedauern, daß die Zeit, in welcher durch irgend einen amerikanischen Noah hinsichtlich des Mate, Coca &c. ein glücklicher Griff gethan wurde, wohl auf immer ebenso in Dunkel gehüllt bleiben wird als die, in welcher ein ernster Araber zum ersten Male den belebenden Trank der Levante braute.

Ob jener erste Anfang von Cultur, welcher sich in der Verwerthung derartiger Naturschätze [1] verräth, in Amerika eben so weit zurückreicht, als dies mit ähnlichen Uranfängen in Asien der Fall ist, läßt sich wohl a priori nicht entscheiden; gleich undurchdringliches Dunkel deckt sie beide; doch die Möglichkeit, daß die Urbewohner der alten und der neuen Welt zu ungefähr gleicher Zeit jene Stufe ihrer Entwicklung erreichten, welche es ihnen ermöglichte, von den Gebilden der sie umgebenden Natur mehr sich anzueignen, als ein paar Waldfrüchte oder leicht zu erhaschende Thiere, bleibt trotz des ungeheuern Unterschiedes in dem beiderseitigen Bildungsgrade nicht ausgeschlossen: die Einen begannen den Kampf um's Dasein nur unter ungleich günstigern Vorbedingungen, als die Andern. Außer einer vielleicht bis in die ersten Uranfänge zurückreichenden höheren Begabung der Völker kaukasischer Rasse, waren es wohl hauptsächlich klimatische Verhältnisse, sowie die günstige topographische Beschaffenheit einzelner Theile Asiens und Südeuropas, welche zur Folge hatten, daß während bis heute die amerikanischen Stämme nur an wenigen besonders bevorzugten Punkten sich über den Standpunkt lose zusammenhängender, halbwilder Jäger und Fischerhorden zu erheben vermochten, an den Gestaden des mittelländischen Meeres das geistige Leben einzelner Völker der alten Welt schon vor mehr als zweitausend Jahren auf jene hohe Stufe der Entwicklung gelangt war, welche uns dessen Produkte noch heute als mustergiltig erscheinen läßt.

Nur in Mexico, Centralamerika und Peru vermochten die Rothhäute durch besonders glückliche Verhältnisse, welche ihnen den Uebergang vom Jäger- und Nomadenleben zur Viehzucht und von dieser zum Ackerbau und seßhaften Leben erleichterten, begünstigt, einen gewissen Grad von Cultur zu erreichen, wogegen im übrigen Amerika die unermeßlichen Waldwüsten mit ihrer Alles erdrückenden Tropenvegetation die Viehzucht unmöglich machten, den Ackerbau auf ein Minimum beschränkten und damit, der Jagdbeute wegen, die Trennung der einzelnen Stämme in kleine Horden zur Nothwendigkeit erhoben. Jede Trennung oder Absonderung mußte aber bei dem schwierigen Verkehr dauernd werden, und hierin ist auch wohl eine Hauptursache für die unendliche, wieder ungünstig auf den allgemeinen Culturzustand zurückwirkende Menge von Sprachen und Mundarten der neuen Welt zu suchen. Sprachen, die niemals geschrieben wurden, ändern sich schnell, indem schon gewisse Eigenheiten [2] in der körperlichen Anlage einzelner Familien

[1] Es ist bekannt, daß die Rothhäute Nordamerikas zur Zeit als sie durch die europäischen Einwanderer noch nicht vollständig von der Meeresküste abgeschlossen waren, den gewöhnlichen Badeschwamm zerschnitten und mit Fett geröstet als ein wirksames Mittel gegen den Kropf gebrauchten, Jahrhunderte ehe man in Europa das Jod oder den Jodgehalt des Badeschwamms kennen lernte.

[2] Ein gelehrter Benediktinermönch, Frei Camillo de Monserrate, bis zu seinem vor Kurzem erfolgten Tode Bibliothekar an der Nationalbibliothek in Rio de Janeiro, ein Mann, der in verschiedenen Klöstern seines Ordens an der Westküste Südamerikas, an

hinreichen, um in kurzer Zeit ein von der Grundform verschiedenes Idiom zu bilden. Derartige Veränderungen mußten aber, um zu unserm speziellen Falle zurückzukehren, wesentlich dazu beitragen, die einmal Getrennten auch für die Zukunft aus einander zu halten, indem nach einem alten, bei allen Naturvölkern sich gleichbleibenden Grundsatze, ein Mann, der meine Sprache nicht spricht, als Feind betrachtet wird.

Diese Zerrissenheit der amerikanischen Urbewohner in Hunderte von Stämmen und Horden, insbesondere die unendliche Zerspaltung ihrer weit aus einander gehenden Idiome, ist es, welche Martius, den gelehrten Erforscher Brasiliens, zu der Ansicht gebracht hat, daß der Culturzustand der Autochthonen Amerikas, wie er sich uns jetzt darstellt, wenngleich ein primitiver, durchaus nicht ihr ursprünglicher sei; daß sie folglich nicht als ein wildes, sondern als ein verwildertes, herabgekommenes Geschlecht zu betrachten seien, als die entarteten Reste einer vollkommenern Vergangenheit, deren Zersetzungsprozeß schon Jahrtausende vor der Conquista begonnen haben müsse. — Daß dieser Prozeß seit jener Zeit durch blutige Kriege und Verfolgungen, Beschränkung ihres Jagdgebietes, Störung in ihrem materiellen und geistigen Wohlbefinden, d. h. Aufgeben der alten in gewisser Hinsicht industriösen oder wenigstens thatkräftigen Lebensweise gegen ein muth- und energieloses Dahinbrüten, sowie durch eingeschleppte contagiöse Krankheiten mit Riesenschritten vor sich ging, ist wohl nicht zu bezweifeln, aber für die Annahme eines vorhistorischen Anfangs dieses Verfalls liegen durchaus keine Gründe vor. Als die Banden spanischer Abenteurer das Reich der Incas stürzten, fanden sie im Gegentheil blühende, in Fortbildung begriffene Zustände vor, und die stolzen Tempel, deren Reste Martius als zweiten Beweis für seine Hypothese nennt, lagen damals keineswegs in Ruinen.

Als weitere Gründe führt er die Ueberbleibsel von hierarchischen und monarchischen Einrichtungen bei allen, selbst den rohesten Stämmen an, sowie den Zustand ihrer Nutzpflanzen, welche heute nur angebaut, nirgends wild wachsend angetroffen werden. — Könnten aber jene Einrichtungen nicht eben so gut Anfänge, als Reste einer Cultur sein, und können nicht auch auf niedrer Stufe stehende Völker im Laufe vieler Jahrtausende unabsichtlich und beinahe unbewußt jene Nutzpflanzen auf den Stand der Veredlung gebracht haben, in welchem wir sie heute sehen? Auch jetzt noch legen selbst die rohesten Horden kleine Pflanzungen von Mais, Tabak, Baumwolle, Bananen oder Mandioca um ihre Hütten herum an, freilich nicht in großem Maßstabe, wie dies bei ihrer sonstigen Lebensweise, schlechten Werkzeugen rc. kaum anders möglich ist. Daß diese Gewächse in ihrer heutigen vervollkommneten Form nur das Produkt uralten Anbaues sein können, wird sicherlich Niemand bezweifeln, darin jedoch einen Beweis für eine untergegangene höhere Bildung zu sehen, scheint nach Obigem keineswegs nothwendig, wenn auch zugegeben werden muß, daß nicht nur in der Analogie mit den meisten unserer eigenen, aus den Ländern ältester Cultur stammenden Nährpflanzen etwas sehr Verführerisches liegt, sondern auch der Contrast zwischen der primitiven Lebensweise halbnackter Wilden und dem Vorhandensein derartiger Schätze im ersten Augenblicke auffallend genug erscheinen muß. Der bemerkenswerthe Umstand, daß mehrere dieser Pflanzen ganz und gar die Fähigkeit verloren haben, keimfähige Samen auszubilden, wie die Banane und die Popunhapalme (*Gulielma speciosa*), und somit für ihre Verbreitung großentheils auf Menschenhand angewiesen sind, [1] deutet auf eine uralte Einwirkung des Menschen auf diese Gewächse, und dasselbe gilt von dem Vorhandensein zahlloser stabil gewordener Spielarten derselben, wie z. B. beim Mais. Manche Indianerstämme haben sich gerade von dieser Pflanze besondere, meist durch ihre schöne Farbe ausgezeichnete, Varietäten herangezogen, die sie ausschließlich bauen; so die Guaranis der Südprovinzen, einen Mais mit kleinen,

---

sonst nur selten besuchten Punkten, wie z. B. auf Chiloë, Gelegenheit gehabt hatte, bei verschiedenen Indianerstämmen vergleichende Sprachstudien anzustellen, äußerte sich in einer um dieses Thema sich drehenden Unterredung, nachdem wir uns dahin verständigt hatten, daß auch auf diesem Felde für Alles ein faßlicher materieller Grund und Ursprung aufzufinden sein müsse: es könne die in der altmexicanischen Sprache so häufig sich wiederholende Endsylbe „tl" wohl daher kommen, daß wenn die Mexicaner, wie erzählt wird, sich in einer Art religiöser Raserei, vor dem Bilde der Gottheit knieend, die langen Stacheln einer großen Cactusart durch die Zunge stießen, dieses Organ bei vielen derselben dauernd afficirt und eine Art von Lallen hervorgerufen worden sei, das sich mit der Zeit in jener merkwürdigen Endsylbe sprachlich fixirt habe.

[1] Die Musaceen, *Musa paradisiaca*, wie auch die andern von den Portugiesen eingeführten indischen Arten *Musa sapientum* rc., treiben allerdings, nachdem der Hauptstamm Früchte getragen hat und abgehauen wurde, sehr zahlreiche Wurzelausläufer, und Nichts wächst leichter in jenen Climaten als eine Banane, trotzdem dürfte ohne das Zuthun des Menschen der Verbreitungsbezirk ausschließlich in dieser Weise sich vermehrender Pflanzen ein sehr beschränkter sein.

blaugrauen oder roth gesprenkelten Kolben, dessen Körner sich leicht zu einem wohlschmeckenden Mehle zerstoßen lassen, während die Coroados nur einen solchen mit großen, am untern Ende schön roth, am obern gelb gefärbten Kolben pflanzen.

Diese Culturpflanzen bedurften allerdings, um auf ihren heutigen Stand der Ausbildung zu gelangen, in der dicht bewaldeten Amazonasniederung um so mehr der Nachhilfe des Menschen, als sie alle, mit alleiniger Ausnahme der Popunha, weiche, meistens krautartige Gewächse von geringer Dauer sind, welche in dem eigentlichen, dicht geschlossenen Urwald oder Mato-virgem durchaus nicht gedeihen, und deren lichtes Grün oder weißes Holz vielmehr zu den säulenartigen, hartholzigen Stämmen und dem dunkel belaubten Unterholze einen eigentlichen Gegensatz bildet. Sie verlangen Luft und Sonnenlicht, während für die Pflanzen des Urwaldes das Halbdunkel unter dem von ihrer Gesammtheit gebildeten Blätterdache derart Grundbedingung des Gedeihens ist, daß sie sich, wenn eine größere Fläche abgeholzt wird, aus den zahlreich in der Erde ruhenden Samen keineswegs neu entwickeln, sondern einer luft- und sonnedurstigen Vegetation, die man eine secundäre nennen könnte, das Feld überlassen.[1]

Erst wenn im Laufe von 50—80 Jahren das Tageslicht aufs Neue nur gedämpft durch das üppig aufschießende, aber nie sehr hochstämmige Holz der Capoera bricht (so nennen die Brasilianer diesen Nachwuchs), keimt da und dort wieder ein Samenkorn eines Palisander oder einer Bertholletia, und in zweihundert Jahren hat der ächte, dunkel belaubte, stolze Urwald wieder Besitz ergriffen von dem ihm zugehörigen Grund und Boden.

[1] Etwas Aehnliches, wenn auch nicht in so auffälliger Weise, findet auch in unsern europäischen Wäldern statt: schlägt man den tausendjährigen Eichenwald nieder, so nimmt zuerst ein werthloses Gestrüpp seine Stelle ein, dem erst nach und nach wieder die bessern Hölzer folgen.



Kapitel VI.

Die wilden Indianerstämme des Madeirathales.



Die Múras; die Aráras; die Mundrucús; die Parentintins; die Caripunas; erstes Zusammentreffen mit denselben; ihre Hütten; ihre Art die Todten zu bestatten; frühere Ueberfälle auf dem Madeira, dem Javary und Purús; die unbekannten Wegelagerer an der Mündung des Mamoré; Zukunft jener Indianer; Sprachliches; religiöse Anschauungen; die Pajés; eine alte Niederlassung.

Träge wie ein Múra, der auf drei Schnüren schläft," d. h. sich nicht einmal die Mühe geben will, sich eine regelrechte Hängematte herzurichten, sagt ein am Ufer des Amazonas gangbares, für den Charakter jenes, von den Weißen wie den Farbigen gleich verachteten, Indianerstammes, allerdings bezeichnendes Sprüchwort. Trotz ihrer allgemein anerkannten Gewandtheit im Jagen, Fischen, Tauchen und andern „freien Künsten" würde jeder einem andern Stamme angehöriger Indianer, jeder Mestize es als den größten Schimpf ansehen, für einen dieser Parias gehalten zu werden. Der einst mächtige, aber in blutigen Fehden mit den Mundrucús zu Ende des vorigen Jahrhunderts beinahe ganz aufgeriebene, Stamm der Múras führt im Allgemeinen heutzutage ein unstätes Zigeunerleben auf dem Amazonas und dem untern Laufe seiner gewaltigen Zuflüsse, und da in Folge dessen die zierlich gebauten Piroguen desselben, öfters in Flottillen von 20—30 Stück, allenthalben auf jenen Gewässern angetroffen werden, so mögen sie auch in dieser kurzen Schilderung der am Madeira lebenden Indianer den Reigen eröffnen. Dieselben sind übrigens, da sich flüchtige Sklaven zu ihnen gesellt haben, schon vielfach mit Negerblut vermischt und überhaupt in einer Weise degenerirt, daß sich der ursprüngliche Charakter derselben, der, wie gesagt, ein wehrhafter, kriegerischer gewesen sein soll, kaum mehr erkennen läßt.

Eine feste Niederlassung haben dieselben etwa 200 Kilometer oberhalb der Mündung des Madeira bei Sapucaya-Oróca, wo auf dem rechten Flußufer ein Dutzend elender Hütten, kaum groß genug zum Ausspannen der bewußten drei Schnüre, sich erheben.

Diese jeder regelmäßigen Arbeit durchaus abgeneigten, hauptsächlich vom Fisch- und Schildkrötenfang, zu welch letzterem sie zu gewissen Jahreszeiten die Sandbänke des obern Laufes besuchen, sich ernährenden Müras gehören ohne Zweifel unter die in starkem Abnehmen begriffenen Stämme, und keine 150 Jahre wird es mehr dauern, bis die letzten Reste desselben so viel wie gänzlich verschwunden sein werden. Sehr erheblich wird übrigens durch das Aussterben eines so wenig für die neuen Verhältnisse passenden, trotzig unbeugsamen Elementes der Verlust für die Allgemeinheit keineswegs sein.

Unterhalb der obenerwähnten Ansiedelung, gegen Borba und der Mündung des Madeira zu, hat die Uferbevölkerung denselben gemischten Charakter wie am Amazonas. Mestizen aller Grade und Schattirungen, hie und da ein Mulatte oder Zambo, bilden die Insassen der leichten von Cacao-Wäldchen und Mandioc-Pflanzungen umgebenen Hütten. — Alle Uferbewohner dieser untern Region sind des Portugiesischen so weit mächtig, als die Befriedigung ihrer geringen Bedürfnisse es erheischt und ihre sonstige Bildung ermöglicht, und bald werden auch hier die wenigen Ueberbleibsel indianischen Wesens durch den Alles nivellirenden Einfluß des Handels und Verkehrs vollständig verwischt sein.

Von den oben angeführten Mundrucús, einst einer der größten und streitbarsten Stämme, dessen Hauptwohnsitze allerdings am untern Tapajoz und Mauhés sich befinden, sieht man am untern Madeira nur wenige halbverkommene, aus 3—4 Hütten bestehende Niederlassungen. — Und gerade dieser Stamm, der dadurch, daß er den, nach langem hartnäckig geführtem Kampfe, mit den Portugiesen zu Ende des vorigen Jahrhunderts eingegangenen Frieden unter allen Umständen, selbst zur Zeit der für die Weißen so schrecklichen Revolution der Cabános, stets getreulich hielt, unzweideutige Beweise von Anhänglichkeit an dieselben gegeben, wäre es gewesen, der bei größerer Aufmerksamkeit von Seiten der Regierung, durch materielle Unterstützung bei einigen der einheimischen Industriezweige, wie die Zubereitung des Guaraná, des Pará-Tabaks, prachtvollen Federschmuckes und schöner Matten, sicherlich eine Zukunft gehabt hätte. — In Mauhés sollen sich übrigens, wie gesagt, noch eine größere Zahl derselben befinden und von diesem Orte stammten auch einige Prachtexemplare von blauschwarz tättowirten Häuptlingen, die ich in den Straßen von Manáos in jener Zeit zu sehen bekam. — Leider war diese etwas derbe Tättowirung des Gesichtes der einzige Rest nationaler Eigenthümlichkeit in ihrer ganzen Tracht, indem dieselbe außerdem in — horribile dictu! — einem farbigen Hemde, schwarzen Beinkleidern, Rock und einem hohen Cylinder bestund. Der Eindruck der ganzen Erscheinung wurde dadurch zu einem so eigenthümlich komischen und wilden, wie uns Aehnliches noch nicht vorgekommen war. — Ueberhaupt gibt es ganz im Allgemeinen gesprochen nichts Auffallenderes und Lächerlicheres, als einen Farbigen, Neger, Mulatten, Zambo oder Mestizen, in einem nach seiner Ansicht nach musterhaften, entzückend schönen Sonntagsstaate europäischen Schnittes.

Nichts ist graciöser und in seiner Art vollkommener, als eine hübsche Mulattin oder Negerin vom Stamme der Mina mit ihrem reich mit gestickten Einsätzen und breiten, schweren Spitzen verzierten Hemde, dessen blendende Weiße [1] durch die sammtartige dunkle Haut noch mehr gehoben wird, während der grellfarbige, unten ausgezackte kurze Rock, sowie das mit unnachahmlichem Geschick als Turban geschlungene weiße, gelbe oder meergrüne Kopftuch, öfters ein ächter Caschmir, nebst dem nachlässig um die Hüfte geschlungenen oder über die Schultern hängenden blau, roth, weiß und schwarz gestreiften Panno da Costa, dem Ganzen jenen farbenprächtigen und dennoch unendlich harmonischen Anstrich verleiht, der die meisten dieser Nationalcostüme im Gegensatze zu unsern langweiligen schwarzgraubraunen Miß- und Modefarben charakterisirt. Ein werthvoller, oft höchst interessanter Schmuck, dessen gediegenes Edelmetall nie einen Pforzheimer Schmelztiegel gesehen, vollendet die Erscheinung.

Sieht man alsdann dasselbe Wesen, das in der Zwischenzeit bei einer vornehmen Familie als Amme oder Zofe eingetreten ist, in europäischem Costüm, etwa in schwarzseidenen, enganliegenden Kleidern, das unschöne Wollhaar, wie die Stutzbäume unserer Zopfgärten, auf die künstlichste Weise mit Kamm und Scheere in modische Chignonformen

[1] Nirgends wird schöner gewaschen als in Rio de Janeiro, nirgends aber wird auch die Wäsche schneller abgenützt und zerstört, sei es durch ein tolles Schlagen der einzelnen Stücke gegen eigens dazu bestimmte Granitplatten, sei es durch das anhaltende Braten derselben unter den glühenden Strahlen der Tropensonne.

gezwungen, in unbequemen Stiefelchen, statt der reich gestickten, am nackten Fuß getragenen Slippers, mit bleichgoldnen Ohrringen und einer formlosen Busennadel, statt feuriger Korallen und schwerer Goldfiligrane behängt, so ist — der Anstand gewahrt und — das lächerlichste Scheusal fertig.

Ganz ähnlich verhält es sich im Allgemeinen mit allen Naturvölkern, ja sogar mit unsern eigenen Landleuten, und um so mehr mit urwüchsigen Indianern: nur das Aechte, Styl- und Charaktervolle ist schön, alle Halbheiten sind häßlich.

Am Madeira also spielen die Mundrucús keine große Rolle; sie hatten jene Regionen wohl schon lange vor den Conquista, einem andern mächtigen Stamme überlassen, von welchen allerdings heute nicht mehr so viel die Rede ist, wie früher.

Auf dieser ganzen Strecke des untern Laufes hausten nämlich die kriegerischen Araras, welche noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die ehemalige Mission Araretáma, das heutige Borba, ernstlich beunruhigten. Heute jedoch haben sich dieselben vollständig in die Wälder auf dem rechten Madeira-Ufer zurückgezogen und kaum hört man noch dann und wann von einem plötzlichen, stets vorübergehenden Erscheinen derselben an den Ufern des Hauptstromes.

In die kleineren Seitenthäler weiter einzudringen wagt jedoch keiner der dortigen Ansiedler, denn noch lebt unter denselben ein heilsamer Respekt vor den gewaltigen Bogen und langen Rohrpfeilen der früheren Herren des Landes. Die Hütten friedlicher Cautschuksammler, welche da und dort aus dem frischen Grün einer Bananenpflanzung herausschauen, geben weiterhin auf viele Tagereisen die tröstliche Versicherung, daß keine wilden Stämme sich in der Nähe der Ufer aufhalten, bis man weiter oberhalb in das Gebiet der übel berüchtigten Parentintins gelangt.

Es sind dies raub- und mordlustige Horden, welche die Ufer des Madeira oberhalb Crato heute noch beunruhigen, und auf deren Territorium noch die ausgiebigsten Cautschukwälder angetroffen werden, da, aus Furcht vor jenen Anthropophagen, bis jetzt Niemand diese Goldgrube auszubeuten gewagt hat.

So wenig jedoch bekommt für gewöhnlich der Reisende von diesen gefährlichen Nachbarn, den Araras sowohl, als den Parentintins zu Gesichte, daß er, wenn nicht ein durch eines der Seitenwasser herabgetriebenes Rindencanot der ersteren, sowie die gänzliche Abwesenheit aller Niederlassungen auf dem Gebiete der letzteren, die augenscheinlichsten Beweise von deren Existenz lieferten, geneigt sein dürfte, die Erzählungen der Cautschuksammler für eine Fabel zu halten.

Noch aber sind bei Crato (der auf den geographischen Karten irrigerweise als Städtchen bezeichneten, in Wahrheit nur aus einem einzigen Hause und ein paar Hütten bestehenden Niederlassung) die feuergeschwärzten Eckpfosten einer Seringueiro-Wohnung zu sehen, deren früherer Eigenthümer sammt seiner Familie vor wenig Jahren von den Parentintins ermordet und aufgefressen wurde.[1]

Da in solchen Fällen von Seiten der brasilianischen Regierung, deren Prinzip, im Gegensatz zu der Feuer- und Schwert-Politik der Portugiesen, möglichste Schonung der Eingebornen ist, durchaus Nichts gethan wird, so müssen die wenigen schutzlosen Ansiedler den Platz räumen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollten, über kurz oder lang das Schicksal ihrer Nachbarn zu theilen.

---

[1] Während diese Zeilen sich unter der Presse befinden, erfahre ich aus London durch den Präsidenten der Madeira & Mamoré Railway Comp., daß sowohl die kleine Abtheilung von Engländern, welche in St. Antonio mit der Ausführung der Eisenbahn begonnen hat, als auch ein etwas weiter stromaufwärts vorgeschobener Posten, bestehend aus einigen Moxosindianern unter der Leitung eines Ingenieurs, von den Parentintins angegriffen und in beiden Fällen ein Moxos tödtlich getroffen wurde. Da bei dem mit Blitzesschnelle ausgeführten Ueberfalle in St. Antonio nicht ein einziger Schuß auf die Angreifer abgefeuert wurde, und sie überhaupt beide Male völlig straflos ausgingen, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sie in Bälde wiederkehren und den Stand der kleinen Arbeitercolonie in St. Antonio zu einem sehr wenig gemüthlichen machen werden. — Die Anwerbung einer größern Zahl von Arbeitern, besonders von Europäern, etwa 1500—2000, in Verbindung mit ebenso vielen Moxosindianern aus Bolivien, die mit Leichtigkeit zu erlangen wären, würde aber nicht nur den Anforderungen einer vernünftigen und ehrlichen Politik hinsichtlich der energischen Aufnahme der contrahirten Arbeiten entsprechen, sondern auch mit einem Male die von Seite der Indianer drohende Gefahr vollständig heben, indem die wenig zahlreichen Horden derselben gegenüber einer derartigen Einwanderung ohne Zweifel den Platz räumen müßten. Die Public Works Construction Comp. in London jedoch, welche von der Madeira & Mamoré Railway Comp. die Herstellung der Bahn um eine runde und zwar allzu geringe Summe (600,000 Lstr.) übernommen hat (trotzdem wir in unsern officiellen Berichten, die der Public Works Construction Comp. doch zur Einsicht vorliegen mußten, die Kosten auf 800,000 Lstr. berechnet hatten) und nun zur Einsicht gekommen ist, daß sie zum wenigsten 200,000 Lstr. daran verlieren werde, betreibt, in der Hoffnung durch eine übertriebene, der Wahrheit wenig entsprechende Schilderung der „ungeheuern, durch menschliche Kraft nicht zu bewältigenden Schwierigkeiten" von ihren Verpflichtungen entbunden zu werden, die Arbeiten mit derartiger Lässigkeit, daß die Bahn noch nicht in 10 Jahren fertig sein würde, wenn von Seiten der Madeira & Mamoré Railway Comp. keine energischen Maßregeln ergriffen werden.

Das einzige Mittel aus diesem Dilemma herauszukommen, d. h. humane Grundsätze bezüglich der Behandlung der Indianer mit einem durch die Rücksichten auf die Entwickelung des Landes gebotenen kräftigen Schutze der Ansiedler zu vereinen, ist die Gründung von Indianer-Colonien, Aldeamentos oder Missionen unter den Eingebornen selbst. Diese Gigantenarbeit ist jedoch bekanntlich nur den Jesuiten, und auch diesen nur unter besonders günstigen Umständen gelungen.[1]

Unter der energischen Führung jenes, für jeden Culturstaat und speciell für Europa, so unheilbringenden Ordens waren im sechzehnten, hauptsächlich im siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts an verschiedenen Punkten Südamerikas zahlreiche Indianer-Colonien oder Missionen entstanden, deren verkommene Reste, wie wir sehen werden, heute noch unsre Bewunderung erregen. Im Innern pfadloser Urwälder, an den Ufern von kaum dem Namen nach gekannten, mit Schnellen, Abstürzen und andern Schifffahrtshindernissen überreich gesegneten Strömen entstunden blühende Niederlassungen, wo der Mais und die Mandioca, die Baumwolle, das Zuckerrohr und der Ilex paraguayensis eifrig cultivirt, Viehzucht betrieben, kurz alle Keime zu einer künftigen großartigen Entfaltung des Ackerbaues und nationalen Gedeihens gelegt worden waren. — Die materiellen Schwierigkeiten jedoch, unter welchen die Jesuiten solche Resultate erzielten, waren sicherlich viel größer als die, welche die Regierungen jener Länder bei Realisirung ähnlicher Bestrebungen heutzutage zu überwinden haben würden.

---

[1] Die jetzige Katechese dos Indios, wie die Brasilianer es nennen, liefert, meistens unter der Leitung von Capuzinermönchen, abgedankten Schreibern und Polizeilieutenants, alten Schulmeistern &c., nur sehr klägliche Resultate und mag allerdings dazu beitragen, die Regierung zu entmuthigen. — Hier sei nur folgende verbürgte Begebenheit angeführt: Am Rio Negro oberhalb Manaos fand man vor 6—7 Jahren die Bewohner einer Hütte von wilden Indianern ermordet. Da den Opfern die Tibia herausgenommen war, welche von einem jener Stämme zur Anfertigung von Flöten benützt wird, so blieb kein Zweifel über die Identität der Mörder. Auf vieles Drängen der dortigen Bewohner entschloß sich die Regierung einen Missionär zu schicken und setzte sich zu diesem Ende mit dem Präfekten oder Vorstande des Capuzinerhospizes in Rio de Janeiro in's Einvernehmen, der auch bereitwilligst einen seiner Untergebenen zur Verfügung stellte. — In Manaos angelangt versah sich dieser nicht nur mit einer großen Menge von Geschenken für die Söhne der Wildniß, wie Glasperlen, Messer, Scheeren, Spiegel &c. (auf Kosten der Regierung), sondern verlangte auch eine bewaffnete Begleitung von 20 Mann mit einem Unteroffizier. Obgleich das Verlangen einer so starken Escorte schon einigermaßen verdächtig erscheinen mußte, so gewährte man ihm dieselbe dennoch, und der neue Heidenapostel und angehende Märtyrer zog, gestützt auf sein Mandat und seine Bayonette, nach dem Schauplatz der Greuelthat. Dort hatte sich seit dem Ueberfall nichts gerührt; düster starrten die halbverkohlten Eckpfosten, die das leichte Palmdach getragen, in der kleinen Lichtung gen Himmel; rings um die verwüstete Mandioca-Pflanzung lautloser, dichtgeschlossener Urwald ohne irgend welche Spur von Freund oder Feind. — Man muß die ganze erdrückende Einsamkeit, die düstere Melancholie eines solchen verlassenen Plätzchens schon gefühlt haben, um zu begreifen, daß dem guten Frater bei dessen Anblick allerlei Gedanken über die Kühnheit seines Unternehmens aufsteigen mochten und er, während er mit einer gewissen Sehnsucht seiner stillen Klosterzelle gedachte, prüfend nach seinen Schienbeinknochen griff, um sich zu überzeugen, daß sie noch fest an ihrer Stelle saßen. — Aber der Kopf eines italienischen Mönchs ist erfinderisch, und wozu hätte er denn auch schon im heimathlichen Kloster bei Genua die verschiedenen Lagen, in welche ein moderner Missionär in den wilden oder halbwilden Gegenden der alten und neuen Welt kommen kann, durchgesprochen und z. B. den Bau der leichten Hütte aus Buschwerk, deren Zeichnung sich in seinem Vademecum befindet, wenigstens theoretisch studirt? — Auch hatte er ja noch zwanzig kräftige, wohlbewaffnete Neger und Mulatten sammt dem Unteroffizier unter seinen Befehlen, und diese entschloß er sich nun so gut als möglich zu verwerthen, für sich selbst nur den eigentlichen supremen Moment, etwa die Taufe des Häuptlings und dessen ganzer Familie, vorbehaltend.

Der Unteroffizier wurde also beordert mit 6 Mann im Canot einen kleinen Seitenstrom des Rio Negro hinaufzufahren, an dessen Ufern allen Anzeichen nach die Rothhäute weilten, und dort als einleitende Maßregel Einiges von den mitgebrachten Geschenken umherzustreuen. Der Cabo, welcher ohne Zweifel mehr von der ganzen Sache verstund wie der zaghafte Capuziner, entledigte sich seines Auftrages in glänzender Weise, indem es seinem Scharfblicke gelang, einen schmalen zum Ufer führenden Indianerpfad zu entdecken, an dessen Ausgang er die Perlenschnüre, Spiegel, Scheeren, Messer &c. ringsum an die Büsche hing. — Es muß ausgesehen haben wie eine Christbescheerung und blinkte ohne Zweifel höchst verführerisch in den Augen derer, für welche es bestimmt war. — Die Antwort sollte sich der Cabo des folgenden Tages holen und bekam sie auch in Gestalt eines schwirrenden Pfeilhagels, als er wieder mit seinen 6 Mann im Canot lautlos über die dunkle Wasserfläche dahin glitt, und zwar aus denselben Büschen, an welche er des Tags zuvor seine Geschenke aufgehangen. — Glücklicherweise waren die undankbaren Wegelagerer etwas zu hastig gewesen und Niemand wurde verletzt, und da nun Alle über Bord sprangen und das Canot wie eine Art von Schild benützend langsam stromab trieben, bis sie außer Schußweite waren, so hatte der in sicherer Ferne ungeduldig harrende Capuziner nicht einmal die Genugthuung, eine Pfeilschußwunde verbinden zu können und mußte sich mit den da und dort im Bord des Fahrzeuges steckenden Geschossen als corpus delicti begnügen. — Nun war aber seine Weisheit zu Ende und nichts Klügeres fand er zu thun, als nach einer mehr oder weniger ausgeschmückten Erzählung des Vorgefallenen von dem Präsidenten der Provinz weitere hundert Soldaten zur Ergreifung energischerer Maßregeln zu verlangen, worauf ihm selbstverständlich die Antwort wurde, daß die Regierung keineswegs die Absicht habe, einen Feldzug gegen diese Indianer zu eröffnen, und daß man, sogar wenn dies etwa der Fall sein sollte, sicherlich nicht Sua Reverendissima mit der Leitung militärischer Operationen belästigen würde. Der Streiter der Kirche, der vielleicht auf diesem Felde mehr Talent entwickelt haben würde als auf dem friedlichen Katechese, kehrte gekränkt in sein Kloster zurück. Die Mestizenbevölkerung des Rio Negro aber, welche etwas auf ihre Tibia hält, schießt nach wie vor auf jeden wilden Indianer, der ihr in den Weg kommt, und Alles bleibt beim Alten, d. h. beim Schlimmsten.

Stolze Dampfer durcheilen nun jene Riesenströme im zehnten Theile der Zeit, die das langsam gehende Canot früher bedurfte, und der Reisende kann wenigstens die Grenze jener abgelegenen Regionen und damit das Feld seiner Thätigkeit frisch und ungeschwächt erreichen, während ihm dies früher nicht möglich war.

Durch die Arbeiten fleißiger Forscher sind wir mit der Sprache, den Sitten und Gewohnheiten der meisten Indianerstämme wenigstens einigermaßen vertraut geworden; wir wissen ungefähr, was uns da erwartet, und wenn eine solche Gewißheit auch nicht immer sehr tröstlich ist, so ersparen wir uns doch Enttäuschungen, und können uns einigermaßen vorbereiten.

Behalten wir uns jedoch eingehendere Betrachtungen über dieses interessante Thema für später vor, und kehren wir jetzt zur Beschreibung der Indianerstämme an den Ufern des Madeira zurück.

Sehr verschieden von diesen dann und wann, wie ein Unwetter aus dem Dunkel der Wälder hervorbrechenden Unholden, den oben genannten Parentintins und Araras, sind die noch weiter oberhalb in der Region der Wasserfälle



Rindencanot der Araras-Indianer.

wohnenden Caripunas, welche zwar auch nicht im Geruche der Heiligkeit stehen, sich aber doch, wie wir sehen werden, unter Umständen zu freundlichem Verkehr herbeilassen, wenn auch hierbei von Seiten des Reisenden immerhin einige Vorsicht geboten sein dürfte.

In den folgenden Zeilen gebe ich nach den Aufzeichnungen meines Tagebuchs die Einzelnheiten unsres ersten Zusammentreffens mit den Caripunas, und wenn auch die Zahl unsrer Ruderer, 80 Mann, einigen Einfluß auf ihr Benehmen gehabt haben mag, so ist doch zu bemerken, daß, da sie die geringe Wehrfähigkeit und Zuverlässigkeit der Indianer aus den bolivianischen Missionen recht gut kennen, in dieser Hinsicht eigentlich nur die Feuerwaffen führenden Weißen von Bedeutung sein konnten, und dieser waren es bei unsrer Expedition nicht mehr als 6 Mann. — Als wir die größere glatte Flußstrecke unterhalb der starken Schnelle von Caldeirão do Inferno durchfuhren, erblickten wir eines Morgens hart an dem gegenüber liegenden Ufer, halb versteckt unter dem überhängenden Buschwerk, drei von Indianern bemannte Rindencanots. Ehe wir noch Zeit hatten irgend welchen Entschluß zu fassen, lenkte eines derselben in den Strom heraus, und hielt direkt auf uns zu.

Das leichte Fahrzeug war geführt von zwei Indianern und einer stark beleibten Indianerin, alle vollkommen nackt, bis auf eine kleine Schürze der letzteren.

Es waren im Allgemeinen gut gebaute, kräftige Gestalten von mittlerer Größe, denen das lang herabhängende, bei einem der Männer in einen mächtigen Zopf zusammengewickelte, schwarze Haar, die durch die Ohrläppchen gesteckten, stark gekrümmten Nagezähne des Wasserschweines oder Capivaras,[1] sowie besonders ein Büschelchen rother Tucanfedern, das von Männern wie Frauen in der durchbohrten Nasenscheidewand getragen wird, etwas selbst für uns, die wir doch die braunen Söhne des Waldes schon anderweitig gesehen hatten, außergewöhnlich Fremdartiges und Wildes gaben.[2]

Waffen trugen sie keine bei sich, und dieser Umstand, sowie daß sie eine ihrer Frauen mit in das Fahrzeug genommen hatten, verbürgte uns ihre freundlichen Absichten.

Neugierig und doch wieder scheu blickten unsre eignen Moxos-Indianer, die in ihren breitrandigen Strohhüten und decenten Rindenhemden im Vergleiche zu ihren wilden Brüdern philiströs anständig aussahen, auf die leichte Nußschaale, die sich soeben unter den letzten Ruderschlägen des freundlich grinsenden Steuermannes hart neben unsre plumpen Barcassen legte.

»No christianos!!« raunte mir mein bigotter Capitano und Steuermann Remigio zu, bei welchem die in der ehemaligen Mission Trinidad empfangenen Lehren einen nur allzu fruchtbaren Boden gefunden hatten, gleichsam als letztern, wenn auch fruchtlosen Protest gegen jeden Intercurs mit seinen ungetauften wilden Vettern.

Nichts Schlimmeres wußte er, dessen Vorfahren vor kaum 180 Jahren noch gerade so wild ausgesehen, denselben nachzusagen, als daß sie „no christianos" seien, da doch sein Christenthum, auf welches er sich so viel zu gute that, sicherlich auch jetzt noch sich auf das Anhören der Messe, das Tragen des Rosenkranzes und das Absingen endloser Litaneien beschränkte.

Die „no christianos" schienen sich übrigens, da sie sahen, daß sie von den weißen Herrn freundlich empfangen wurden, um die scheuen Blicke der halbcivilisirten Stammverwandten nicht im Geringsten zu bekümmern, und der Steuermann, ein lebhafter Bursche von 25—30 Jahren, sprang alsbald in unser Fahrzeug herüber und setzte sich so ungezwungen zu uns, als sei er ein alter Bekannter.

Raschen Blickes jedoch überflog er Alles rings um ihn herum, wobei ihn besonders die unter der Palmblattüberdachung der Böte hängenden Waffen, die Flinten, Hirschfänger und Waldmesser zu interessiren schienen, und ich bin überzeugt, daß der Bericht, welchen er in der Folge seinem Häuptlinge hinsichtlich unsrer Wehrkraft erstattete, in seiner Art Nichts zu wünschen übrig ließ.

Leider war unsre, beinahe nur durch Zeichen geführte, Unterhaltung nothgedrungen eine sehr beschränkte, und wenn „Falkenauge" oder „Adlerklaue",[3] oder wie er sonst heißen möchte, auch gnädigst geruhte ein Taschenmesser, sowie einen kleinen Spiegel und eine Schnur weißer Glasperlen anzunehmen, von welchen er schon eine derartige Anzahl um den Hals trug, daß die regelmäßig geschlungenen Reihen ihm auf der Brust eine Art von Perlenpanzer bildeten, so war doch von ihm Nichts weiter zu erfahren, als daß es „bei ihm zu Hause" sehr viel süße Macacheira, d. h. Mandiocwurzeln gebe, was wir für eine Art von Einladung nehmen zu dürfen glaubten.

Was unsere Moxos-Indianer anbelangt, so nahmen sie, selbst unser allerchristlichster Steuermann Ramigio mit inbegriffen, sei es nun in Folge der verlockenden Aussicht auf den Genuß der immer willkommenen, und zu jener Zeit

[1] Hydrochoerus Capivara; von der Größe unsres zahmen Schweines, jedoch ein Nagethier und in der Gestalt den sogenannten Meerschweinchen sehr ähnlich, findet sich in zahllosen Rudeln an den Ufern von nahezu allen südamerikanischen Flüssen.

[2] Caripunas-Indiani penem ad praeputium linis ligatum et sursum tractum destinatumque ad lineam ventri circumdatam ita gestant, ut perpendiculari ratione erigatur.

Miri istius moris quae sit vera causa, non satis compertum habemus; Moxos Indianos tamen, qui pertinent ad Missiones juxta Mamoré fluvium, novimus praeputium eodem modo praeligare: scilicet quum fistulae urinalis os velant, prorsus satisfecisse se pudicitiae legibus credentes.

[3] Bei den kriegerischen Corvados des Südens sind derartige, meist der Raubvögelwelt entnommene, an die der Rothhäute Nordamerikas erinnernde Namen die gebräuchlichsten, während die sanfteren Guaranis sich nach Waldfrüchten, Gestirnen &c. benennen.

von uns Allen schon seit lange entbehrten Wurzel oder des vertrauenerweckenden Benehmens der Caripunas überhaupt, den Befehl, dem lustig voran tanzenden Rindencanot zu folgen, mit besserer Miene auf, als sich hätte erwarten lassen.

Als wir in die Nähe des jenseitigen Ufers gelangten, sahen wir unter dem schattigen Dach orchideenbedeckter Waldriesen, zwischen welchen fächerartige Strelitzias und prächtige Palmen ihre stolzen Wedel entfalteten, den ganzen Stamm, wohl über 60 Krieger und eben so viele Frauen und Kinder, unsrer harren. Zuvorderst stund der Häuptling, ein kräftiger untersetzter Mann, von etwa 50 Jahren, einen langen Bogen und 2 oder 3 Pfeile in der Hand, das braune, von dem langen Haupthaar umflatterte Antlitz rings um den breiten Mund mit schwarzblauer Farbe bemalt, wodurch seine ohnehin nicht liebliche Erscheinung zu einer wahrhaft scheußlichen wurde.

Außer dem obligaten Brustpanzer aus Glasperlen, trug auch er denselben Schmuck in Ohr und Nase, wie die andern und außerdem noch ein prächtiges Diadem gelbrother Tucanfedern.

Er schien wohl in Folge des Berichtes, welchen sein Abgesandter, der in seinem leichten Fahrzeug etwas vor uns angelangt war, sehr huldvoll gegen uns gestimmt, und winkte uns zu, näher zu kommen. Wir stiegen aus und folgten ohne Zögern, umringt von dem ganzen Stamm, einigen ernst und gravitätisch blickenden Alten, den jungen Kriegern und einem Schwarm lachender, schwatzender Frauen und Kinder, dem voranschreitenden Häuptling auf einem nicht sehr breiten, äußerst rein gehaltenen Pfade zwischen himmelanstrebenden Säulenstämmen, inmitten einer von Palmen der verschiedensten Arten, üppigen Schlinggewächsen, blüthenbeladenen Orchideen und Bromelien strotzenden, geradezu paradiesischen Vegetation.

Blitzende Sonnenstrahlen, welche da und dort die stolzen Baumkronen durchbrachen, ließen hier einen bunten Federschmuck, dort die breiten Ringe weißer Glasperlen auf der braunen Haut unsrer neuen Freunde in warmen Reflexen glänzend hervortreten, während weiterhin der andern dunkle Gruppen sich von dem glänzend grünen Laubwerk des Unterholzes als scharfgeschnittene Silhouetten abhoben.

Unsre eignen, nicht allzu heldenmäßig dreinsehenden Myrmidonen, deren lange Reihe sich im geheimnißvollen Dunkel des Urwaldes verlor, bildeten den Schluß des Zugs und des in seiner Art einzigen, wunderbaren Bildes.

In einer Entfernung von etwas mehr als tausend Schritten vom Ufer traten wir auf eine kleine Lichtung heraus, in deren Mitte sich die Hütten, drei sehr große, an den Seiten geschlossene, und eine kleinere, ringsum offene, befanden.

Die größeren, deren schon vom Boden an dachförmig zulaufende Wände in vollkommenster zierlichster Weise dicht mit Palmenblättern eingedeckt waren, dienten augenscheinlich als Wohnung, während die kleinere, offene, von hölzernen Pfosten getragene, eine Art Versammlungsort für die Männer zu sein schien.

Hier war es auch, wo wir in den ausgespannten, eben nicht allzu reinlichen Hängematten sitzend, unsre Geschenke, bestehend in Messern, Scheeren, Angelhaken, Glasperlen, rothen baumwollenen Taschentüchern u. s. w. austheilten, und in der Folge, außer einer Quantität ausgezeichneter Macacheira und einigen schönen Maiskolben noch ein halbes Dutzend langer Bögen und ein Bündel mächtiger Rohrpfeile einzutauschen vermochten. [1] — Ein sehr großes Verlangen nach den Produkten unsrer Industrie bezeigten sie gerade nicht, wie andere, in der Civilisation etwas weiter vorgeschrittene Indianerstämme, z. B. die Tapuyos des Amazonenstromes und die Moxos in Bolivien es thun, denn noch hatten sie nicht genug Eisen in Händen gehabt, um dieses nützliche Metall in seiner tausendfältigen Verwendung schätzen zu lernen, und noch schien ihnen die Pfeilspitze aus Bambus oder hartem Holze, der geschärfte Rand einer Flußmuschel [2]

[1] Das Eintauschen einer der kleinen, zierlich gewebten, mit Tucanfedern geschmackvoll verzierten Frauenschürzen erschien etwas schwieriger, doch gelang es einem unsrer Begleiter, eine solche für uns zu erlangen. — Die braune Schöne, welche nach abgemachtem Handel mit einem geschickt angebrachten Heliconienblatte erschien, blickte trotz aller paradiesischen Sitteneinfalt doch etwas verschämt zu Boden.

[2] Die Caripunas-Indianerinnen gebären vor dem ganzen versammelten Stamme, und zwar ohne daß ihnen Jemand den geringsten Beistand leistete, indem sie, an einer horizontal aufgehängten Stange sich haltend, unter Krümmen und Wenden das Kind langsam auf eine Lage Asche zu Boden gleiten lassen und die Nabelschnur eigenhändig mit einer bereit gehaltenen Muschel mit geschärftem Rande abschneiden. — Bei den Cayowas, einem Guaranystamme des Südens, bringen die Frauen ihre Kinder zwar auch ohne weitere Beihülfe zur Welt, jedoch im Walde und abseits von den Hütten. — Das Eigenthümlichste bei diesem Stamme ist jedoch, daß, nachdem die Frau ihr Neugeborenes in die Hütte gebracht hat, der Mann sich 8 Tage lang in die Hängematte legt und thut als sei er der pflegebedürftige Kranke. Auf etwaige Vorstellungen oder Neckereien von Seiten der Weißen antworten sie mit souveräner Verachtung, und

ebenso wirksam, als eine Messerklinge,[1] und wenn sie unsre glänzend polirten Stahlwaaren anzunehmen geruhten, so war es mehr eine Art von Neugier, die sie dazu vermochte, als daß sie deren Zweckdienlichkeit vollkommen zu würdigen im Stande gewesen wären. Etwas anderes war es mit den Glasperlen, die, da sie ganz allgemein getragen werden, bei all diesen Stämmen eine wirkliche Scheidemünze, eine Art von Kauri bilden, und wonach sie in Folge dessen sehr begierig sind.[2]

Außer den erwähnten Hamacs hiengen rings an den Pfosten noch Bogen und Pfeile (die ersteren aus dem dunkeln Holze der Paxiuba-Palme, die letztern aus den Blüthenstengeln des Uba-Rohres), lange, dünne Trommeln zu festlichem Tanze, und zierliche Körbchen aus Palmblättern geflochten, in welchen Federschmuck aufbewahrt wurde.

Eine weitere eigenthümliche Bestimmung des Versammlungshauses wurde uns durch einige muldenförmige Vertiefungen des Bodens verrathen, in deren Mitte glatte Steinplättchen, augenscheinlich als Verschluß einer unterirdischen Höhlung dienend, sichtbar wurden.

Es waren dies, wie wir aus der Aehnlichkeit mit dem in Manaos aufgedeckten alt-indianischen Begräbnißplatze, sowie aus der bekannten Sitte dieser Stämme schließen konnten, die Gräber der Krieger, welche hier in großen Urnen oder Igaçabas beigesetzt waren. Wir zählten deren fünf, und es war leicht zu sehen, daß wenn auch die Nachfolgenden „unter Dach" begraben werden sollten, die Beschränktheit des Raumes in kurzer Zeit einen Neubau und vielmehr einen Umzug erheischen würde, der übrigens bei all diesen hauptsächlich von Jagd und Fischfang lebenden Völkern von Zeit zu Zeit schon aus andern Gründen nothwendig wird.[3]

Der geringen Tiefe der Eingrabung und ungenügender Bedeckung halber muß wohl angenommen werden, daß es nur die von allem Fleische gereinigten Gebeine waren, welche derart beigesetzt wurden, an eine nähere Besichtigung oder gar an ein Ausgraben der Igaçabas war jedoch natürlich nicht zu denken, um so mehr, als ich durch einen charakteristischen Zwischenfall auf die ehrfürchtige Scheu, womit dieses Naturvolk die geringfügigsten Dinge, sobald sie in nähere Beziehung zu ihren Todten treten, zu betrachten pflegt, aufmerksam gemacht wurde.

Ich verlangte nämlich von einem der jüngern Indianer, und zwar in Tausch gegen eine Scheere, ein eigenthümliches, aus einem schmalen, etwa 50 Centimeter langen, dünnen Brettchen bestehendes Instrument, welches, an dem durch dessen Mitte gezogenen Bindfaden geschwungen, einen sausenden Ton geben mußte. Der Junge wandte sich sogleich an einen der ältern Indianer, indem er ihm in einem Tone, der in seiner Erregtheit von der gewohnten Ruhe und Impassibilität auffallend abstach, mein Verlangen vortrug.

Mit sehr ernstem Gesicht, zugleich aber mit einer Art von ruhiger Höflichkeit, die in ihrer Art bewunderungswürdig schien, suchte dieser mir begreiflich zu machen, daß diese Instrumente, deren heulenden Ton er nachahmte, während er zugleich mit feierlichen Schritten die Begräbnißstellen umkreiste, bei ihren Todtenklagen gebraucht würden und aus diesem Grunde keinen Handelsartikel abgeben könnten. Ein derartiger Beweis von Zartgefühl, denn das war es doch wohl, von Seiten eines Indianers aus den Urwäldern des Madeira war mir, ich gestehe es, noch überraschender, als die Art, in welcher er gegeben wurde.[4]

---

nur bei näherer Bekanntschaft und dringenderem Befragen lassen sie sich herab, die Erklärung abzugeben, daß solches zum Wohl des Kindes geschehe, das, risum teneatis, im Falle der Vater keine Diät einhielte, unfehlbar erkranke!!

[1] Die Coroados des Südens verstehen es, alte Messerklingen an die Spitzen ihrer Pfeile äußerst solid zu befestigen und gebrauchen derartig bewehrte Geschosse für die Jagd auf Onzen, Tapire und Wildschweine, zu welchem Zwecke sie in frühern Zeiten Spitzen aus Feuerstein, identisch mit den in den Pfahlbauten gefundenen, mit bewunderungswerther Geschicklichkeit herzustellen vermochten. — Derartige Feuersteinspitzen verschiedener Größe werden noch jetzt an den Orten, wo sich früher Indianerdörfer befanden, von den Regengüssen blos gelegt.

[2] Ehe diese Indianer mit Weißen in Berührung kamen, waren es die Samenkörner gewisser Pflanzen, welche, auf Schnüre gereiht, den Perlenschmuck vertraten.

[3] Die Schonung des Wildstandes oder vielmehr das Aufsuchen wildreicherer Reviere ist übrigens nicht die einzige Ursache des periodischen Aufgebens der leichtgebauten Hütten: die Coroados brennen sie alle paar Jahre des Ungeziefers halber nieder, um sich öfters ganz in der Nähe eine neue zu bauen.

[4] Eine ähnliche Scene hatte ich übrigens schon in der Provinz Parana, in dem Aldeamento von St. Ignacio, an dem Ufer des Paranapanema erlebt, wo der alte Cayowahäuptling Pahy uns beim Abschiede einen mit Tucanfedern schön verzierten Bogen überreichte, und als ich ihm dafür gedankt und als Anerkennung seines Geschenkes zu gleicher Zeit mit möglichst ernsthaftem Gesichte versichert hatte, daß ich denselben sowohl zur Jagd, wie zum Kriege benützen und seiner dabei stets gedenken würde, mir den Bogen mit





ERSTES ZUSAMMENTREFFEN MIT CARIPUNAS-INDIANERN.

Denselben jungen Caripuna vermochte ich, wenngleich nur mit einer gewissen Schwierigkeit und einem großen Aufwand an Mimik auf einige Minuten verhältnißmäßig still in einer der Hängematten zu sitzen, um mich sein Profil aufzeichnen zu lassen.

Es schien mir jedoch keineswegs abergläubische Furcht der Grund seines Zögerns zu sein, wie dies bei halbcivilisirten Menschen, für die der Zeichenstift oder gar der photographische Apparat etwas Unheimliches hat, der Fall zu sein pflegt (derart, daß es in Manaos zum Theil schwieriger war, die portugiesisch sprechenden Tapuyos zum Sitzen zu bringen, als hier am Madeira die Caripunas), — sondern die Sache war ihm eben einfach langweilig.

Doch es kam die Stunde der Trennung; so interessant es für uns gewesen wäre, längere Zeit bei diesen Naturkindern zu verweilen, ihre Sitten und Gebräuche zu studiren und womöglich ein Vocabularium ihrer Sprache



Porträt eines jungen Caripuna-Indianers.

aufzustellen, so durften wir doch nicht den Hauptzweck der Reise darüber außer Auge lassen, hinsichtlich dessen Erreichung uns die vorgerückte Jahreszeit allerdings zur Eile mahnte.

Eine große Menge der schönsten Mandiocawurzeln, sowie schwere Büschel prachtvoller, gelber und rother Maiskolben wurden von den Frauen in Tragkörben, deren breites, aus glänzend braunem Baste bestehendes Band

dem Ausdrucke des Schreckens wieder entriß und nun, indem er mit gehobenem Kopfe in feierlichster Weise, gleichsam auf hohem Kothurn, das corpus delicti wie ein Scepter handhabend und in getragenen Tönen eine schauerliche Weise singend, uns in weitem Bogen umkreiste. Und nicht eher beruhigte er sich, als bis ich ihm theils durch sein merkwürdiges Gebahren, theils durch seine in gebrochenem Portugiesisch gegebenen Erläuterungen, wie: Caça não! — Guerra não! — Amigo! Santo! — aufgeklärt, die wiederholte Versicherung gegeben, daß ich diesen Bogen als ein Andenken an meine braunen Freunde stets „heilig" halten und niemals, weder bei der Jagd noch im Kriege, entweihen würde, ein Versprechen, welchem ich, wie ich mit gutem Gewissen versichern kann, wenigstens was den letzteren Theil anbelangt, bis heute getreulich nachgekommen bin. — Aber welch empfindliches Zartgefühl wird uns bei diesem schweigsamen, sogenannten wilden Volke durch solche Zwischenfälle enthüllt!! — Der Gedanke, daß ich einen Bogen, den er mir als Zeichen seiner Freundschaft überreicht hatte, und der damit eine höhere allegorische Bedeutung gewonnen, durch Jagd- und Kriegsgebrauch profaniren könnte, war ihm so unerträglich, daß er, seinen gewöhnlichen Gleichmuth vergessend, sich zu einer lebhaft bewegten mimischen Darstellung hinreißen ließ.

über die Stirne der Trägerin läuft, während in einem ähnlichen, quer über die Schulter gezogenen, Bande der jüngste Sprößling ruht, nach dem Landungsplatze geschleppt, bis wohin beim endlich erfolgenden Aufbruche der ganze Stamm uns das Geleit gab.

Offenbar schieden wir, als sich unsre Barken unter den ersten Ruderschlägen vom Ufer lösten, als die besten Freunde, und unsrerseits wenigstens mit der Hoffnung, daß derartige Ueberfälle, wie der von unserm alten Jäger berichtete, nicht mehr so leicht sich wiederholen dürften; um so unangenehmer waren wir deßhalb überrascht, als wir nach unsrer Rückkehr in das Amazonasthal vernahmen, derselbe Stamm habe wenige Monde nachher das Fahrzeug eines bolivianischen Händlers überfallen, den Eigenthümer nebst fünf seiner Ruderer getödtet, so daß es seiner Frau nur mit größter Mühe, und nur nachdem sie selbst verwundet worden, gelungen sei, sich mit dem Rest der Ruderer in ein Canot zu werfen und stromab treiben zu lassen, statt ihre Reise stromaufwärts fortzusetzen. Der Ueberfall mußte ohne Zweifel geschehen sein, während die Bolivianer mit dem Ueberlandtransport ihrer Ladung oder der schwierigen Passage der Schnellen des Caldeirão do Inferno beschäftigt gewesen, wo die Mannschaften zerstreut und an eine ernstliche Vertheidigung nicht zu denken war. Zu ergründen, ob eine Provocation von Seiten der Weißen stattgefunden habe oder nicht, ist in solchen Fällen außerordentlich schwierig, wenn nicht unmöglich. [1] Die Ruderer

[1] Ein in der Provinz Paraná im Jahre 1860 zwischen einer Horde von Coroados und den Angestellten in einem Aldeamento von halbcivilisirten Guarany-Indianern vorgefallener, blutiger Zwist ist in dieser Hinsicht zu charakteristisch, als daß ich denselben nicht mittheilen sollte, um so mehr als mir der Vorgang von zweien der Hauptbetheiligten selbst erzählt wurde.

Der Schauplatz war die auf den Ruinen einer ehemaligen Jesuiten-Mission errichtete Indianer-Colonie oder Aldeamento N.sa S.ra do Loreto do Pirapó am Paranapanema, welche unter der Direktion eines pensionirten portugiesischen Majors, dem eine miguelistische Kugel vor 40 Jahren das Bein zerschmettert, gerade nicht sehr prosperirte, als eines Tages ein Trupp von 80 Coroados, Männer, Frauen und Kinder, unter der Führung eines Häuptlings, ganz unerwartet, derselben einen Besuch abstattete. — Außer den Guarany-Indianern, welche mehr als 100 Mann stark ihre Hütten etwas abseits aufgeschlagen und sich bei der ganzen Sache bis zu deren tragischem Schluß ganz passiv verhielten, waren nur 6 Neger, 4 Negerinnen und noch ein weißer Aufseher außer dem Direktor am Platze. — Die Coroados, welche übrigens die besten Absichten zu haben schienen, wurden beschenkt und bewirthet, und nur als nach eingetretener Dunkelheit einige der Coroadenfrauen, welche mit den Negern schon auf ziemlich vertraulichem Fuße zu stehen schienen, die Hand nach deren wollenen Jacken ausstreckten und dieselben nicht mehr herausgeben wollten, kam es zu einem allgemeinen Tumulte, bei welchem, nach der Aussage der Neger, die Indianer zuletzt mit schnell ergriffenen Feuerbränden auf die Andern eindrangen. — Die Zaghaftigkeit des, sich in Betreff der Indianerinnen keineswegs schuldlos fühlenden Direktors, die Unmöglichkeit sich gegenseitig zu verständigen, die tiefe Abneigung, welche im Grunde genommen trotz zeitweiliger Kameradschaft zwischen Negern und Indianern besteht, besonders aber die Feigheit der ersteren, mußten schließlich zur blutigen Krise führen: einer der älteren Schwarzen, der lange Ambrosio, hatte längst seine Flinte in Bereitschaft, und im Augenblicke des höchsten Tumultes hinter einer der Hütten hervortreten und dem Häuptling der Coroados eine Kugel durch den Kopf jagen, war für den Afrikaner das Werk eines Augenblickes. — Einige seiner Freunde hatten, wie es scheint, nur auf ein solches Zeichen gewartet, denn unmittelbar darauf fielen noch 3 weitere Schüsse, wahrscheinlich mit grobem Schrot geladen, mitten in den dicksten Haufen der Indianer. — Die Wirkung war eine zauberhafte: noch hatte sich der Pulverdampf nicht ganz verzogen, als auch die Indianer lautlos wie Gespenster, ihre Verwundeten mit sich schleppend, verschwunden waren. — Nur der todte Cazike war in der Nähe des Wohnhauses liegen geblieben und die verglimmenden Feuer übergossen sein grimmes Antlitz wie die consternirten Gesichter des Direktors und seiner Neger mit röthlichem Schein. — Es war der Katzenjammer nach dem Rausche. — Eines baldigen Angriffs gewärtig verbarricadirte man sich in dem Hause und flüchtete, als die Coroados nicht kamen, des andern Morgens auf die entgegengesetzte Seite des dort über 500 Meter breiten Flusses, nachdem man mit Erstaunen bemerkt, daß der todte Cazike über Nacht unter dem Fenster weggeholt worden war. — Jetzt erst erschienen die Guarany-Indianer des Aldeamento und siedelten gleichfalls nach dem andern Ufer über. Ihre alten Erbfeinde, die Coroados, rückten nun zwar zum Angriff heran, aber erst, nachdem der Direktor mit seinen Negern in mehreren Canots stromaufwärts gegangen war, um sich in Curityba zu verantworten, und es kam zwischen den beiden Indianerstämmen zu einem Scharmützel, bei welchem die Coroados trotz ihrer Tapferkeit durch die zum Theil mit Feuerwaffen versehenen Guaranys geschlagen wurden.

Der Direktor aber wurde nach strenger Untersuchung entlassen, während Ambrosio, der weiße Aufseher, und noch einer der andern Neger viele Monate lang im Gefängnisse zu sitzen hatten.

Für Freunde der vergleichenden Anatomie, und gewissermaßen als Beleg für die Aechtheit eines interessanten Documentes, führe ich hier an, daß ein in Freiburg i. B. in der Schädelsammlung der medicinischen Facultät (Professor Dr. Eggers) befindlicher, an einem Säbelhiebe kenntlicher Schädel einer Indianerin, der von uns mitgebracht wurde, von einer in dem oben angeführten Scharmützel erschlagenen Coroadin stammt.

In den meisten mir bekannt gewordenen Fällen läßt sich jedoch die Ursache des Kampfs und Blutvergießens darauf zurückführen, daß die Indianer durch den weißen Eindringling in dem ruhigen Besitze ihrer Jagdgründe nicht gestört sein oder wenigstens eine Entschädigung für den Verlust erhalten wollten.

Vor etwas mehr als 20 Jahren, als das Gesetz, wonach alle nicht mit gültigen Besitztiteln beanspruchten Ländereien als Regierungseigenthum betrachtet werden, noch nicht in Kraft getreten war, und jeder Estanciero oder Viehzüchter im wenig bekannten Innern der Südprovinzen S. Paulo, Paraná, Sancta Catharina und Rio Grande gierig nach neuen, öfters mitten im Urwald sich

können ohne Vorwissen des Patrons die Indianer durch rücksichtsloses Benehmen, besonders gegen deren Weiber, welche von den meisten, wenn auch nicht allen Stämmen, doch mit eifersüchtigen Augen bewacht werden, gereizt haben, wobei nicht einmal vorausgesetzt werden muß, daß die Nemesis gerade diejenigen erreiche, von welchen die Beleidigung wirklich ausgegangen, denn ganz in derselben Weise, wie die Ansiedler, um sich für einen Ueberfall zu rächen, jede Rothhaut niederschießen, die ihnen zu Gesicht kommt, dreht sich auch der Grimm der Indianer gegen alle Weißen, und oft muß der Unschuldige für den Schuldigen bezahlen. Manchmal sind es nach unsern Begriffen geringfügige Ursachen, welche die Veranlassung zu blutigem Zwiste geben, so z. B. wurde vor wenig Jahren eine brasilianische Grenzbestimmungsexpedition unter dem Befehl des schon genannten Fregattencapitains José da Costa Azevedo auf dem Javary, jenem rechtseitigen Zuflusse des Amazonas oder Solimões, welcher bis zum Parallel von 10° 20' südl. Br. die Grenze gegen Peru bildet, von einer zahlreichen Horde wilder Indianer angegriffen, weil man einige Brücken der letzteren, welche durch gefällte, mit den breiten Kronen gegen einander liegende Stämme gebildet waren, und bei dem in jener Gegend schon schmalen Fahrwasser den Durchgang der Boote hinderlich sein mußten, zerstört hatte.

Die schon auf der Rückehr begriffene Expedition wurde bei der Passage einer Untiefe von großer Uebermacht angefallen, und hatte, da durch das Tags zuvor erfolgte Umschlagen des die Munition führenden Bootes die Zünd=

---

vorfindenden Campos zur Unterbringung seiner wachsenden Heerden suchte, wurde in der Nähe des Passo Fundo am Uruguay ein derartiger werthvoller Fund von einem der dortigen Landeigenthümer gemacht.

Eine herrliche, nur durch einen vielleicht kaum meilenbreiten Waldstreifen von seinen ältern Besitzungen getrennte Prairie von einer solchen Ausdehnung, daß sie Tausende kräftiger Rinder ernähren konnte. — Es war ein kapitaler Fund, und der Estancieiro ließ sich durch den Protest einer Horde von Coroados, die von Zeit zu Zeit nach seiner Wohnung kamen, und mit denen er bisher auf durchaus freundschaftlichem Fuße gelebt, nicht im geringsten abhalten, einen Weg nach dem neuen Campos zu eröffnen und sogleich eine kleine Heerde dahin zu versetzen.

Als die Indianer sahen, daß ihr lange verheimlichter Jagdgrund, der Tummelplatz zahlloser Hirsche und Rehe, ihnen trotz ihrer Proteste in dieser Weise entrissen werden sollte, verlangten sie eine Entschädigungssumme zuerst von 5 und dann von 2 spanischen Unzen, etwa 100—40 Thalern, ohne jedoch mehr zu erhalten, als ein spöttisches Lachen und beleidigende Worte.

Sie versuchten nun zwar einigemal den neugeöffneten Weg nach dem Campo durch gefällte Bäume zu sperren, gaben jedoch, als die sahen, daß die Neger der Estancia das Hinderniß mit weniger Mühe wegräumten, als es ihnen gemacht haben mochte es herzustellen, auch dies auf und ließen sich eine Zeit lang nicht mehr blicken.

Als jedoch die Zeit herankam, die jungen Thiere der neuen Heerden zu markiren, d. h. zu zählen und ihnen das Zeichen der Estancia aufzubrennen, bei welcher Gelegenheit der Estanciero mit seiner ganzen Familie sich noch der neuen Besitzung begab, um in einem dort errichteten einfachen Häuschen ein festliches Mahl einzunehmen, da erschienen auch wieder die Coroados und wurden, trotz der Warnungen von Seiten Einiger der Untergebenen von dem Herrn freundlichst aufgenommen und mit einem Stücke gebratenen Fleisches bedient. — Kaum jedoch hatte der verblendete Mann dem Indianerhäuptling auf dessen Verlangen nach einem Messer, sein eigenes silberbeschlagenes Dolchmesser, das nach dortiger Sitte in seinem Gürtel steckte, überreicht, als dieser Letztere es ihm bis an den Griff in die Brust stieß, worauf wie auf ein gegebenes Zeichen, zu allen Oeffnungen bewaffnete Indianer hereinstürzten und nach kurzem Kampfe 8 Weiße, worunter Frauen und Kinder, niedermachten. Nur ein vierzehnjähriger Knabe, der in dem Getümmel die Thüre zu erreichen und sich auf eines der vor der Thüre stehenden Pferde zu werfen vermochte, entkam glücklich, und brachte die Nachricht nach der Estancia.

In einem alsbald durch die Nachbarn ausgerüsteten Rachezuge, der auf dem Platze des Ueberfalls nur verstümmelte Leichen vorfand, wurden allerdings einige Indianer niedergeschossen, die meisten jedoch entgingen und zogen sich schließlich weiter in die Wälder zurück.

Mit dem geringen Aufwande von zwei Unzen wäre also in diesem Falle das Blutvergießen vermieden, die Urbevölkerung in jener Gegend erhalten und vielleicht allmählig assimilirt worden.

Im Jahre 1862 fiel übrigens wohl der letzte derartiger blutiger Zusammenstöße in jener Gegend, in dem sogenannten Sertão von Guarapuava, d. h. der ungeheuern Waldregion, die sich im Westen dieses kleinen Städtchens bis zum Paraná und weiter ausbreitet, vor. — Ein tollkühner Paulista hatte sich dort trotz aller Abmahnungen mehr als 6 Jahre vor der blutigen Schlußscene des Dramas niedergelassen und verstund es durch eine stete Wachsamkeit und kräftiges Zurückweisen der mehrmals seine Wohnung, wie versuchsweise, beobachtenden Coroados, dieselben in respektvoller Entfernung zu halten. — Als jedoch eines Tages ein größerer Trupp vor der Palissadenwand, die er rings um sein Haus gezogen, erschienen war, Mais begehrte und dann einzudringen suchte, kam es zu Thätlichkeiten, bei welchen ein Indianer von dem Sohne des Hauses niedergeschossen wurde. — Bei dem von Seiten der Indianer unmittelbar darauf unternommenen Sturme wurden aber eine so große Zahl derselben von den durch die Palissaden gegen die Pfeilschüsse gedeckten Weißen zu Boden gestreckt, daß sie schließlich abziehen mußten und auch Jahre lang Nichts mehr von sich hören ließen, wenngleich die selbst während der Arbeit in den Feldern scharfe Wache haltenden Brasilianer da und dort einen ausspähenden Wilden gesehen haben wollten.

Da kaufte ein Schwiegersohn des alten Paulista in der 3 Stunden entfernt liegenden, zu jener Zeit von der Regierung aufgegebenen, Militärcolonie von Chagú den Ertrag einer heranreifenden Maispflanzung und zog, als die Zeit herangerückt war, mit Weib und Kind, nebst einigen seiner Schwäger, im Ganzen 11 Personen, zu deren Einheimsung nach der verlassenen Colonie.

Das war für die Coroados der lang ersehnte Moment! Keiner von Allen kehrte jemals zurück und als man später nachsuchte, fand man nur traurige Reste in und vor einem durch Feuer zerstörten Schuppen.

käpselchen unbrauchbar geworden, einen harten Stand gegen die unter einem Triumphgeheule auf die festsitzenden Fahrzeuge andringende Meute.

Wenn auch ein paar der Angreifer durch die wenigen disponibeln Schüsse zu Boden gestreckt wurden, so erkannten diese doch zu gut ihren Vortheil, um den Kampf so bald aufzugeben, und als die Boote endlich flott wurden, lag der zweite Chef der Expedition, der Lieutenant Soares Pinto tödtlich getroffen in einem derselben, während in einem andern der peruanische Commissär Paz Roldan mit einem Pfeilschuß in dem Oberschenkel, und außerdem mehrere der leichter verwundeten Ruderer sich so gut wie möglich zu decken suchten. — Der Lieutenant verschied bald nachher, während der Commissär, trotz der Hülfe, die ihm, als sie nach einer mit den entsetzlichsten Entbehrungen verbundenen Fahrt von vielen Tagen endlich den am untern Javary stationirten Dampfer erreicht hatten, in einem derartigen Zustande nach Manáos gelangte, daß die dortigen Aerzte sich für Amputation des Beines aussprachen. Da jedoch keiner derselben den Muth hatte, eine solche auszuführen, so mußte der arme Mann noch weitere 7 Tage warten; bis ihn der Dampfer nach Pará gebracht, wo ihm endlich, gerade noch zu rechter Zeit, um den Eintritt des Brandes zu verhüten, das Bein abgenommen wurde.[1]



Caripuna-Indianer auf der Jagd.

Ein andrer Fall, der zeigt, wie die Erhaltung des Friedens oft an einem Haare hängt, und wie gegen den ausdrücklichen Willen des Chefs einer Expedition von Seiten der Untergebenen verstoßen werden kann, ist folgender: Als der verdienstvolle englische Reisende Chandleß, welchen wir in Manáos zu sprechen das Vergnügen hatten, im Jahre 1865 den Purús explorirte, erklärte ihm unterwegs sein Diener, ein Italiener, daß er nicht weiter stromauf gehen und allein nach dem Amazonas zurückkehren wolle. Chandleß, der seinen Mann kannte und recht wohl errieth, daß es weniger die wachsenden Entbehrungen der Reise waren, die ihm eine frühzeitigere Rückkehr, und zwar ohne die Begleitung seines Herrn, wünschenswerth erscheinen ließen, sondern der Gedanke durch den Ankauf eines Indianerjungen bei einem der weiter stromab wohnenden Stämme ein gutes Geschäft zu machen, warnte ihn in der wohlmeinendsten Weise, sah sich in der Folge jedoch gezwungen, nachzugeben und ihn ziehen zu lassen.

Wie später festgestellt werden konnte, hatte der verblendete Mann, als er auf seiner Fahrt kaum die Hütten des besagten Stammes erreicht, alsbald Unterhandlungen über den Ankauf eines Kindes angeknüpft und schließlich für ein Beil einen starken Jungen eingetauscht.

[1] Ein mit hölzerner Spitze bewehrter, vielleicht auf 20 bis 30 Schritte abgeschossener Pfeil hatte sicherlich trotz der Spannkraft der gewaltigen Bogen jener Stämme, nur eine Fleischwunde verursacht, trotzdem konnte in jenen Breitegraden bei mangelnder Pflege in kurzer Zeit recht wohl eine derartige Verschlimmerung der Wunde eingetreten sein, daß eine Amputation dringend nöthig wurde.

Als er diesen jedoch an Bord seines Canots bringen wollte und derselbe ein klägliches Geschrei erhob, gelang es dessen Mutter, ihn wieder an sich zu reißen und als nun der Italiener in Folge des zu Nichte gewordenen Handels auch seine Axt wieder zurückverlangte und die Indianer sie nicht mehr herausgaben, kam es zu Thätlichkeiten, bei welchen der Weiße natürlich den Kürzern zog und erschlagen wurde.

Also von Seite des Weißen Nichtachtung der Menschenwürde gegenüber den rechtlosen Ureinwohnern, dagegen einfache Treulosigkeit und barbarisches Dreinschlagen von Seiten der Letzteren; wo wäre der Salomo, der in einem solchen Falle zu Recht spräche?

Doch ich kehre zu den Indianern des eigentlichen Madeiragebietes, von welchen wir durch die Betrachtungen über einige ihrer nachbarlichen Stammesgenossen abgekommen waren, zurück.

Scharf getrennt, örtlich, wie ohne Zweifel auch sprachlich von den Caripunas, welche nicht höher als bis zum großen Fall von Bananeiras hinauf gehen, lebt in der Nähe der Vereinigung des Mamoré und Guaporé ein wilder Stamm, von welchem man bis jetzt nur hie und da ein Individuum ganz vorübergehend und im Kampfe zu Gesicht bekommen.

Man kennt weder deren wahren Namen, noch weiß man mehr über ihren Hauptaufenthaltsort, als daß sie die nie von Weißen durchzogenen Campos östlich vom Mamoré, gegen den Itonama zu inne haben, auf ihren Streifereien jedoch den ganzen untern Lauf des erstgenannten Flusses, sowie den des Guaporé bis unterhalb dessen Vereinigung mit dem Mamoré und stromauf bis zum alten Fort vom Principe da Beira unsicher machen. Ohne Zweifel sind es die gefährlichsten unter all den wilden Stämmen jener Gegenden und kein Jahr vergeht, in welchem sie nicht einen ihrer wohl berechneten, mit Blitzesschnelle ausgeführten Ueberfälle in's Werk setzten, oder aus sicherm Versteck im Gebüsche des Uferrandes einen Reisenden, oder welche von den zur Zeit der Cacaoreise stromab fahrenden Moxosindianern der nächsten Missionen durch Pfeilschüsse tödteten.

Wie oben schon mitgetheilt, erschossen sie im Jahre 1869 den brasilianischen Consul Dr. Eiras aus Rio de Janeiro, als er sich nach seinem Bestimmungsorte, der Stadt Sancta Cruz de la Sierra in Bolivien begab.

Auch das beste Feuergewehr ist von geringem Nutzen gegen diese nur mit dem Bogen bewaffneten Wegelagerer, denn auch das schärfste Auge wäre nicht im Stande sie zu entdecken, ehe der sicher treffende Pfeil durch die Lüfte schwirrt, und die einzig mögliche Deckung ist daher die durch leichte Panzer aus gehärtetem Leder oder festen Polstern, wie sie noch vor wenig Jahrzehnten von portugiesischen Truppen im Kampf gegen die Botocudos des Rio Doce getragen wurden. — Wer aber könnte sich, wenn die Gefahr nicht unmittelbar vor Augen steht, aus freien Stücken entschließen, in jenem Klima einen gepolsterten Panzer zu tragen?

Unter den Moxosindianern der ehemaligen Missionen, die bei ihren häufigen Fahrten auf dem Strome am Meisten ausgesetzt sind, herrscht nun allerdings in dieser Hinsicht eine wahre Panik, und die Furcht der ersten Ansiedler in den Prairien von Texas vor dem Erscheinen skalplüsterner Comanches und Apaches kann nicht größer sein, als es die unsrer Ruderer vor den wilden Nachbarn der Campos war.

Die schon angeführte Frechheit, womit sie Angesichts der allerdings mehr oder weniger ungefährlichen Kanonen [1] des Forts vom Principe da Beira zu wiederholten Malen Soldaten der Besatzung, welche in Guaporé fischten, über-

[1] Die strafbare Nachlässigkeit, mit welcher man das um's Jahr 1780 mit großen Kosten und Ueberwindung unsäglicher Schwierigkeiten von den Portugiesen erbaute Fort in Verfall gerathen läßt, ist für Einen, der nicht weiß, daß die jeweiligen Minister, reclinados nas poitronas do poder, wie die Deputirten der Opposition zu sagen pflegen, keine Zeit übrig zu haben glauben, sich eines, für den Augenblick allerdings bedeutungslosen, für den Fall eines Krieges mit den Republiken von Peru und Bolivien jedoch nicht unwichtigen Grenzpostens zu erinnern, allerdings unbegreiflich.

Wohl unterrichtete Brasilianer selbst haben mir mitgetheilt, daß die Soldaten der Besatzung nicht nur die eisernen Klammern der Brustwehr herausgerissen, sondern auch die mit Holzschnitzereien reich geschmückte Kapelle des Forts in barbarischer Weise ihres Schmucks beraubt hätten, um zu den Nägeln und andern Eisentheilen der Construction zu gelangen, welche sie alsdann, wie auch die Klammern, an bolivianische Händler gegen Zuckerbranntwein verkauften. Noch werden zwar die Festungsthore geschlossen, um so mehr, als die Besatzung, welche über einen hohen an die Mauer sich anlehnenden Schuttkegel hinunter einen zu jeder Zeit offenen Ausweg besitzt, dadurch in keiner Weise behindert wird, ihre außerhalb unter leichten Palmblatthütten wohnenden braunen Schönen zu besuchen, aber keines der schweren Geschütze, deren Transport den Madeira und Guaporé herauf über Felsen und Stromschnellen unendliche Mühe verursacht haben muß, hat noch seine vollkommene Lafette, so zwar, daß wenn die Bolivianer der ungefährlichen Ungethüme mit dem

fielen und niedermachten, derart daß der Commandant sich gezwungen sah den Befehl ergehen zu lassen, daß nur in größerer Zahl und mit der nöthigen Vorsicht zum Fischfang ausgezogen werden dürfe, hält übrigens wohl die Vergleichung aus, mit den kühnen Angriffen, welche jene Rothhäute des Nordens heute noch auf die Blockhäuser am Colorado oder Rio Gila ausführen.

Die bolivianischen Kaufleute, welche ohne Zaudern den ganzen Stamm vertilgen würden, wenn sie es vermöchten, haben schon zu verschiedenen Malen sich über ein Vordringen in die unerforschten Campos und die Abhaltung einer allgemeinen Razzia besprochen, und zu dem Ende auch den Commandanten von Principe da Beira eingeladen; die Schwierigkeiten des Unternehmens sind jedoch so groß, der Erfolg so unwahrscheinlich, daß, selbst wenn es dem Commandanten möglich gewesen wäre, daran Theil zu nehmen, ohne gegen den klar ausgesprochenen Willen der brasilianischen Regierung zu verstoßen, aus der ganzen Sache wohl Nichts geworden sein würde. — So wie die Verhältnisse jetzt noch liegen, ist der Sohn der Wälder im Vortheile und geht im Ganzen genommen straflos aus, wenn er da und dort einen Weißen oder einen Indianer aus den Missionen mordet; in 20—30 Jahren jedoch wird es auch in jenen Gegenden gerade so gehen, wie überall, wo der rothe und der weiße Mann zusammenstoßen.

Jeder Axthieb des Ansiedlers wird einem Hammerschlage am Sarge eines Ureinwohners zu vergleichen sein, indem mit dem Lichten der Wälder, mit dem Zurückdrängen von den Ufern der Hauptströme die Hauptnahrungsquellen desselben mehr und mehr versiegen.

Tönt nun gar mit einem Male der schrille Pfiff der Locomotive durch die Lichtungen, wiegen sich stolze Dampfer auf den breiten Flüssen, so ist es um ihn geschehen, denn zu einer vollständigen Aenderung seiner Lebensweise, zum Betrieb eines regelrechten Ackerbaues, dessen primitive Anfänge er als eine Obliegenheit der geknechteten Frauen, als des Mannes durchaus unwürdig, zu betrachten gewohnt ist, wird er sich aus freien Stücken und ohne daß unter dem sanften Zwange einer väterlich fürsorglichen Leitung die heranwachsende Generation eine gewisse Schule durchgemacht hätte, nie bequemen.

Unabänderlich wird sein Gedankengang der sein, daß er als der zuerst Dagewesene ein größeres Recht an den Boden habe, als der Eindringling, und daß es aus diesem Grunde unstatthaft sei, von ihm ein Aufgeben seiner bisherigen, von den Voreltern ererbten Gewohnheiten zu Gunsten des Letzteren verlangen zu wollen. — Der weiße Mann aber, und ich meine hier den Ansiedler, den Mann aus dem Volke, wird stets mit Geringschätzung und Verachtung auf die braune „Bestie" herabsehen, und nur allzu geneigt sein, den offen ausgesprochenen Grundsatz: Hebt euch von dannen, damit Platz werde für uns und unsre Familien, thatsächliche Folge zu geben und in jedem Falle auf die geringste Aeußerung von Haß oder Feindseligkeit von Seiten der Indianer in derbster Weise zu antworten. — Ein erbitterter, von der einen, wie von der andern Partei meistens mit der größten Tücke geführter Kampf,[1] dessen Ausgang jedoch nicht zweifelhaft sein kann, muß sich entspinnen und ein Naturvolk mehr hat zu existiren aufgehört.

Wappenschilde der Braganza spotten und ihren Hals verwetten, daß die alte Veste mit einem einzigen Fasse Cachaca, d. h. Zuckerbranntwein, zu nehmen wäre, die Negerbesatzung stolz auf ihre Gewehre zeigt und schwört, im Nothfalle ein derartiges Musquetenfeuer auf die „Castelhanos" eröffnen zu wollen, daß man der Artillerie gar nicht bedürfen werde. — Einstweilen jedoch bedarf die Besatzung des Forts noch dermaßen der regelmäßigen Lebensmittellieferung aus Bolivien, daß im Kriegsfalle ein Aushungern der paar hundert Mann die leichteste Sache von der Welt würde.

Aehnliche Verhältnisse herrschten übrigens zur Zeit des Kriegs mit Paraguay in all' den kleinen Grenzforts im Süden und Südosten des Reichs, und in ganz Südamerika überhaupt bestehen keine Befestigungswerke, welche unsern heutigen Anforderungen auch nur im Entferntesten entsprächen, da selbst das berühmte Humaitá nicht durch Kunst, sondern durch die dasselbe umgebenden Sümpfe fest war. Bei den außerordentlich hohen Preisen der Taglöhne und der Schwierigkeit, geübte Handwerker in größerer Zahl an jene meist sehr entlegenen Punkte zu bringen, dürfte sich übrigens die Erbauung eiserner, in Europa hergestellter Forts empfehlen, und zwar am Madeira vorerst in St. Antonio, dem Endpunkte der großen Dampfschifffahrt, und später vielleicht gegenüber der Mündung des Mamoré oder der des Beni.

[1] Den weißen Ansiedlern muß jedoch hinsichtlich der dabei verübten Scheußlichkeiten, in Südamerika wenigstens, unbedingt die Palme zuerkannt werden.

Am Rio da Pomba, einem Nebenflusse des Parahyba, wo noch vor kaum 40 Jahren zahlreiche, im Allgemeinen ruhig und friedlich lebende Indianerstämme, welche allerdings die benachbarten Kaffeepflanzer dann und wann durch Diebereien in den Mandiocpflanzungen beunruhigen mochten, hausten, soll man bei einer unter den Negersklaven ausgebrochenen Blatternepidemie die wollenen

Warum, so fragte mich ein intelligenter Guarani-Indianer in dem Aldeamento von S. Ignacio am Paranapanema, warum läßt man uns nicht ruhig in unsern Wäldern? — Warum will man uns zwingen so zu leben wie die Weißen leben? — Ist nicht Platz genug da für uns Alle? — Was war auf derartige Fragen zu antworten? Irgend welche heuchlerische Phrasen vom Glück und Segen der Civilisation hätte der Natursohn bei all seiner Einfalt mit leichter Mühe durch den einfachen Hinweis auf die gerade zu jener Zeit im Aldeamento grassirenden Masern, welche den vierten Theil der Indianerbevölkerung dahinrafften, Lügen strafen können, und die einfache nackte Wahrheit, daß wir kraft des triftigsten aller Rechte, das des Stärkern, sie über kurz oder lang gänzlich zu verdrängen und damit auch zu vernichten gedächten, wäre doch wohl allzu hart für ihn gewesen. Eine matte schulmeisterliche Ermahnung, er möge im eigenen Interesse mit den Weißen auf gutem Fuße zu leben suchen, war Alles, was ich dem armen Burschen bieten konnte.

Fassen wir das über die Zukunft der südamerikanischen Indianer Gesagte nochmals kurz zusammen, so ergibt sich Folgendes:

Die im Allgemeinen im Vergleiche zu den Rothhäuten Nordamerikas weniger wehrhaften und trotzigen Stämme im Süden des Continents gehen, wenn sie mit den Weißen in Berührung kommen, durch physische wie moralische Einflüsse einem langsamen Untergang entgegen, dem jedoch durch die Errichtung von Aldeamentos nach dem Muster der ehemaligen Missionen, nur mit geringerer Betonung des religiösen, und stärkerem Hervortreten des landwirthschaftlichen und industriellen Elementes, jedenfalls auf längere Zeit noch vorgebeugt werden könnte.

Besonders dürfte der bis jetzt gänzlich vernachlässigte Einfluß, den eine thätige, in den verschiedenen Zweigen häuslicher Industrie wohlerfahrene Frau, am besten die Gattin und Gehülfin des Direktors selbst, auf die Indianerinnen und damit auf die gesammte Gemeinde auszuüben im Stande wäre, nicht hoch genug zu veranschlagen sein. Man sollte sich daher endlich entschließen, entweder bei Besetzung der Direktorstellen sogleich darauf Rücksicht zu nehmen oder eine besondere Lehrerin für die bis jetzt gänzlich vernachlässigten Indianerinnen anzustellen.

Eine neue, zum Theil aus Mischlingen bestehende Generation würde heranwachsen, die, wenn auch an Thatkraft und Leistungsfähigkeit einer vollständig aus europäischen Elementen zusammengesetzten Bevölkerung nachstehend, doch in der Folge die Nähe einer solchen zu ertragen im Stande wäre, und mit der Letzteren mehr und mehr sich verquickend, zur Bildung einer nahezu stabilen, dem Klima vollkommen angepaßten Rasse beitragen würde.

Allerdings möchte es scheinen, als ob solche Mischlingsrassen schon den Keim der Zerstörung in sich trügen, als ob die Natur im Allgemeinen die Tendenz habe, stets auf die reine Form zurückzukommen; ich weiß jedoch aus eigener Beobachtung, daß sich unter der heutigen, und zwar der sogenannten weißen Bevölkerung der Nordprovinzen: Pernambuco, Ceará, Parahyba do Norte, Maranhão und Pará allem Anscheine nach ein so bedeutender Theil des indianischen Elementes erhalten hat, daß er wohl einem Drittel oder Viertel der Gesammtbevölkerung gleichgeschätzt werden kann.

Wenn bei zunehmender Einwanderung dasselbe auch mehr und mehr verdünnt wird und zuletzt für das weniger geübte Auge nahezu verschwinden dürfte, so ist es dennoch vorhanden und für das dünn bevölkerte Land nutzbar gemacht worden, und man wird wohl kaum behaupten können, daß die schwarzhaarigen, dunkeläugigen Mischvölker jener Gegenden weniger geeignet seien, unter den brennenden Strahlen der Tropensonne zu leben und zu arbeiten, wie der blonde Sohn des Nordens.

Bei alledem bin ich jedoch weit entfernt, in wenig gerechtfertigte Klagen über das allmählige Aussterben einer mythischen, an Edelmuth und sonstigen Heroentugenden den Weißen unendlich überlegenen rothen Menschenrasse, die nur in den Köpfen von ein paar Romanschreibern, keineswegs aber in Wirklichkeit existirt, mit einzustimmen, und möchte gerade hier darauf aufmerksam machen, daß der im Allgemeinen indolente, lügenhafte und sinnliche Indianer um so weniger Rücksichten verdiene, je dringender für einzelne übervölkerte Theile Europas die Auswanderung geboten scheint.

Decken, Hemden ꝛc. der Verstorbenen in den Wald hinausgetragen und dort umhergestreut haben. — Die Wirkung der von den Indianern in größerer Zahl aufgegriffenen, giftgeschwängerten Kleidungsstücke war eine entsetzliche, indem beinahe der ganze Stamm davon zu Grunde ging.

Seine Besitztitel als Autochtone, so gewichtig sie seinem eigenen kindischen Geiste auch erscheinen mögen, können vor dem Forum einer großartigen Weltanschauung nicht bestehen, und außerdem möchte ich gerade an jene allzu sentimentalen Gemüther die Frage richten, ob denn das häusliche Glück einer arbeitsamen Bauernfamilie, die sich im Schweiße ihres Angesichts in der neuen Welt eine zweite Heimath gründet, doch nicht mehr werth sei, als das wilde Behagen einer durch deren Ansiedelung in ihrem Treiben gestörten Indianerhorde.

Allerdings soll, um ein gänzliches Verdrängen des beharrlich widerstrebenden Naturvolkes rechtfertigen zu können, auch wirklich eine höhere Cultur, Ackerbau und Industrie an die Stelle des wilden Naturlebens treten, sollen die vergrabenen Schätze eines solchen Landes in einer Weise ausgenützt werden, daß der gesammten Menschheit Vortheile daraus erwachsen und jede Spur jenes scheußlichen, nur das eigene werthe Ich und die nächste Spanne Zeit im Auge habenden, altspanisch-portugiesischen herzlosen Vernichtungssystems verschwunden sein.

In den vereinigten Staaten also, wo heute schon die Wogen der Einwanderung den Fuß der Rocky Mountains bespülen, wo der Wigwam zerstört wird, um dem Blockhause, dem Stationsgebäude einer Eisenbahn, dem Straßengewirre einer neuerstandenen Stadt Platz zu machen, dort wo unverbesserliche Indianerwildheit und rastlos vordringende Cultur tagtäglich in Conflikt gerathen muß, und beide neben einander schlechterdings nicht mehr existiren können, mag man in Ruhe dem mit der unabweisbaren Nothwendigkeit eines Naturgesetzes sich vollziehenden Verhängnisse zusehen; in Ländern jedoch wie die südamerikanischen Staaten, und speziell wie Brasilien, wo Provinzen von einer größeren Oberfläche als die Deutschlands nur 40,000 Einwohner zählen, und es also bei der Unerheblichkeit der europäischen Einwanderung darauf ankommen muß, jede, auch noch so kleine, schon vorhandene Kraft für das schwachbevölkerte Land nutzbar zu machen, dürfte ein Heranziehen der Indianer zu Culturzwecken, d. h. die Errichtung von sogenannten Aldeamentos in großem Maßstabe um so eher geboten sein, als der im Allgemeinen sanfte, weniger kriegerische Charakter derselben einigermaßen ernst gemeinten Versuchen wohl kein unübersteigliches Hinderniß darbieten würde. — Was der Spekulationsgeist der Jesuiten zu Stande gebracht hat, sollte doch wohl einem von höherer Einsicht geleiteten Staatskörper auch gelingen können.

Nicht die geringste der zu überwindenden Schwierigkeiten, die sich der Ausführung eines solchen Unternehmens entgegensetzen, hat ihren Grund in der schon erwähnten außerordentlichen Mannigfaltigkeit südamerikanischer Idiome, und es dürfte als ein meisterhafter Zug jesuitischen Scharfsinnes anzuführen sein, daß die Missionäre Alles aufwandten, nicht um das Spanische, wodurch europäischen Abenteurern Thür und Thor geöffnet worden wäre, sondern um das Guarany, die flexibelste und reichste dieser Sprachen, zu einer allgemeinen zu machen.

Wenn ihnen dies nun auch nicht gelungen ist, so hat das Guarany doch in Folge ihrer Bemühungen einen sehr bedeutenden Verbreitungsbezirk erhalten, und finden sich heute noch in Brasilien in der Sprache des gemeinen Mannes — ganz abgesehen von Farbe und Abstammung — noch eine Menge halbportugiesirter Wörter aus dem Guarany, und zwar an Punkten, wo dasselbe früher von den eigentlichen Autochtonen nicht gesprochen wurde.

Was nun die Sprache der Caripunas anbelangt, so gibt Martius nach den Aufzeichnungen von Natterer eine kurze Wörtersammlung aus derselben, der ich Folgendes entnehme:

Wasser — oni passna	Sohn — wakö	1 — aares
Baum — jui	Tochter — jussawakö	2 — eranbué
Bogen — cannati	Madeirastrom — Munnu	3 — kimischá
Kopf — mapo	Fluß — énne	4 — eranbue narábue
Wasserfall — saschu tschama	weißer Mann — cariba tschikö	5 — mucken tüna
Messer — mané pacca	Feuer — tschü	Tapir — au-ana
Zähne — setá	sterben — makö	Hund — tschaspa
Gott — oará	er ist gestorben — naia makö	Hirsch — tschassú
Tag — sabaka	Pfeil — püa	Onze — kaman
Sonne — baari	Mond — ursche	Alligator — kapuena.

Interessant, besonders mit Bezugnahme auf die Felsinschriften von Ribeirão, wäre es gewesen zu erfahren, ob die Caripunas eine ähnliche Art von Bildersprache besitzen, wie wir sie bei den Corvados der Provinz Parana gefunden.

In jener Provinz sieht man nämlich bei Durchstreifung der unermeßlichen Urwälder, welche sich zwischen dem Ivahy und Paranapanema, dem Paraná und Tibagy erstrecken, den Jagdgründen verschiedener Horden von Coroados-Indianern, meistens in der Nähe verlassener Hüttchen aus Palmblättern, aufgereiht auf dünne, zwischen Baumstämmen ausgespannte Lianen- oder Bastschnüre, seltsame Zusammenstellungen von Holzstückchen, Federn, Knochen, Klauen, Unterkiefern verschiedener Thiergattungen, wie Affen, Wildschweine 2c.

Nach der Ansicht der „Schriftgelehrten" jener Gegenden sollen solche scheinbar regellose Zusammenstellungen etwa später nachfolgenden Stammverwandten Nachricht geben über das Ergebniß der Jagd, die Dauer des Aufenthaltes und die Zahl der Jäger 2c., ohne daß es jedoch bis jetzt möglich gewesen wäre, diese Art von Hieroglyphen, welche einigermaßen an die Quippos, die mit Knoten versehenen Schnüre der alten Peruaner erinnern, vollkommen zu enträthseln. Es wäre dies jedoch um so wünschenswerther, als der Sohn der Wälder seine Erfindung in kindlicher Einfalt auch im Verkehr mit den Weißen zu verwerthen sucht.

Gerade in denjenigen Gegenden nämlich, wo die Eingeborenen mit den Colonisten schon in feindliche Berührung gekommen waren, fanden diese Letzteren schon öfters, wenn sie des Morgens nach ihrer kleinen, von Wasser getriebenen, äußerst primitiv angelegten Maisstampfe gingen (die in gewissen Gegenden bei keiner Hütte fehlen darf), dieselbe zu ihrem großen Aerger in vollem Gang, lustig auf einen Trog voll Kieselsteine, statt der Maiskörner, loshämmernd.

Auf dem sandigen Boden des nach allen Seiten offenen Schuppens jedoch war Name und Stand der unwillkommenen nächtlichen Störenfriede zu lesen, denn da staken zwischen schön gezogenen Zickzacklinien die prächtigen langen Schwanzfedern rother und blauer Araras, deren glänzendes Gefieder von den Coroados mit Vorliebe zum Beschwingen der Pfeile benützt wird. Der Pfeil aber ist ein passend Symbol von Krieg und blitzschnellem Ueberfall, und die ganze Neckerei wollte wohl besagen: schnürt euern Bündel oder es geht euch schlecht!

Am Iguassú, jenem gewaltigen Nebenflusse des Paraná, hausen heute noch neben dünnbevölkerten, Viehzucht treibenden Distrikten wilde, wenig bekannte Stämme, welche von den deutschen Colonisten der Colonie Blumenau, ihren östlichen Nachbarn, mit dem portugiesischen Sammelnamen Bugres, von den Brasilianern der hochgelegenen Campos am Iguassú jedoch fälschlich als Botocudos bezeichnet werden.

Von allen Seiten eingeengt und entschieden jedem freundlichen Verkehr mit den Weißen abhold, hört man doch im Allgemeinen sehr wenig von diesem wohl noch viele Hundert Köpfe starken Stamme; nur dann und wann, wenn die vordringende Cultur ihm wieder ein neues Stück seiner Wälder und Jagdgründe streitig macht, protestirt er auf seine Art, sei es durch einen Ueberfall oder durch eine jener schwer zu entziffernden Proklamationen.

So hatten sie vor wenig Jahren am Ufer des genannten Flusses, auf welchem in letzter Zeit der Transport von Salz für den Gebrauch der Estancieiros lebhafter wurde, auf einer Sandbank in weithin sichtbarer Stellung ein starkes Bambusrohr eingegraben, an dessen oberer Spitze ein aus Federn, Knochenstückchen 2c. zusammengebundener Wimpel, einer Vogelscheuche vergleichbar, im Winde flatterte. Leider hatte ein Hochwasser kurz vor unsrer Durchreise daselbst Bambus und Wimpel mit sich fortgerissen und uns so des Vergnügens beraubt, diesen indianischen Fehdebrief in Augenschein zu nehmen.

In ähnlicher Weise könnte in längst vergangenen Epochen bei den Völkern Asiens durch die bildliche, später möglichst abgekürzte Darstellung derartiger, zuerst greifbar vorhandener, Sinnbilder eine wirkliche Zeichenschrift entstanden sein, die dann bei den begabteren Stämmen oder Rassen später durch die Sylben- und Buchstabenschrift ersetzt wurde.

Wenn auch in den bekannten Zeilen Goethe's:

„— — — So wird erst nach und nach die Sprache fest gerammelt
Und was ein Volk zusammen sich gestammelt,
Muß ewiges Gesetz für Herz und Seele sein"

in erster Linie die Laute gemeint sind, so war der Prozeß langsamen Festrammelns für die Schrift doch wohl ganz derselbe, und besonders lohnend dürfte es darum sein bei Völkern, die heute noch auf der niedrigsten Culturstufe stehen, dessen allererste Anfänge ausfindig zu machen.

Ist es doch als gehe Schrift und Wort in mehr als einer Hinsicht Hand in Hand, als könne sich die Sprache nicht über eine gewisse Stufe der Ausbildung erheben, wenn die Schrift ihr nicht zu Hülfe komme, und gerade in Amerika ist es, wo sich einem solche Gedanken aufdrängen. Es gehören nämlich alle Sprachen amerikanischer Ureinwohner zu den sogenannten polysynthetischen, durch Agglutination oder lose Anfügung der Formelemente an die Wortwurzel gebildeten Sprachen.

In der portugiesischen Vorrede zu seinem Vocabularium brasilianischer Sprachen sagt Martius über dieselben Folgendes:

„Die meist ein- oder zweisylbigen Wurzelwörter dieser Sprachen werden zusammengestellt, um einen mehr oder „weniger complicirten Begriff auszudrücken. Es fehlen jedoch diesen Idiomen im Allgemeinen jene Flexionen, welche „dazu bestimmt sind, um im Geiste des Hörenden mit Leichtigkeit die Klarheit des ausgesprochenen Gedankens mit all' „seiner Feinheit und logischen Kraft hervorzurufen, indem statt jener Flexionen gewisse Partikel [1] gebraucht werden,

[1] In der Einleitung zu Tesoro de la lengua Guarani, que se usa en el Perú, Paraguay y Rio de la Plata. Por el P. Antonio Ruiz (de Montoya) de la Compañia de Jesus. Madrid J. Sanchez, 1639 in 4°, heißt es wörtlich:

„Eine Hauptsache bei dieser Sprache sind die Partikel, von welchen viele an und für sich Nichts bedeuten, zusammengesetzt jedoch mit andern Worten, sei es ganzen, sei es bei der Zusammensetzung verstümmelten, eine Bedeutung bekommen; aus diesem Grunde gibt es keine bestimmten Formen für das Verbum, welches mit Hülfe der Partikel: A, ere, o, ya, ña, pee, o und der Pronomina: che, nde, rc. abwandelt. — Das Zeitwort ñembué z. B. ist zusammengesetzt aus 3 Partikeln: ñé, mó und e. Das ñé ist reciproque; mó ist aktiver Partikel, und e bedeutet Geschicklichkeit; Alles zusammen heißt: sich üben, etwa wie wir sagen würden: lernen. Ich lerne heißt dann Añémboé u. s. w."

Für einige Leser dürfte es von Interesse sein, wenn ich hier einen Dialog über christliche Religion in Guarany-Sprache mittheile, wie er vor zweihundert Jahren in den Jesuiten-Missionen Südamerikas gelehrt wurde, und wie er uns in einigen Schriften spanischer Missionäre erhalten ist.

Der Anfang lautet folgendermaßen:

Priester: Wie soll sich der Mensch auf dieser Welt benehmen, um sich von der Hölle zu befreien und in den Himmel zu kommen?	Maráoicobope acé icó ara pube anhangarata çñi onhe pyçyrô pota ybakype oiere raço ucar?
Schüler: Er soll an Gott glauben, sich taufen lassen und seine Gebote achten.	Tupã rerobiar inhe mom garaypa; Tupã nheẽnga rupi oicobo.
Priester: Gibt es einen Gott?	Oicobepe Tupã?
Schüler: Es gibt.	Oicobe.
Priester: Glaubst du an diesen Gott?	Pererobiarpe aẽ Tupã?
Schüler: Ich glaube.	Arobiar.
Priester: Wer ist Gott?	Mbaẽ Tupã?
Schüler: Der, welcher alle Dinge geschaffen hat.	Opacatu mbaẽ tetiruã monhangara.
Priester: Womit hat Gott alle Dinge geschaffen?	Mbaẽ pupe Tupã opacatù tetiruã oimonhang?
Schüler: Nur durch sein Wort.	Inheenga pupe nhote.
Priester: Hat Gott einen Körper wie wir?	Cetepe Tupa açeiãiê?
Schüler: Er hat keinen Körper.	Naçetei.
Priester: Hat Gott einen Anfang gehabt?	Niypype erimbaẽ Tupã?
Schüler: Er hat keinen gehabt.	Niypyi.
Priester: Er war von Ewigkeit?	Ceco abanhepe cecoi?
Schüler: Er war es.	Ceco abanhe.
Priester: Wird er immer sein?	Aujeramanhepe cecoi?
Schüler: Für immer.	Aujeramanhe — ne.
Priester: Wo ist Gott?	Umamepe Tupã rece?
Schüler: Im Himmel, auf der Erde, es gibt keinen Ort, wo er nicht wäre.	Ybakype, ybype noico mbaẽ amo çecoabẽyma.
Priester: Kann der Mensch Gott sehen?	Eicatupe açe ykebe Tupã repiaca?
Schüler: Er kann nicht.	Ndeycatui.
Priester: Warum?	Maranamope?
Schüler: Weil er keinen Körper hat.	Cete — ẽym — nhe.
Priester: Wo wird der Mensch ihn sehen?	Mamepe açẽo çepiak — ne?
Schüler: Im Himmel, wenn wir dahin kommen, werden wir ihn sehen.	Ybakype iande çoreme — oçepiakyne.
Priester: Und die in die Hölle kommen, werden ihn nicht sehen?	Anhangaratape o çominaẽ rama ndo — cepiak — xoerene?
Schüler: In keiner Weise.	Ndoçepiak.
Priester: Warum?	Maranamope?
Schüler: Zur Strafe ihrer Sünden. rc.	Inhẽenya abyagoẽra repyranmo. etc.

„um die nothwendigen grammatikalischen und syntactischen Beziehungen der einzelnen Worte auszudrücken. Dieselben „sind natürlicher Weise weniger geeignet hiezu, und jene Sprachen haben in Folge dessen keineswegs die Schärfe und „Schönheit, welche wir an den Sprachen der civilisirteren Nationen bewundern.

„Während bei diesen Letzteren die in passender Weise gebeugten und zusammengestellten Worte sich gleichsam „wie das Resultat eines organischen Prozesses ergeben, und sozusagen als spontaner Ausfluß des Geistes erscheinen, „wobei im Aufbau des Satzes zugleich die Gesetze des Gedankenganges ausgesprochen sind, so erscheinen die poly- „synthetischen Sprachen, bei welchen nichts dieser Art zu finden, in ihrer kindischen Armuth mehr wie ein nur lose „zusammengefügtes Wortconglomerat. Diese Unbehülflichkeit und Rohheit ist ein Merkmal für alle Indianersprachen „Brasiliens, selbst für das Guarany und die unter dem Einflusse der Jesuiten daraus entstandene Lingua geral „do Brasil oder das Tupi, so daß die Lobsprüche, welche die alten Missionäre der Letzteren spendeten, hauptsächlich mit „Bezugnahme auf deren phonetischen Charakter und nicht auf deren eigenthümliche Construktion zu verstehen sind."

So weit der ausgezeichnete deutsche Gelehrte, welcher am Schlusse seiner Abhandlung die brasilianische Regierung auffordert, Schulen zu Erlernung des Tupi einzurichten, auf daß ein bedeutender Theil der eingeborenen Bevölkerung, oder vielmehr die halbcivilisirten Nachkommen der Ureinwohner, die Weißen nicht mehr als Fremdlinge betrachten und sich denselben enger anzuschließen veranlaßt sein möchten. — Fromme Wünsche! „Hätten wir Schulen für unsre Nachkommen," werden die brasilianischen Staatsmänner bei Durchlesung des wohlgemeinten Rathes gedacht haben, „und in Bälde werden ja doch die letzten Reste der Autochtonen verschwunden sein, die schon durch den geringen Grad der Cultur, die sie aus eigenem Antriebe zu erreichen vermochten, gerade nicht zu glänzenden Hoffnungen berechtigen dürften." — Also immer wieder der Cércle vicieux: man unterstützt sie nicht, weil sie nicht fortschreiten, und sie schreiten nicht vor, weil man ihnen nicht beisteht.

Sollte jedoch bei der Beurtheilung des Culturzustandes oder besser der Bildungsfähigkeit südamerikanischer Ureinwohner, und hauptsächlich jener des Amazonas-, Paraná- und Paraguay-Thales, die Unmöglichkeit inmitten jener endlosen Wälder und, bei dem gänzlichen Mangel eines dem Rindvieh gleich zu stellenden Hausthieres, den großen Schritt vom wilden Jäger- und Fischerleben zum heerdenbesitzenden Nomadenvolk zu thun, nicht in Betracht gezogen werden müssen?

Wenn wir bedenken, wie die Halbcultur von einem großen Theile Asiens, sowie Afrikas sich durchaus auf das Vorhandensein und die Zucht verschiedener Hausthiere basirt, wie der Zulukaffer bei all' seiner Negerrohheit mit seinen fetten Heerden und dem daher stammenden Ueberflusse dem auf die Jagdbeute angewiesenen Indianer gegenüber immer noch als ein Crösus erscheint, so wird uns der stationär primitive Culturzustand der amerikanischen Ureinwohner, abgesehen von aller Rassenverschiedenheit, einigermaßen erklärlich.

Das einzige Thier unter der sicherlich nicht armen Fauna Südamerikas, welches sich vielleicht zum Hausthiere geeignet hätte, ist der Tapir, wenngleich wieder der Umstand, daß derselbe niemals in Heerden beisammen lebt, dessen Zucht erschwert haben dürfte.

Die Alles erdrückende Ueppigkeit tropischer Vegetation, gegen welche besonders ohne eiserne Werkzeuge nicht anzukommen war, bildete, wenigstens in den waldigen Thalniederungen des Amazonas und Paraná, sowie der unzähligen kleineren Zuflüsse des Atlantischen, ein Haupthinderniß für die Culturentwickelung der verschiedenen Stämme, und wenn zur Zeit der Conquista die Indianer der Pampas gleichfalls auf keiner höheren Stufe standen, als ihre rothen Vettern aus der Waldregion, so lag dies eben daran, daß auch ihnen bei dem gänzlichen Mangel an Hausthieren keine Gelegenheit geboten war, anders zu leben, als von Jagd, Fischfang und den geringen Produkten eines höchst primitiven und ungenügenden Ackerbaues.

Das zwischenliegende, vermittelnde Glied des Viehzüchters, welches heute durch die Einführung des Rindviehes in jenen Ländern eine so große Rolle spielt, fehlte gänzlich, und ohne dasselbe war es einer an und für sich nicht überreich ausgestatteten Menschenrasse nicht möglich weiter zu kommen.

Daß die religiösen Anschauungen all dieser Völker auf keiner hohen Stufe stehen können, läßt sich denken. — Es ist jedoch außerordentlich schwierig bei der Verschiedenheit der individuellen Vorstellung, ganz abgesehen von Sprach-

schwierigkeiten und dem halb kindisch-naiven, halb boshaften Irreleiten der befragten Indianer, über deren religiöse Begriffe in's Klare zu kommen; rechnet man dazu noch den Widerwillen, die unendliche Geringschätzung, welche ältere wie neuere Missionäre dem Studium der allerdings meist ziemlich albern klingenden religiösen Sagen entgegen brachten, so läßt es sich begreifen, daß wir dieselben im Allgemeinen für noch geringer halten als sie wirklich sind. — Es scheint jedoch, als hätten die zu der Tupifamilie gehörigen Indianer etwas ausgeprägtere Vorstellungen in dieser Hinsicht und ich möchte behaupten, daß ein Theil der früheren Erfolge der Missionäre gerade unter ihnen auf Rechnung des angeborenen Respektes vor einer geheimnißvollen Geisterwelt und den als Mittelsmännern auftretenden Priestern zu setzen sei. — Sehr leer sieht es aber bei andern, z. B. den schon öfters angeführten, höchst positiven Coroados der Südprovinzen aus, von welchen mir unser guter, alter Frei Timotheo de Castel Nuovo, Direktor v. S. Pedro d'Alcântara, einst mit traurigem Achselzucken, und gleichsam als Apologie für seine eigene, etwas passive Haltung, mittheilte, daß ihm einer derselben während der Messe mit lauter Stimme einen Teller Farinha verlangt habe, weil ihn hungere! — Seit dieser Zeit, fügte der graubärtige Pater wehmüthig lächelnd bei, bin ich etwas desillusionirt, und hüte mich sehr wohl, meine Wilden zum Besuche der Messe anzuhalten.

Für völlig baar aller religiösen Vorstellungen kann ich jedoch selbst diese Coroados, die in anderer Hinsicht so hoch über andern Wilden, z. B. gewissen Negervölkern stehen, nicht halten, so daß die neuerdings wieder mit vermehrtem Interesse verhandelte Frage: ob es vollständig religionslose Völkerschaften gebe, wenn bei den unmerklichen Uebergängen zwischen den verschiedenen Anschauungen überhaupt jemals eine bestimmte Beantwortung derselben möglich erschiene, auch für dieses Mal noch unentschieden bleiben muß. — Von einem eigentlichen Gottesdienste ist jedoch heutzutage auch bei den Tupistämmen nicht die Rede, und mögen deren Ideen über die sie umgebenden Erscheinungen und deren muthmaßliche oder vermeintliche Ursachen und Grundprincipien bei den verschiedenen Stämmen sein, welche sie wollen, in keinem Falle erheben sie sich über kindisch rohe Vorstellungen von mehr feindselig als freundlich gesinnten dämonischen Gewalten, welche durch die mit größerer oder geringerer Macht ausgestatteten Pajés oder Zauberdoktoren beschworen und unschädlich gemacht werden müssen. — Diese schlauen Betrüger, die übrigens in vielen Fällen doch wohl zu gleicher Zeit sich selbst betrügen, indem sie innerlich, wenn auch nicht von der Unfehlbarkeit ihrer Mittel, so doch von der Heiligkeit ihrer Mission überzeugt sind, spielen nicht nur in dem Leben aller noch einigermaßen unabhängig lebenden Indianerstämme eine ganz bedeutende Rolle, sondern beinahe möchte es mir scheinen, als sei auch auf den portugiesisch sprechenden Mestizen, auf den mit Negerblut vermischten Zambo noch ein Theil jener Scheu vor der Macht der Pajés und deren Kenntniß übernatürlicher Kräfte übergegangen.

Ganz wie bei den Schamanen der nordasiatischen Völkerschaften hängt übrigens der Grad von Einfluß, den sich ein Pajé unter seinen Stammverwandten zu erringen im Stande ist, durchaus von seinen Leistungen, von seinen Erfolgen bei der Heilung von Krankheiten, von seiner mehr oder weniger bedeutenden Persönlichkeit ab, und wehe dem Pajé, der durch Mißerfolge sein Ansehen verloren hat. — Der Grimm des ganzen Stammes, eine Art von Rache für die früher empfundene Scheu, dreht sich gegen die gesunkene Größe, und nicht selten soll er mit dem Leben den Genuß der bevorzugten Stellung bezahlen.

Und mächtig ist sein Einfluß allerdings: er ist es, welcher bei Streitigkeiten entweder im Einverständnisse mit dem Häuptling oder selbst gegen dessen Ansichten, das entscheidende Wort spricht, Jagdreviere abgrenzt, zu Krieg oder Frieden rathet.

Durch ein gravitätisches, selbst unter Indianern als wortkarg geltendes Benehmen, durch angebliche strenge Fasten, und nächtliche Zusammenkünfte mit Geistern einer andern Welt, durch eine bei aller Charlatanerie nicht immer ungünstige Behandlung von Kranken verstunden es diese Auguren ihrem ganzen Stande einen solchen Schein von Heiligkeit zu verleihen, daß selbst unter den Indianern der Regierungsaldeamentos, wo doch durch die Berührung mit den übermächtigen Weißen unfehlbar ein gewisser Skepticismus einreißen muß, ihr Einfluß immer noch ein großer ist.

Zur Zeit, als ich im Aldeamento von S. Ignacio am Paranapanema weilte, kam Cuyabá, Häuptling und Pajé einer noch unabhängigen, in der Nähe lebenden, Horde von Cayowa-Indianern nach dem Aldeamento, so daß

ich Gelegenheit hatte, dieses Prachtexemplar eines Beschwörers kennen zu lernen. — Es war ein Mann im Alter von 50 Jahren, mit großgeschnittenem, ausdrucksvollem, von einer wildflatternden Mähne schwarzer Haare umgebenen Gesichte, dem der lange Xerimbitü (das durch die Unterlippe gesteckte, wie Bernstein aussehende Harzstäbchen), der schwarzweiße, auf die breite Brust herabfallende Perlschmuck, sowie der von einem breiten Gürtel gehaltene, mit Fransen und eingewebten Linienornamenten reich verzierte Cheripá oder Lendenschurz ein besonders stattliches Aussehen verliehen.

Wenngleich er in uns zum ersten Male wirklich weiße Menschen sah, indem die wenigen Angestellten des Aldeamento alle mehr oder weniger amulatados, d. h. mit Negerblut vermischt waren, und auch sonst unsre Expedition ganz besonders interessant für ihn sein mußte, so verzog er doch keine Miene und setzte sich auf unsre Einladung hin mit einer derart kaltblütigen Ruhe zu Tische, daß wir selbst nahezu das nil admirari und damit unsre Pflichten als Wirth vergessen hätten.

In einer Unterredung, die er darauf mit dem Direktor des Aldeamento hatte, welcher ihn veranlassen wollte, seine Hütten im Walde zu verlassen und zu den Weißen zu kommen, wo Messer, Aexte und Salz und sogar Pulver und Blei zu haben wären, — und wo nur Eines, die Vielweiberei, verboten sei, gestand er durch mit gravitätischem Kopfnicken begleitete „mesmo, mesmo", d. h. „gleichfalls, gleichfalls," (ein Ausdruck, der ihm schon den Uebernamen Capitão „Gleichfalls" eingetragen hatte) zu, daß das, was der weiße Capitão von dem Reichthum und der Macht der Weißen sage, Alles ganz richtig sei, und daß er selbst in Bezug auf die Vielweiberei zugeben müsse, sie habe ihre Schattenseiten, daß er jedoch mit Rücksicht auf die Seinigen vorziehe im Walde zu verbleiben und nur von Zeit zu Zeit um Handel zu treiben nach dem Aldeamento zu kommen. — „Jawohl, und um Dies und Jenes mitgehen zu heißen," raunte mir der ergrimmte Direktor zu, der nun zum dritten oder vierten Male von dem seine Freiheit über Alles liebenden schlauen Wilden abgewiesen worden war. — „Jedesmal, versicherte er mich, muß ich ein Paar meiner Leute als Aufpasser herumschicken, wenn ich nicht Gefahr laufen will, daß der Schlingel mit seiner Weiberbande beim Weggehen außer dem Säckchen Salz, das ich ihm schenke, nicht noch eine Axt, ein Waldmesser oder gar eine Flinte mit in seine Canots nimmt."

„Was glauben Sie, daß dieser Spitzbube vor kurzem in dem Aldeamento von S. Pedro d'Alcantara am Tibagy ausgeführt hat? — Er wußte, daß einer der dort wohnenden Cayowa-Indianer, also einer seiner nächsten Stammverwandten, ein ausgezeichnetes Beil besitze; keines jener schlechten importirten englischen Werkzeuge, die auf jedem härtern Holze splittern, sondern eines unsrer soliden im Lande gefertigten. — Dieses Beil nun zu erlangen war Cuyabás Dichten und Trachten. — Er machte sich an den jungen Burschen und hatte denselben in kurzer Zeit, kraft seiner weltlichen und geistigen Autorität und einer, trotz seiner gewöhnlichen Zurückhaltung, nicht geringen Suada derart bearbeitet, daß er sich einverstanden erklärte, das schätzbare Werkzeug an den schlauen Betrüger abzutreten, wenn ihm derselbe, wie er versprochen, wirklich die Mittel zu einer persönlichen Zusammenkunft mit dem großen Geiste verschaffen wolle. — Nach einigen vorbereitenden Ceremonien, Fasten und Kasteiungen, denen sich der eifrige Adept mit der größten Bereitwilligkeit unterzogen hatte, benachrichtigte ihn Cuyabá, daß der große Tag nun gekommen sei, an dem er von Sonnenaufgang bis gegen Sonnenuntergang ohne zu essen oder zu trinken an einer gewissen Stelle im Urwalde verweilen und die ihm eingeprägten Zauberformeln hersagen müsse. — Der große Geist werde ihn dann ganz sicherlich nicht nur seiner hohen Gegenwart würdigen, sondern ihm auch außerdem die wunderbarsten Dinge (sic) mittheilen; er, Cuyabá, müsse sich jedoch als Belohnung für die angegebenen Verhaltungsmaßregeln jetzt schon das fragliche Beil ausbedingen, da ihn dringende Geschäfte (Regierungssorgen wahrscheinlich) nach Hause riefen."

Treu und geduldig hatte der gute Junge nun an dem bezeichneten Platze ausgehalten vom frühen Morgen bis die letzten Strahlen des sinkenden Gestirnes golden durch das Laubdach brachen, und heimkehrende Papagaienschwärme das waldige Thal mit ihrem Kreischen erfüllten; dringender und dringender hatte er seinen Ruf, sein Bitten ertönen lassen — aber der große Geist hatte sich seinen blöden Augen nicht geoffenbart. — Da war er endlich traurig nach Hause geschlichen, um zu erfahren, daß der betrügerische Alte schon längst in Begleitung seiner Weiber und sonstigen Gefolges in zwei langen Canots stromab gefahren sei und nun zwischen den brausenden Wassern des Tibagy und nur wenige Tagereisen von seiner Heimath den Raub schon so gut wie in Sicherheit habe. — Es half ihm auch

wenig, daß er sich bei dem Direktor des Aldeamento beklagte, denn Cuyabá erschien von jener Zeit an nicht mehr in S. Pedro d'Alcantara.

Er hatte sich jedoch auch schon reellere Titel auf die Anerkennung der „Besten seiner Zeit und seines Stammes" erworben, als mit dieser Geisterbeschwörung à la Cagliostro-Eulenspiegel.

Mein Gewährsmann hatte der Behandlung und Cur eines durch einen schmerzlichen Rheumatismus gequälten Indianers beigewohnt, dem Cuyabá unter dem Absingen von Zaubersprüchen und dem Geklapper der Maracá [1] (deren Ton dem bösen Geiste Jurupari besonders unangenehm sein soll) den Rauch einer ungeheuren Cigarre von angeblich besonderer Wunderkraft entgegenblies, um ihn alsdann vom Scheitel bis zur Zehe und zwar mit solcher Heftigkeit zu streichen und zu kneten, daß dem Beschwörer sowohl, wie dem Patienten zuletzt der Schweiß in Strömen vom Körper rann. — Nachdem er unter stetem Streichen von der Mitte des Körpers gegen die Extremitäten die Krankheit gleichsam an den Fingern und Zehenspitzen zusammengedrängt, und sie dann nach Art unsrer Taschenspieler mit einem Ruck noch vollständig herausgerissen, dann zum Schlusse sich selbst in den Mund geschoben und unter Grimassen verschlungen hatte, erklärte er den Kranken für geheilt und da derselbe nach diesem stundenlang andauernden Kneten und obligaten Schwitzbade ohne Zweifel eine Erleichterung fühlte, so war das zahlreich versammelte Indianervolk von der Wirksamkeit des Cigarrenrauchs, der Maracá, der Zaubersprüche, kurz von Cuyabás Macht über Krankheiten und böse Geister auf's Neue und mehr denn je überzeugt.

Ich führte weiter oben den Xerimbitá, ein 12 — 15 Centimeter langes Stäbchen aus durchsichtigem, gelbem Harze als integrirenden Theil von Cuyabás Costüm an. — Dasselbe wird aus dem Harze des Jatáhy (Hymenaea) durch Eintröpfeln desselben in ein Bambusröhrchen und nachheriges Zuschleifen angefertigt und, wie gesagt, von den Männern in der durchbohrten Unterlippe getragen, wo es durch eine Art von kleiner Krücke festgehalten wird.

Diese barbarische Lippenzier, welche ich in dieser Form und solchem Material nur bei den Cayowas der Provinz Paraná gesehen habe, ist jedoch auch bei Betrachtung der ethnographischen Verhältnisse des 300 geographische Meilen entfernt liegenden Amazonasgebietes und zwar deßhalb interessant, weil am Ufer des Mamoré, auf einem mit alten Topfscherben bedeckten Hügel, dem Serrito in der Nähe der ehemaligen Mission Exaltacion, aus einem weißen Quarze geschliffene Xerimbitás von 5—6 Centimeter Länge gefunden werden, die wieder mit einigen im Tibagy, in der Nähe von S. Pedro d'Alcantara aufgefischten, gleichfalls aus Stein sorgfältig gearbeiteten, die größte Aehnlichkeit haben.

An diesem Serrito also, einer kleinen Bodenerhebung, welche dadurch, daß sie bei außerordentlichen Hochwassern als einsame Insel aus der weithin überschwemmten Niederung sich erhebt, ganz besonders zu einer Niederlassung sich eignete und auch heutzutage wieder von einem betriebsamen Brasilianer — (dem um das Wohl von zwei Expeditionen, der des Lieutenant Gibbon und der unsrigen, hochverdienten Antonio de Barros Cardozo) — besiedelt ist, werden durch die Regengüsse nicht nur eine Unzahl von mit einfachen Wellenlinien (und zwar auf der Innenseite) verzierten Topfscherben bloßgelegt, sondern es wurden dort auch drei solcher Quarz-Xerimbetás gefunden. [2]

Darf nun schon das Tragen des glänzenden, leicht herzustellenden Harz-Xerimbetás als ein charakteristisches Stammesmerkmal betrachtet werden, um wie viel mehr das des mühselig anzufertigenden Steinzinkens, und ich glaube, daß man dessen Vorkommen an zwei von einander so weit entfernten Punkten als einen weitern Beweisgrund für

[1] Die Maracá ist ein in der Art des bekannten Kinderspielzeuges aus einem Kürbisse von der Größe zweier Fäuste gefertigtes, mit Handgriff und dunkelrothen Troddeln versehenes, mit Kieselsteinen gefülltes Instrument, welches für heilig gilt und nur von dem Häuptling und dem Pajé geführt werden kann. — Es vertritt, — man erlaube mir den Vergleich — den Weihwassersprengel der Katholiken, und dürfte, wie jener, bei keinem Exorcismus fehlen.

[2] Einer derselben, der mir an Ort und Stelle von Herrn Antonio de Barros Cardozo überreicht wurde, befindet sich nun in der prächtig geordneten, ethnographisch und culturhistorisch höchst interessanten Sammlung des Herrn Blackmore in Salisbury. Möchte doch das edle Beispiel dieses Mäcens der Kunst und Wissenschaft, der nicht nur die historischen und prähistorischen Ueberreste in und um Salisbury sammelt und erhält, sondern dabei in großartigster Weise das Ganze der menschlichen Entwicklungsgeschichte zu umfassen sucht, recht viele Nachahmer finden.

die von den meisten Ethnographen angenommene größere Verbreitung der Tupistämme in früherer Zeit, oder für deren weitgehende Wanderungen und Eroberungszüge anzunehmen berechtigt sein dürfte.

Möglicherweise trug nicht Jedermann einen solchen Xerimbetá aus Quarz, sondern nur die Häuptlinge oder die Pajés, bei denen ja auch heutzutage noch dieser Schmuck von ganz besonderer Länge zu sein scheint. — Einer der Cayowa-Indianer des Aldeamento von St. Ignacio erzählte mir einst mit dem unverkennbaren Ausdrucke von scheuer Furcht, daß „heilige Männer" (Santos) weit von da mitten im Walde wohnten, und daß sich dieselben durch die ungewöhnliche Länge ihrer Xerimbetás vor den gewöhnlichen Sterblichen auszeichneten.

Könnten nun derartige hochstehende Persönlichkeiten in frühern, „heroischen" Zeiten sich nicht des harten Quarzes statt des Harzes bedient haben, und mußten dann diese der Zeit und Witterung widerstehenden Zeichen ihrer Würde nicht gerade an solchen Plätzen, die den druidischen Nationalheiligthümern entsprochen haben dürften, in größerer Zahl zu finden sein?

Was die zahlreich vorgefundenen Topfscherben anbelangt, so dürfte vielleicht angenommen werden, dieselben stammten, wenn am Serrito wirklich eine alte Niederlassung und Begräbnißplatz sich befand, davon her, daß bei der Beisetzung der Leichen, ähnlich, wie dies bei gewissen prähistorischen Völkern Europas mit einiger Wahrscheinlichkeit nachgewiesen werden kann, irdene Töpfe zerschlagen wurden, — da ich in den heutigen Indianer-Aldeamentos, trotzdem die Fabrication solcher Töpfe daselbst von den Frauen noch gerade so betrieben wird, wie vor Jahrhunderten (ohne daß jedoch noch nach alter Weise begraben würde), — niemals auch nur annähernd eine solche Menge Scherben angetroffen habe, wie auf jenem Hügel am Mamoré.

Längst jedoch hat der weiße Mann Besitz genommen von der günstig gelegenen Stätte, dichte Cacaopflanzungen umgeben deren Fuß, während oben unter luftigen Schuppen der Saft des Zuckerrohres eingedickt oder das Fleisch eines frisch geschlachteten Ochsen in dünne Riemen geschnitten wird, um an der Sonne getrocknet zu werden.

Jetzt schon durchfurcht ein kleiner Dampfer den gelben Strom und bald wird man am Serrito durch dessen ungeduldiges Schnauben und Pfeifen aufgefordert werden, den Bündel zu schnüren, wenn man noch zu rechter Zeit den Zug in Guajará, mit ihm das Boot in St. Antonio und damit den transatlantischen Dampfer in Pará erreichen will!

Von dem ganzen merkwürdigen Indianertreiben wird dann aber kaum mehr übrig sein, als — ein paar Scherben.



Kapitel VII.

Die Moxos-Indianer der ehemaligen Jesuiten-Missionen in Bolivien.



Gründung einer Mission;
Leben und Treiben in derselben; strenge Disciplin;
Verfall und heutiger Zustand. Blutige
Episode aus St. Anna; Folgen der politischen Anruhen;
Kirchenfeste und Processionen; Besuch des
Excellentissimo; die Chicha; Vocabularium; die Missionen
am Paranapanema und Tibagy;
Schlußbetrachtung.



Ohne Verbindung mit der Außenwelt, einerseits durch die himmelanstrebende schneebedeckte Cordilheira de los Andes,[1] andrerseits durch pfadlose Urwälder mit kaum erforschten Strömen voll von brausenden Schnellen und Cataracten von dem großen Verkehr getrennt, wohnen in den Campos oder Prairien der östlichen Provinzen Boliviens, zwischen dem Beni, Mamoré, Itonama und Guaporé, in 15 großen, regelmäßig angelegten Ortschaften, den ehemaligen von den Jesuiten gegründeten Missionen,[2] 30,000 ächte, unvermischte Indianer, meist herrlich gebaute kräftige Gestalten, in einem Zustande von Verlassenheit und Gedrücktheit, wie er sich peinlicher und entmuthigender nicht gedacht werden kann.

---

[1] Die niedrigsten Päſſe zwischen den 11—12,000 Fuß über dem Meeresspiegel liegenden Thälern rings um den Triticaca-See und den Zuflüssen der Amazonas einer, sowie denen des stillen Oceans andrerseits erreichen die Höhe von 15,000 Fuß.

[2] Trinidad wurde gegründet 1687.
San Ignacio „ „ 1689.
San Xavier „ „ 1690.
San José „ „ 1691.
San Borja „ „ 1693.
Exaltacion „ „ 1704.

In der Kirche dieser letzteren Mission wird noch ein kleines Crucifix mit einem unter einer Krystallkapsel wohl verwahrten







MOXOS-INDIANER.

Aus der ehemaligen Mission Trinidad.

Als ihre Vorfahren den schlauen Worten der Jesuiten Gehör gaben, feste, ihren gewohnten Bedürfnissen im Grunde genommen wenig entsprechende, Wohnsitze bezogen und nach und nach zur beinahe vollständigen Aufgabe ihrer nationalen Eigenthümlichkeiten gebracht wurden, beugten sie sich vor einer weit überlegenen, geistigen Kraft, die außerdem in einem strengen patriarchalischen Regimente gerade diejenige Regierungsform gefunden hatte, welche einerseits den egoistischen Zwecken der Machthaber, andrerseits dem Kindergeiste der Indianer am besten entsprach.

Hatten diese Letzteren das Gefühl der Abhängigkeit und mußten sich selbst ihre stolzen Häuptlinge dem Willen der Patres unterwerfen, so genoßen sie dafür auch deren Schutz, welcher besonders in den Anfechtungen, die sie von den auf Sklavenjagd ausgehenden Paulistas zu erleiden hatten, nicht gering anzuschlagen war; die verderblichen Kämpfe zwischen den einzelnen Stämmen hörten auf und ihr materielles Wohlsein wurde außerdem in vieler Hinsicht gehoben und gefördert, da abgesehen von allem Andern der in größerm Maßstabe als früher betriebene Anbau von Mais und Mandioca, sowie die Zucht der kleineren Hausthiere, einen sicherern Unterhalt gewährte, als Jagd und Fischfang.

Bei alledem muß der erste Anfang der Missionsarbeit seine großen Schwierigkeiten gehabt haben, und ist es in historischer wie psychologischer Hinsicht unendlich zu bedauern, daß die spärlichen Nachrichten, welche wir über diese Gründungen besitzen, und welche einerseits von den Jesuiten selbst, andrerseits von den in Folge der Aufhebung des Ordens triumphirend sich erhebenden Gegnern herrühren, zu sehr von Parteileidenschaft gefärbt sind, um verläßlich zu sein. — Unsere Hauptautorität aus den Reihen der Letzteren ist Don Felix de Azára, ein spanischer Astronom und Geometer, der zu Ende des vorigen und Beginn dieses Jahrhunderts jene Gegenden besuchte und allerdings Gelegenheit hatte, noch viele Bewohner der ehemaligen Missionen zu sprechen, welche sich des Regimentes der Väter und deren Vertreibung im Jahre 1767 ganz gut erinnerten. — Derselbe geht so weit, den Jesuiten alles und jedes Verdienst bei Gründung der Missionen abzusprechen, indem er darzulegen sucht, daß deren Beginn durchaus in den von Privatpersonen, besonders hohen Beamten, Militärs ꝛc., unter Begünstigung der Regierung gehaltenen, durch Indianersklaven bebauten Plantagen, sogenannten Encomiendas, zu suchen sei, wie auch deren Fortbestand und Vergrößerung nur durch die Furcht, welche die scheußlichen Razzias der Paulistas den noch ihrer Freiheit sich erfreuenden Stämmen eingeflößt hätten, ermöglicht worden sei. — Azara ist aber, wie nun mit Sicherheit angenommen werden kann, allzu parteiisch, indem sich weder die unter einem unmenschlichen Regime stehenden Encomiendas als ein im Allgemeinen günstiger Boden für eine von den verhaßten Weißen ausgehende Institution, wie die Missionen waren, bezeichnen lassen dürften, noch die Furcht vor den Einfällen der Paulistas bei den weit im Westen, im heutigen Bolivien, wohnenden Stämmen der Chiquitos und Moxos sehr groß sein konnte, wenn gleich dieser Umstand, wie schon bemerkt, allerdings von einigem Einfluß gewesen sein mag.[1] — Das Geheimniß des glänzenden Erfolgs liegt wohl hauptsächlich in der strammen Organisation des Ordens, in dem Eifer und der Hingebung seiner Mitglieder, in dem Takt, welchen seine Obern bei Behandlung der Indianer an den Tag legten, sowie in der Sanftmuth und stillen Unterwürfigkeit, welche auch heute noch als Hauptcharakterzug und besondere Rasseneigenthümlichkeit bei den in erster Linie in Betracht kommenden Stämmen, den Guaranys und Moxos, verzeichnet werden muß. Einige Versuche auch andere Stämme, wie die kriegerischen Coroados zwischen dem Paraná und obern Uruguay, unter das Joch zu bringen, mißglückten vollständig und endeten in einem Falle sogar mit dem Tode des allzu kühnen Missionärs.

Splitter des wahren Kreuzes aufbewahrt, an dessen Basis sich auf einer Silberplatte folgende, auf die Gründung bezügliche Worte eingegraben finden:

S. Lignum Crucis, del que se adora en el Colegio de S. Pablo de Lima, dio le el Padre Provincial Antonio Vasquez al Padre Juan del Campo, quien como Rector de S. Pablo lo dio a otro Padre grave y este al P. N. de O, que con bene placito de los Superiores lo applico a la Reducion de Mojos de la Exaltacion de la Cruz que funda el Padre Ant. Garriga anno 1704.

Die folgenden 9 Missionen: Loreto, S. Pedro, S. Ramon, S. Maria Magdalena, N. S. de la Concepcion, N. S. del Carmen, S. Joaquim, S. Anna und Reyes wurden gleichfalls in den ersten Decennien des vorigen Jahrhunderts gegründet.

[1] Im Jahre 1691 drang eine jener auf Sklavenraub ausgehenden Horden von Paulisten allerdings bis nach Chiquilos vor, wurde jedoch total geschlagen und seitdem hatten die dortigen Missionen Ruhe.

Betrachten wir nun nach den uns zu Gebot stehenden Aufzeichnungen von Azára und den Jesuiten Dobrizhoffer und Charlevoix die Art und Weise, wie diese Missionen oder Reductionen, wie man sie auch nannte, verwaltet wurden:

Zwei Priester, wovon dem einen scheinbar nur die geistigen Angelegenheiten, in Wahrheit jedoch die Direktion des Ganzen, dem andern die Besorgung des Zeitlichen, das eigentliche Detail der Verwaltung, oblag, befanden sich stets in jeder Mission. Alle Missionen eines gewissen Kreises stunden dann wieder unter der Oberaufsicht eines Superiors, der in einer der größten (für die Paraguay-Missionen in Candelaria, für die des Beni in S. Pedro) seinen Sitz hatte, und für die Verbindung dieser vorgeschobenen Posten mit dem Ordensgeneral in Europa zu sorgen hatte.

Der Vorgang bei Gründung einer Reduction soll nach Azára gewöhnlich folgender gewesen sein: Zuerst sandte man an den Stamm, welchen man in's Auge gefaßt, einige Indianer mit Geschenken von der nächstliegenden Mission, die ihren wilden Brüdern berichten mußten, daß ein edler weißer Mann, der in der Nähe lebe und sie außerordentlich liebe, nichts sehnlicher wünsche, als zu ihnen zu kommen und bei ihnen zu wohnen. Er würde ihnen alsdann Dinge von viel höherem Werthe als die überbrachten Geschenke zukommen lassen, und Rindvieh, Eisen, Kleidungsstücke würden ihnen niemals fehlen; er werde Häuser für sie bauen, ihre Krankheiten heilen und dem ganzen Stamme überhaupt von dem allergrößten Nutzen sein. — Die Boten waren sicherlich unter den am besten aussehenden und intelligentesten Indianern der nahen Mission gewählt; ihre Zufriedenheit bot an und für sich schon eine gewisse Garantie, und die Versprechungen des weißen Mannes klangen dabei so verführerisch, daß man sich mit dem Besuche des unbekannten Gönners einverstanden erklärte, und derselbe in Kurzem, begleitet von einer größeren Anzahl seiner Leute, mit Geschenken beladen und eine kleine Ochsenheerde vor sich her treibend, seinen Einzug in die Malocca halten konnte.

Unter allgemeinem Jubel, Tänzen und festlichen Gelagen, zu welchen die von den Jesuiten mitgebrachten Lebensmittel den Hauptbeitrag liefern, wird — wohlverstanden von den Missionsindianern (die ich mir nicht anders vorstellen kann, als nach ihrer Art still in's Fäustchen lachend) — der Grund zu der neuen Mission gelegt, Straßen abgesteckt, eine Kapelle und solide Häuser aus Pisé gebaut, statt der leichten offenen Schuppen, und vor Allem das Land ringsum mit Mais, Mandioca und Baumwolle bepflanzt. — Das herrliche Klima läßt Alles auf's Schönste gedeihen, neue Heerden werden von der alten Mission herbeigetrieben, und als die Erndtezeit herankommt, sieht sich der entzückte „Wilde" im Besitze von nie geahntem Ueberflusse, und hat sich in kurzer Zeit derart in die neuen Verhältnisse gefunden, daß es ihm sehr schwer fallen würde, wieder zu dem alten Fischer- und Jägerleben zurückzukehren.

Ohne Mühe hat er ja Alles vollauf, während früher, besonders in der Regenzeit, wenn die hochangeschwollenen Ströme mit ihren trüben Wassern weithin die Niederungen überstauten und die Bewohner der Tiefe an Würmern, Insekten und kleinem Gethier nichts weniger wie Mangel litten und seine Lockspeise verschmähten, trotz aller Anstrengung gar zu oft Schmalhanns Küchenmeister war; das böse Fieber, das ihn schon lange geplagt, war unter der Einwirkung einer mächtigen Medizin für immer verschwunden; eine böse Wunde, die sogar den Beschwörungen des Pajé widerstanden, hatte sich durch den Balsam, den der weiße Mann aufgelegt, endlich geschlossen, — kurz: reicher und glücklicher hatte sich der Sohn der Wälder nie gefühlt.[1]

Aber ein anderer, nicht zu unterschätzender Faktor kam noch dazu: Das weibliche Geschlecht, welches auch hier, ganz wie bei unsern Vätern, zur Zeit als der heilige Bonifacius und die andern glaubenseifrigen Iren die Lehre des Gekreuzigten in unsre Gauen brachten, den größten Vortheil von den zur Geltung kommenden sanftern Sitten ziehen sollte und mit einiger Genugthuung von den Missionsindianern vernehmen mochte, wie sich in ihrer Heimath unter der neuen Ordnung der Dinge der gestrenge Herr und Gemahl nicht nur mit einer Frau begnügen, sondern auch zur Theilnahme an der Feldarbeit bequemen mußte, war sicherlich am ersten für die neue Lehre gewonnen und ohne Zweifel, dort wie bei uns, damals wie heute, die stärkste Stütze der schwarzgekleideten weißen Männer.

---

[1] Dobrizhoffer sagt hinsichtlich der Eßlust der Indianer und mit Bezug auf das von den Jesuiten befolgte Verfahren: Wenn nach dem Ausspruche des heiligen Paulus bei andern Heiden der Glaube durch das Ohr Eingang fand, so kommt er bei den Wilden des Paraguay sicherlich durch den Mund hinein.

Doch der entscheidende Moment naht heran, wo es sich zeigen soll, ob die Liebe zur Freiheit oder die Beredsamkeit des Jesuiten die Oberhand behalte, denn eines schönen Tages tritt der Letztere vor das versammelte Volk und redet es in wohlbekannten Lauten [1] etwa folgendermaßen an: „Meine Kinder! Ihr habt nun gesehen, daß es sich unter meiner väterlichen Leitung recht gut leben läßt und ich hoffe, daß ihr euch entschließen werdet, das alte Waldleben gänzlich aufzugeben, nur müßt ihr, da es nun doch unmöglich ist, daß eure Brüder fortwährend so für euch arbeiten, wie sie es bis jetzt gethan, selbst Hand mit anlegen das Land zu bebauen, die Heerden zusammen zu treiben, und all das zu thun, was ich euch sagen werde."

Mochten auch einige der Aelteren mürrisch zum Bogen greifen, und dem Redner und seiner in den Hauptlinien schon fertig da stehenden Mission den Rücken kehren, die Meisten dachten an die Fleischtöpfe Egyptens und — blieben.

Es wurden nun Aufseher und Gehülfen aus den Reihen der Eingeborenen, im Anfange wohl aus den Angehörigen der nächsten Mission ernannt: der Correjidor, und die Alcaldes, welche durch ein Rohr mit silbernem Knopfe ausgezeichnet waren und jeden Morgen bei dem Direktor zu erscheinen hatten, um seine Befehle in Empfang zu nehmen; der Major domo de Collegio, der als oberster Hausmeister auch die allgemeinen Vorrathskammern unter sich hatte und die wöchentlichen Rationen zumaß; dann die Meister der einzelnen Handwerke, der Capitano de los Carpinteros, der Zimmermeister; der Capitano de los Herreros, der Schmiedemeister; der Capitano de los Tejederos, der Webermeister; der Capitano de los Rosarios (statt Torneros), der Drehermeister, so genannt, weil er unter anderen auch die von Jedermann getragenen Rosenkränze zu machen hatte; [2] und für den Dienst der Kirche den Capitano de la Capella, den Capitano de la Plata, und den Capitano de la Cera, den Capellmeister, den Aufseher über das Silber und den über das Wachs. — Besondere Fiscales hatten die Arbeiter im freien Felde zu beaufsichtigen, während wieder andere, die an dem schwarzen Kreuze auf der weißen Camiseta kenntlichen Cruzeros, eine Art von Sanitätspolizei, nach den Kranken zu schauen, die Todesfälle und Geburten anzuzeigen hatten.

Kirchlicher Pomp, der heute noch auf das kindliche Gemüth jener Völker den tiefsten Eindruck macht und bei dessen Entfaltung, sei es nun in der Aufführung musikalischer Messen, bei Processionen oder symbolischen Tänzen der ganzen Bevölkerung ein möglichst großer, activer Antheil zugedacht war, trug sicherlich mächtig dazu bei, der älteren Generation den Verlust jener goldenen Freiheit, welche die nachfolgende schon nicht mehr gekannt hatte, vergessen zu machen.

Die Kirchen, heutzutage halbzerstört und des größten Theiles ihres Schmucks beraubt, müssen wirklich zur Blüthezeit der Missionen an Reichthum und Pracht, wenn auch nicht an wirklichem Kunstwerth der Ausstattung Alles übertroffen haben, was man bis dahin in Südamerika gesehen hatte, und was die Processionen anbelangt, so erzählt uns Charlevoix Wunderdinge davon: am Frohnleichnamstage besonders scheint man nicht nur mit Aushängen von reichen Teppichen, Wimpeln und Standarten das Mögliche geleistet, sondern auch die reichen, zu derartigen Decorationen so herrlich sich eignenden Naturprodukte der Tropen in vollstem Maße zur Ausschmückung der „via triumphalis" benützt zu haben.

[1] Nachdem schon im sechzehnten Jahrhundert die Jesuiten Jos. de Anchieta und Manoel da Vega Wörterbücher der Tupi-Sprache, Lingua geral brazilica, aufgestellt hatten, ließ der verdienstvolle Montoya 1639 mehrere Vocabularien &c. der verwandten Guarany-Sprache im Druck erscheinen.

Die Absicht dabei war, wie schon bemerkt, nicht nur den einzelnen Missionären ihre Aufgabe zu erleichtern, sondern auch das im Vergleich zu den Sprachen anderer Stämme verhältnißmäßig reiche und wohllautende Idiom nach und nach in ganz Südamerika zu allgemeiner Geltung zu bringen, und zu einer Art von Lingua franca zu machen.

In den Händen eines unserer Moxos aus Trinidad sah ich übrigens ein Heftchen mit sauber geschriebenen Gebeten in seiner von dem Tupi so verschiedenen Muttersprache, dessen Original von den Jesuiten herstammte und in, wie er mich mit Stolz versicherte, von den Indianern selbst gefertigten Copien von Generation zu Generation sich vererbte, ein Beweis, daß die Padres sich auch die Erwerbung weniger weit verbreiteter Idiome angelegen sein ließen, wenn solches für den Erfolg ihres Wirkens ersprießlich schien.

In den bolivianischen Missionen des Beni allein hatten sie in dieser Weise 7 verschiedene Sprachen zu erlernen!

[2] Unsre Ruderer, deren jeder 2 bis 3 Rosarios bei sich führte, verstunden es mit ihren großen Messern äußerst zierliche Perlen aus den dunkelbraunen Palo Maria zu schnitzen und sie mit dreikantig zugeschliffenen Nähnadeln fein zu durchbohren; offenbar ein Ueberrest jener alten Industrie.

Unter palmzweiggeschmückten Pforten, an welchen die herrlichsten Früchte, die glänzendsten Blumen prangten,[1] hatte man buntgefiederte Papagaien und Tucane, schneeweiße Reiher und ernst blickende Falken angekettet, ja sogar die gelbe Puma, die schwarze und die gefleckte Onze waren da in Käfigen ausgestellt, während der Fischreichthum der nächsten Gewässer in großen Schaalen lebendig zu sehen war. — Die Procession selbst mußte mit den Musikern, den phantastisch gekleideten, eine Aureole von Araráfedern tragenden Schwerttänzern, den mit Goldstickereien reich geschmückten Traghimmeln, den Kirchenfahnen und silbernen Kreuzen und dem, aus der waffenfähigen, zum Theil mit Musqueten, zum Theil mit Bogen und Pfeilen versehenen Mannschaft bestehenden, Schluß des Zuges einen höchst malerischen Anblick bieten, der selbst einen für Derartiges weniger empfänglichen Menschen, und um wie viel mehr nicht einen Indianer hätte enthusiasmiren können.

Eine andere Gelegenheit, bei welchem dem Geschmacke der Indianer an Schaustellungen und Gepränge Rechnung getragen und zugleich die dringend nothwendige Wehrfähigkeit der Reductionen waren die kriegerischen Uebungen und Scheinkämpfe, welche allwöchentlich auf dem großen Platze vor der Kirche und dem Collegium abgehalten wurden, und woran sich die ganze waffenfähige Mannschaft zu betheiligen hatte. — Reiterei und Fußvolk zogen da unter der Leitung der in reichen Uniformen prangenden Führer, auf das Commando des als oberster Befehlshaber fungirenden Correjidor gegen einander, und öfters sollen die Kämpfer so warm geworden sein, daß es nothwendig wurde sie mit Gewalt zu trennen.

Durch derartige Exercitien, welche, seit dem in Folge der Razzias, der Paulistas und auf Montoyas Verwendung die spanische Regierung die Erlaubniß zur Abgabe von Feuerwaffen an Indianer gegeben hatte, mit noch größerem Eifer betrieben wurden, war es nicht nur möglich die Paulistas zuletzt mit blutigen Köpfen heimzuschicken, sondern auch in den auf Portugals Abtrennung von Spanien folgenden Kriegen, als in Uruguay besonders um den Besitz der sogenannten Colonia mit abwechselndem Glücke gefochten wurde, die spanische Regierung zu verschiedenen Malen mit indianischen Hülfstruppen nachdrücklich zu unterstützen.

Die stramme Disciplin, das knappe militärische Wesen beschränkte sich übrigens keineswegs auf die kriegerischen Uebungen: das gesammte Leben in der Reduction war scharf nach der Schablone zugeschnitten, und jede Stunde hatte ihre besondere Bestimmung,[2] auf deren Durchführung mit Strenge gehalten wurde.

Mit Tagesanbruch tönte die Glocke zum Gebet, und nachdem sich unter den Klängen der Musik die ganze Bevölkerung auf dem großen Platze versammelt hatte, zogen die zur Feldarbeit bestimmten unter Anführung ihrer Aufseher und Vortragen eines Heiligenbildes nach dem Schauplatze ihrer jeweiligen Thätigkeit, während die in der Mission zurückbleibenden Handwerker, die Schmiede, Zimmerleute, Weber 2c. unter der Leitung ihrer Capitanos oder Meister nach den Werkstätten gingen. — Jeder erhielt seine Tagesarbeit angewiesen und bei der Vollständigkeit der Dressur ist wohl kaum anzunehmen, daß es unter gewöhnlichen Verhältnissen nothwendig gewesen sei, Zwangsmaßregeln und Strafen anzuwenden.

Daß dieselben jedoch auch verhängt werden konnten, sowie daß die ganze Erziehung darauf gerichtet war, die Nothwendigkeit der Unterwerfung unter die Gesetze, sowie die der Strafe nach begangenem Fehl, und zwar die letztere gleichsam als naturgemäße, unabweisbare Sühne darzustellen, erhellt aus einer jetzt noch in den Missionen gangbaren Ueberlieferung, wonach im Anfange einer der Patres (wohl der jüngern einer) — sich für irgend ein eingebildetes Verbrechen einer strengen Disciplinarstrafe unterwerfen mußte.

Wenn Solches, gab man den erstaunten Indianern zu verstehen, am grünen Holze, an dem direkt mit der Gottheit verkehrenden, ruhigen und verständigen, weißen Manne geschah, wie hätte dann das dürre, der sündige Indianer, murren dürfen, wenn ihm Gleiches widerfuhr?

[1] Die reichste Künstlerphantasie würde das dort zu solchen Zwecken zu Gebot stehende Material nicht Alles verwenden können; wie arm ist im Vergleich damit unsre nordische Natur, wo man sich bei derartigen Gelegenheiten mit düster einförmigen Tannenzweigen behelfen muß! — Mit den Palmen, den Farn, den Aroideen, den Orchideen und Lianen jener Wälder jedoch ließe sich ein Bogen herstellen, der würdig wäre die „Pforten des Paradieses" zu umrahmen.

[2] Usque eo illic omnes res, vel maxime privatae, ad certam quandam normam et constantem directae erant, ut secundum morem in Bolivia traditum conjuges Indiani media nocte sono tintinabuli ad exercendum coitum excitarentur.

Auch gehen dunkle Gerüchte von widerspenstigen Häuptlingen, die mit lebenslänglichem Kerker die Kühnheit bezahlten, die Pläne der Gesellschaft Jesu durchkreuzen zu wollen.

Und worin bestanden diese Pläne?

Hatten die Jesuiten wirklich die Absicht, ein eigenes unabhängiges Guarani-Reich zu gründen? Sollte es ein Zufluchtsort bei einem in Europa sich etwa gegen sie erhebenden Sturme werden? Man hat ihnen vorgeworfen, daß sie die spanische Sprache absichtlich aus den Missionen ausgeschlossen hätten, was um so mehr auffallen mußte, als außerdem für den Schulunterricht verhältnißmäßig gut gesorgt war; und allerdings war ihnen damit das Monopol alleiniger Leitung erhalten, und die Möglichkeit der Aufwiegelung der Indianer von Seiten ihrer Feinde nahezu vernichtet. Die Folge hat jedoch bewiesen, daß sie, obgleich sie die Macht in Händen hatten, dem königlichen Dekrete über deren Ausweisung Widerstand zu leisten und sich, wie später ihr Geistesverwandter, der merkwürdige Francia, in Paraguay gethan, von dem keiner energischen Kraftentwickelung fähigen Staatskörper zu trennen, ihre Reductionen (welche allein in der heutigen Provinz Rio Grande do Sul, Corrientes und Paraguay an 100,000 Bewohner gezählt haben sollen) einem mit einem Häuflein Reiter und einigen Franziskanermönchen begleiteten Regierungscommissär, mit einer Ruhe übergaben, die großartig zu nennen wäre, wenn uns nicht der Verdacht beschliche, als hätten die Patres das Ganze für ein vorüberziehendes Ungewitter gehalten und sich nicht unnützer Weise in den Ruf von Rebellen bringen wollen.

Betrachteten sie ihre südamerikanischen Missionen als milchende Kuh, mit deren Ertrag sie der Durchführung ihrer ehrgeizigen Pläne in Europa neuen Vorschub zu leisten im Stande waren?

Schlecht wäre diese Spekulation bei den mannigfaltigen Naturschätzen jener Gegenden in keinem Falle gewesen; wenn schon in jener ersten Periode der Entwicklung durch den beginnenden Handel mit Häuten, Baumwollgeweben, Paraguay-Thee im Süden und Cacao im Norden ein derartiger Ueberfluß sich ergab, daß die Kirchen der Missionen mit silbernen Geräthen, reichem Altarschmuck und prachtvollen Meßgewändern in verschwenderischem Maße ausgestattet werden konnten, — ein Schatz, dessen Reste die Moros-Indianer in den Reductionen des Beni heute noch als ein geheiligtes Erbtheil besserer Zeiten betrachten und mit argwöhnischen Blicken zu hüten suchen — was hätte im Laufe eines weiteren halben Jahrhunderts aus jenen, in ihrer Art einzig dastehenden Colonien nicht werden können?!

Der Handel mit Paraguay-Thee, jenem für die La Plata-Länder unentbehrlichen Genußmittel, das nirgends so gut gedeiht, als gerade dort, würde für sich allein schon genügt haben ungeheure Summen abzuwerfen, nicht zu sprechen von der Viehzucht, und, in den nördlicher gelegenen Missionen, dem Bau des Zuckerrohres, Cacáos, Kaffees &c.

Es wären die großartigsten, einheitlich verwalteten, landwirthschaftlichen Anstalten geworden, welche die Welt jemals gesehen hätte, indem nicht der geringste Zweifel darüber bestehen kann, daß es den Jesuiten gelungen wäre, dieselben in nahezu unveränderter Fassung bis auf unsre Zeiten zu bringen.

Nur der Strom der Einwanderung, großartige Verkehrsverbesserungen, Eisenbahnbauten und eine Hebung des Handels, wie sie sich in den letzten zehn Jahren selbst in jenen entlegenen Theilen Südamerikas bemerkbar machte, würde die Fortdauer des patriarchalischen Systems in Frage gestellt, immerhin aber noch längerer Zeit bedurft haben, um dasselbe ganz zu verdrängen.

Nach Allem, was wir gesehen, unterschied sich wohl das Verhältniß, in welchem die Indianer zur Blüthezeit der Missionen bis Mitte des vorigen Jahrhunderts zu ihren Herrn, den Jesuiten, standen, von eigentlicher Sklaverei nur dadurch, daß sie nicht verkauft wurden, und es klingt beinahe komisch, wenn jesuitische Schriftsteller, Charlevoix z. B., mit einer Allusion an altchristliche Verhältnisse von den Missionen als „christlichen Republiken" sprechen.

Waren auch die Indianer unter sich nahezu gleich, d. h. gleich machtlos, wurden die Felder gemeinschaftlich bebaut, gab es auch außer einem geringen Hausrath kein Privateigenthum in der Gemeinde, war auch der geringste Handel mit etwa in den Mußestunden angefertigten Artikeln nach Außen aufs strengste untersagt und jede Anhäufung von Vermögen faktisch unmöglich, bestund also in einer Hinsicht wirkliche Gütergemeinschaft, so bestund sie doch nur zu Gunsten der Herrn, in deren Beutel der Ertrag von der Arbeit Aller zusammenfloß, und die nur so viel davon wieder herausgaben, als ihnen nothwendig schien oder beliebte.

Ob ein solches Verfahren „christlich“ genannt werden konnte, sollten wir eigentlich billiger Weise den famosen Jüngern der Gesellschaft Jesu zur Beantwortung überlassen können, — „republicanisch“ war es jedoch sicherlich nicht, und unsre socialistischen Theoretiker würden wohl mit dieser Auffassung ihres Phalanstère kaum einverstanden gewesen sein, von den die Brandfackel schwingenden Praktikern derselben Schule nicht zu reden.

Also in solch idealschönem Lichte, wie den jesuitischen Schriftstellern, können uns ihre Missionen keineswegs erscheinen; wenn wir aber den Zustand von Verkommenheit, in welchem sich die Nachkommen jener im engen Kreise ihrer kindischen Anschauungen sich so glücklich fühlenden Indianer nach kaum hundert Jahren seit Aufhebung der alten Ordnung der Dinge befinden, einer nähern Betrachtung würdigen, so dürfte sich ergeben, daß der scheinbare Vortheil größerer Freiheit für dieselben allzu theuer erkauft ist, denn wurden sie früher von den Patres nach einem klug durchdachten, auf die Dauer berechneten Systeme ausgebeutet, bei welchem wenigstens ihre Existenz außer Frage stand, so werden sie heute ohne alles und jedes System von Hunderten gewissenloser Abenteurer nicht nur ohne alle Rücksicht ausgebeutet, sondern auch physisch wie moralisch zu Grunde gerichtet.

So lange sie unter der Leitung der Patres blieben, befanden sie sich allerdings in einem Zustande der Unmündigkeit, der für ihre weitere Entwicklung gerade nicht der vortheilhafteste genannt werden konnte, aber die Zeit der Emancipation wäre auch für sie herangekommen, und zwar, da doch anzunehmen ist, daß die Sonne wahrer Civilisation einst auch für das unglückliche, durch Partheien zerrissene Bolivien sich erheben, und man endlich dazu gelangen werde, dessen brachliegende Kräfte auszunutzen, unter für deren Fortbestehen günstigeren Bedingungen, als dies heute leider der Fall ist.

Wie die Verhältnisse nun liegen, sind sie, wie gesagt, einer Rotte von jeden Verständnisses für höhere Interessen baaren Abenteurern aus allen Nationen, vom eiteln, ewig conspirirenden Bolivianer, bis zum flüchtig gewordenen Wechselfälscher aus Rio de Janeiro, dem des Schreibens unkundigen polnischen Händler und dem schmutzigen neapolitanischen Kesselflicker in die Hand gegeben, welche, unter dem Vorwande Handel zu treiben, die naiven Rothhäute in der schändlichsten Weise übervortheilt und mißhandelt.

Dabei ist es, als ob sich alle diese Leute das Wort gegeben hätten die Sitten jener Naturkinder in der gründlichsten Weise zu verderben; besonders aber sind es die Vigarios, die Pfarrer der Pueblos, welche das Möglichste leisten, um das Werk ihrer Vorgänger zu vernichten. — Ihnen sind weder die silbernen Gefäße des Kirchenschatzes,[1] noch die Töchter und Frauen ihrer Pflegebefohlenen heilig,[2] und bei dem geringen sittlichen Gehalte der Eingebornen, läßt sich leicht ermessen, von welch traurigem Einflusse ein solches Beispiel auf die öffentliche Moral sein werde.

Nach diesen Vorbemerkungen fahre ich, an die in Kapitel II. begonnene Beschreibung anknüpfend in der Schilderung des heutigen Zustandes der ehemaligen Missionen, welche übrigens schon längst mit dem Ausdrucke Pueblos, d. h. Ortschaften, bezeichnet werden, fort. Dieselben stehen unter der Aufsicht von Corregidores, d. h. von der Regierung ernannter, von La Paz, Cochabamba oder Sancta Cruz kommender Beamten. Da jedoch, wie schon bemerkt, das Departamento del Beni, in welchem die Pueblos liegen, wie eine Art von Verbannungsort betrachtet wird, und sich wenig Prätendenten zu solcher Stellung finden, so bleibt der Regierung öfters allerdings keine große Wahl und sie

[1] In Trinidad sprach ich mit dem Polizeichef über den noch in den Pueblos vorhandenen Kirchenschatz. Das Schlimmste sei, sagte er, daß die Vigarios, über welche sie keinerlei Autorität hätten, ein Stück desselben nach dem andern auf die Seite brächten, einschmelzten und verkauften.

Es komme auch vor, daß sie, — und hierbei machte er eine charakteristische Handbewegung, wie wenn er im Innern einer runden Schaale herumdrücke, — durch Breitschlagen und Quetschen der zierlichen, getriebenen Arbeit, die gestohlenen Gefäße so unkenntlich machten, daß sie dieselben bei einiger Frechheit unter ihrem eigenen Tafelgeräthe benützen könnten. — Er wisse sogar, daß von einigen Vigarios derart gestohlene Gefäße zum niedrigsten Gebrauche benützt würden!

[2] Sexuum inter se consuetudo cum apud nullam Indianorum gentium austroamericanarum magna cum severitate exerceatur, tum apud Moxos Boliviae verecundia inprimis laxata est. Maritus si post sex vel octo mensium absentiam domum rediit, dummodo ei uxor novam „Camisetam“ novumque lectum suspensum texuerit, miti animo audit mulierem cum hoc vel illo rem habuisse se narrantem, ac tum demum indignabitur, si forte corpus miscuerit cum aliquo ex Albis.

Quae cum ita sint syphiliticos morbos atrocem in modum ingravescere, facile intelligitur; atque ii vel praecipue in causa sunt intermorientium paulatim aut marcescentium eorum, qui Alborum consuetudine utuntur, Indianorum.

muß sich entschließen, Leute mit der Leitung dieser Pueblos zu betrauen, welche den Schwierigkeiten der Lage keineswegs gewachsen sind.

Die endlosen politischen Wirren, denen, wie in den meisten dieser südamerikanischen Republiken, nicht etwa politische Meinungsverschiedenheit, sondern persönliche Interessen und zwar öfters der niedrigsten Art zu Grunde liegen, mögen auch noch das Ihrige dazu beitragen, um das abgelegene, beinahe nur von Indianern bewohnte Departamento zu einer Art von verlorenem Posten zu machen, für den man auch das allergeringste Opfer zu machen sich scheut. — Selbst wenn übrigens in den maßgebenden Regierungskreisen eine größere Theilnahme an dem Wohl der abgelegenen Provinz und ein bessrer Wille Etwas für deren Entwicklung zu thun vorhanden wäre, so würde schon die Kürze der von einem Präsidentenwechsel zum andern verfließenden Zeit, die Aufregung bei diesem stets mehr oder weniger blutigen Drama, sowie der damit verbundene Beamtenwechsel ein unübersteigliches Hinderniß für alle weitausgreifenden Verbesserungen sein. Wenn z. B. nicht von Außen auf die Wichtigkeit der Errichtung einer normalen Verkehrslinie zwischen dem Mamoré und dem Amazonas, welche in Kurzem eine gründliche Aenderung der Verhältnisse herbeiführen wird, hingewirkt worden wäre, von bolivianischer Seite wäre sicherlich nie Etwas geschehen, und in Jahrhunderten noch würden die geringen Bedürfnisse an europäischen Industriewaaren auf unwegsamen Pfaden über die hohe Cordilheira geschleppt, während die reichen Produkte des Landes selbst, zugleich mit der bildungsfähigen braunen Urbevölkerung zu Grunde gingen.

Nur zweimal in mehr denn 30 Jahren geruhte die Regierung in La Paz sich ihrer Unterthanen am Mamoré und Beni zu erinnern, und das eine wie das andere Mal hatte es die Beraubung der früheren Missionen zum Zweck.

In den dreißiger Jahren hatten sich nämlich die Indianer des Pueblo von Santa Anna gegen ihren Corregidor erhoben, dessen händelsüchtiger Sohn in einem vom Zaune gebrochenen Streite ihren Caziken erschossen hatte. Der Missethäter entkam durch schleunige Flucht und die erbitterten Rothhäute ermordeten an dessen Stelle seinen Vater, indem sie zu gleicher Zeit dessen Wohnung zerstörten und verbrannten. — Nachdem dieser Act der Rache vollbracht, legten sie jedoch Bogen und Pfeile ruhig nieder und kehrten zur gewohnten Beschäftigung zurück.

Nichts wäre nun leichter gewesen, als die Rädelsführer herauszufinden, zu processiren und exemplarisch zu bestrafen. — Die Regierung der Republik hatte jedoch andere Absichten, als ein Exempel zu statuiren; längst schon lauerte man in La Paz auf eine Gelegenheit, sich des Silberschatzes der Pueblos zu bemächtigen, und nun war sie gekommen. — Ein paar hundert Soldaten wurden aus der Hauptstadt mit dem Auftrage nach dem entlegenen Departemento gesandt, aus allen 15 Pueblos, von welchen die entfernter liegenden bei dem geringen Verkehr von dem blutigen Drama vielleicht noch nicht einmal Etwas vernommen, die Hälfte des Kirchenschatzes zur Sühnung des in Sant Anna verübten Frevels zu entnehmen und nach La Paz zu bringen.

Bei dem zu den Zeiten der Jesuiten vielleicht absichtlich genährten Mangel an Sympathie zwischen den sieben verschiedenen Stämmen, aus welchen die Bevölkerung der Pueblos besteht, war an einen gemeinsamen Widerstand nicht zu denken, und die brandschatzende Horde zog von Ort zu Ort ohne weitere Mühe, als die silbernen Gefäße auf die Lastthiere verpacken zu müssen. Wie viel eigentlich damals weggeschleppt wurde, ist unter den bestehenden Verhältnissen wohl gar nicht mehr zu ermitteln, da sich jedoch heute noch in den 15 Missionen zusammen nahe an 100 Arroben, d. i. 3000 Pfund Silber, befindet, so ist anzunehmen, daß die damals geraubte Quantität sicherlich nicht weniger betragen habe.[1]

Als jedoch der vor einem Jahre gestürzte Diktator General Melgarejo,[2] ein roher Mensch, ein Mörder und Trunkenbold, der in dem finanziell ruinirten Lande sich nicht schente, die Mittel zur Unterhaltung seiner Leibgarde

[1] Die Kirche in der Mission S. Pedro allein besaß zur Zeit der Jesuiten einen Silberschatz von 2000 Pfund.

[2] Nichts ist charakteristischer für die traurigen politischen Zustände des Landes, als die große Zahl der seit der Unabhängigkeitserklärung zur Macht gelangten Präsidenten, wenn nicht die Art, wie dieselben wieder vom Schauplatze, öfters zugleich von dem der Politik, wie von dem des Lebens — abgetreten sind.

Präsidenten waren:

1) Der „Libertador“ Simon Bolivar, geb. in Caracas 1784; gest. 1830.

2) Marschall José Antonio de Sucre, geb. in Cumana 1793; ermordet 1830.

durch die schändlichsten Erpressungen aufzutreiben, auf den Gedanken kam, die Kirchen der Pueblos am Mamoré und Itonama zum zweitenmale, und dieses Mal gründlicher als früher, zu berauben und zu diesem Ende in gänzlicher Unkenntniß der Verhältnisse nur einen Lieutenant mit einigen Dutzend Soldaten schickte, erhoben sich die Indianer von Trinidad, wo er mit der Plünderung beginnen wollte, wie ein Mann und der Lieutenant mit seinen Getreuen mußte einen schleunigen Rückzug antreten, ohne seine Mission erfüllt zu haben.

Außer dieser sehr sporadischen und, wie man sieht, für das Gedeihen der Pueblos weniger ersprießlichen Einmischung von Seiten des Supremo Gobierno überläßt man die, bei den regelmäßig wiederkehrenden politischen Umwälzungen sich vollständig theilnahmlos verhaltenden, Indianer, sobald sie die jährliche Kopfsteuer von 4 Pesos, etwa 20 Francs, bezahlt haben, durchaus ihrer eigenen Indolenz und der Gnade der oben erwähnten Speculanten.

Mit welch' frevelhaftem Leichtsinn man die ausgiebigsten, für die Zukunft nachhaltigsten Quellen nationalen Reichthums zu Grunde gehen läßt, mag aus Folgendem erhellen:

Zahllose, halbverwilderte Abkömmlinge der Rindviehheerden, welche zu den Zeiten der Jesuiten, unter deren eisernem Regimente die Indianer nicht wagen durften, davon mehr zu benützen, als ihnen die Padres zu erlauben für gut fanden,[1] mit geringer Mühe rings um die Missionen gezüchtet wurden, trieben sich bis vor Kurzem in jenen Campos umher.

Es war ein aus geringen Anfängen herstammendes, im Laufe zweier Jahrhunderte in's Colossale angewachsenes Kapital, das bei verständiger Benützung fort und fort seine Zinsen getragen und sich vermehrt haben würde. Aber das Supremo Gobierno in La Paz, welches sich das „Après nous le déluge“ zur Devise genommen zu haben scheint, zieht den unmittelbaren Nutzen allen schönen Hoffnungen für die Zukunft vor und gestattet seit etwa 25 Jahren einer Bande meist von Santa Cruz de la Sierra kommender Abenteurer, einen wahren Vernichtungskrieg gegen diese Thiere zu eröffnen.

Gegen die Erlegung einer Taxe von 1 Peso per Thier erhält Jeder die Erlaubniß, so viele zu tödten, als er will oder kann, und dabei genügt es, wenn man sich mit dem mit der Controlirung beauftragten Corregidor des jeweiligen Pueblo durch angemessene Theilung des Gewinnes zu verständigen weiß, bei etwa 3000 erlegten Thieren die Taxe für 300 zu bezahlen.

Da man jedoch finden mochte, daß es immer noch zu langsam ging mit der Zerstörung, so gab man vor etwa zwölf Jahren einer vollständig organisirten Compagnie für die runde Summe von 5000 Pesos das ausschließliche Recht, auf den Campos des Beni und Mamoré die Schlächterei während zehn Jahren im Großen zu betreiben, und man muß sagen, daß dabei, wenigstens was viehische Rohheit und kopflose Verschleuderung anbelangt, selbst für Südamerika Erstaunliches geleistet wurde.

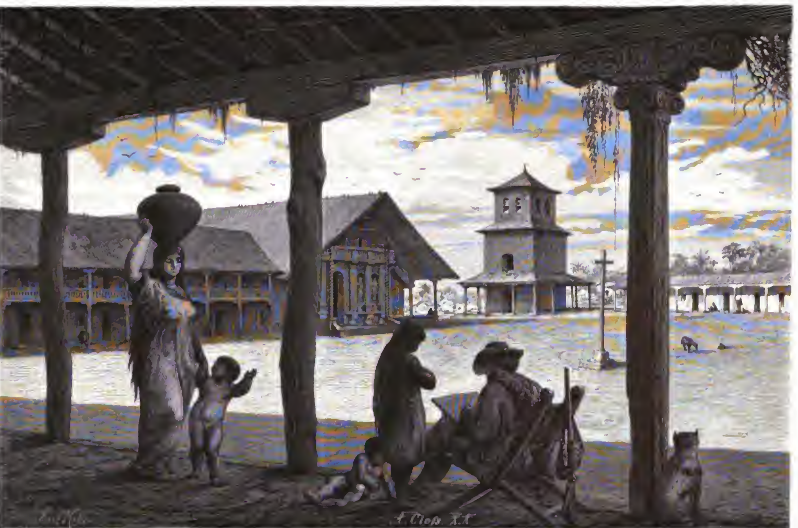
---

3) General D. Pedro Blanco, ermordet 1828.
4) General D. Andres Santa Cruz.
5) General D. José Miguel de Velasco, gest. 1860.
6) General-Capitain José Ballivian, vergiftet in Rio de Janeiro 1851.
7) General Manuel Isidoro Belzu.
8) General George Córdova, ermordet 1861.
9) Dr. D. José Maria Linares, gest. in Valparaiso 1861.
10) General José Maria Achá.
11) General Marianno Melgarejo, ermordet 1872.
12) Dr. Morales, gest. 1873.
13) Oberst-Lieutenant Adolpho Ballivian, erwählt 15. Mai 1873.

Von der langen Reihe haben nur zwei die höchste Gewalt ihren Nachfolgern auf normale Weise übergeben, und von den andern wurden mehrere entweder gleich bei dem erfolgenden Sturze oder nachträglich auf der Flucht und zum Theil sogar auf neutralem Gebiet ermordet.

[1] Nach einem Gerüchte, das man heute noch in den ehemaligen Missionen zu hören bekommt, hätten die Jesuiten, um den neu bekehrten Indianern den Geschmack am Fleische des bekanntlich erst von den Spaniern eingeführten Rindviehes gründlich zu verderben und ihren (der werthvollen Häute halber gezüchteten) Heerden Zeit zur Vermehrung zu lassen, dieselben glauben zu machen gesucht, das Fleisch der unbekannten, aus fernen Landen kommenden, gehörnten Ungethüms sei den braunen Menschen schädlich, und zur Bekräftigung ihrer Worte ihren Pflegebefohlenen auch wirklich vergiftete Stücke desselben in die Hände zu spielen gewußt! — Wem fiele dabei nicht der bekannte jesuitische Grundsatz ein?





DIE PLAZA DER MISSION EXALTACION.

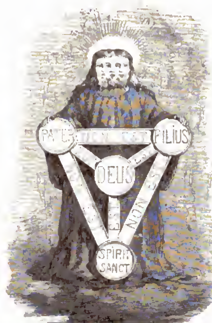
Ganz im Allgemeinen werden in solchen Fällen von der ganzen Beute nur die Häute und der Talg benützt, während man das Fleisch, als völlig werthlos, den Geiern überläßt. — Es wären allerdings weder die Arbeitskräfte noch die großartigen Einrichtungen zum Zerschneiden, Salzen und Trocknen des Fleisches, derart, wie sie in den großen Saladeiros der argentinischen Republik, von Uruguay und Rio Grande do Sul [1] angetroffen werden, in Bolivien leicht zu beschaffen, und von der Bereitung Liebig'schen Fleischextraktes kann ohne Maschinen selbstverständlich noch weniger die Rede sein.

Es mag also ein solch' summarisches Verfahren, so sehr es unserm Gefühle widerstrebt, an gewissen Orten seine Berechtigung haben, bei der oben angeführten Gelegenheit wurden jedoch durch weit über die Campos sich erstreckende, an dem einen Ende trichterförmig zusammenlaufende Einzäunungen,[2] gegen welche man die flüchtigen Heerden in weitem Bogen durch berittene Indianer antreiben ließ, in dem mit Palissaden umgebenen wasserlosen Corral meistens eine so große Zahl der armen Thiere versammelt, daß sie, in dem wasserlosen engen Raume zusammengedrängt, halb rasend vor Angst und Durst, derartig massenhaft verendeten, daß unter den Strahlen der Tropensonne Haut und Talg schon verdorben waren, ehe sie abgenommen werden konnten.

War diese abscheuliche Razzia nun auch gänzlich verunglückt und hatten die Theilhaber Schaden statt Gewinn, so waren Andere, die behutsamer verfuhren, glücklicher; viele Tausende der stets werthvollen und leicht zu transportirenden Häute wurden ausgeführt und ein derartiger Gewinn dabei gemacht, daß während einiger Zeit ein üppiges Prasserleben geführt werden konnte.

Von den im rothgestreiften Poncho, den feinen Palmstrohhut in die Stirne gedrückt, die schweren silbernen Sporen an den rehledernen Reitstiefeln, stolz zu Pferd sitzenden Caballeros, welchen von all' den Eigenschaften ihrer spanischen Vorfahren Nichts geblieben, als eine grenzenlose Eitelkeit, wurden bei ihren Ritten über die Campos im Würfelspiele (zu welchem das kleine Geräthe stets mitgeführt wurde und wobei eine der ledernen, auf dem Boden ausgebreiteten Sattelbecken den Tisch ersetzte) hohe Summen und Hunderte von Häuten verloren.

In den Pueblos konnte man sehen, wie träge Indianer Talg statt des Holzes brannten, und noch war ein derartiger Ueberfluß vorhanden, daß ein feistes Stück Rindvieh nicht mehr als 2 Pesos kostete.



Das Mysterium der Trinität, dargestellt von einem Jesuit-Künstler.

Die Regierung, welche sich, wie schon bemerkt, in steter Geldverlegenheit befindet, nützte diesen Reichthum noch in anderer Weise aus, indem sie sich nicht schämte, ihre Angestellten, die Corregidore, Vigarios und Schullehrer in den Pueblos am Mamoré, das Gehalt in Anweisungen auf so und so viele Stück wilden Rindviehs auszuzahlen, es den Betreffenden überlassend, sich dieselben zu fangen, oder diese Bonds mit bedeutendem Rabatt an die professionellen Schlächter zu verkaufen.

Hunderte und aber Hunderte von feisten, leicht zu zähmenden Thieren konnte man dieser Art für wenig mehr als die Mühe, sie zu fangen, erwerben und als Grundstock einer Estancia benützen, wie dies unser alter Freund Antonio de Barros Cardozo in der Nähe von Exaltacion mit gutem Erfolge gethan, ohne jedoch von Seiten der eigentlichen

[1] In einzelnen Saladeiros, Charqueadas, d. h. Fabriken von Charque oder Carne secca werden per Tag 800 bis 1000 Ochsen geschlachtet und deren Fleisch mit einer handwerksmäßigen Fertigkeit verarbeitet, die Alles derartige übertrifft.

[2] Das Material zur Verbindung der Stangen bei einem solchen Zaune besteht in Streifen ungegerbter Ochsenhaut, welche überhaupt in jenen Ländern zu den mannigfaltigsten Zwecken dienen muß: man dreht Laços daraus, Bettgestelle und Sessel werden damit überflochten, und mit einem Bündel leicht gedrehter Riemen, der Guasca, wird die Prügelstrafe ertheilt.

Bolivianer Nachahmer zu finden, was um so mehr zu bedauern ist, als die Folgen so massenhafter Zerstörung nicht lange ausbleiben konnten. Die Heerden verschwanden mehr und mehr, indem sich die letzten Reste derselben unter der Führung stolzer Bullen [1] nach jenen entlegenen Winkeln der Campos zurückzogen, wohin man sie aus Furcht vor den Angriffen wilder Indianer nicht zu verfolgen wagt, und somit ist ein für ein Land mit unabsehbaren natürlichen Waiden, paradiesischem Klima und dünngesäter Bevölkerung ganz vorzüglich geeigneter, für die Zukunft vielversprechender Grundstock nationalen Reichthums und Wohlbefindens in rohester Weise vergeudet worden.

Mit dem wilden Rindvieh sind auch die Hirsche, Rehe und die Rudel langhalsiger Emas [2] verschwunden, die früher die Campos bis in unmittelbare Nähe der Pueblos belebten; Alles ist der Geldgier der Weißen, dem Leichtsinne der Indianer, der bleibende Gewinn dem des Augenblicks in schmählicher Weise geopfert worden.

Eines nur blieb sich, bei all' dem traurigen Wechsel, seltsamer Weise gleich: der Gebrauch, den die Regierung in La Paz und Sucre angenommen, die Angestellten in den Pueblos mit Bonds auf wilde Kühe zu bezahlen, indem sie die Verminderung, die in dieser Hinsicht eingetreten war, vollständig zu ignoriren schien, und es sollte mich deßhalb nicht wundern, wenn sie bei einem neuen Anleiheversuch den europäischen Kapitalisten neben den ungehobenen Silber- und Kupferschätzen ihrer Berge, den Zöllen und Taxen an noch zu erbauenden Straßen und Eisenbahnen, auch die wilden Heerden ihrer Campos als Garantie anbieten würde. [3]

Noch läßt sich der Schaden in all' seinen Folgen nicht ganz übersehen; so viel steht jedoch fest, daß die bis vor kurzem noch gut genährten Indianer der ehemaligen Missionen, welche schon so weit heruntergekommen sind, daß sie eine Art großer Regenwürmer, denen sie in den Niederungen eifrig nachstellen, auf Schnüren vor ihren Hütten in der Sonne trocknen und verzehren, in steigender Progression abnehmen, und daß neben andern Ursachen sicherlich auch physischer Mangel mit in Anschlag zu bringen sei, wenn es sich um die Ergründung der Ursachen dieses allmähligen Aussterbens handelt.

Denn wie man auf der einen Seite die wilden Heerden zerstört, so thut man auf der andern nicht das Geringste, um die vegetabilischen Schätze des Landes auszunützen.

Weder für eine rationellere und ausgedehntere Cultur des Cacao, des Zuckerrohrs, des Tabaks und der Baumwolle, noch für die Verwerthung jener herrlichen Farbstoffe, Hölzer und Harze, welche die Natur dort mit immervollen Händen ohne alles Zuthun des Menschen spendet, geschieht irgend Etwas.

---

[1] Nach den Aussagen der Bolivianer bildet der stärkste der jungen Bullen nach blutigen Kämpfen mit seinen Mitbewerbern an der Spitze von zwei bis drei Dutzend Kühen jemals die neue Heerde. — Die abgewiesenen schwächern Bullen irren jedoch auch nicht einzeln umher, sondern vereinigen sich in Trupps von mehreren Dutzenden. — Eigenthümlich ist nun, daß die Haut all dieser wilden Bullen von einer die der zahmen weit übertreffenden Festigkeit ist, und daher, als zur Bereitung von besonders dauerhaften Laços geeignet, ein stets gesuchter Artikel ist.

Jedes Jahr kommen aus den angrenzenden Theilen der argentinischen Conföderation, aus Salta und Tucuman, Gauchos herüber, welche solche Häute aufkaufen, um daraus die zum Einfangen der halbwilden Pferde, Maulthiere 2c., ihrer Pampas unentbehrlichen unverwüstlichen Laços zu bereiten. — Da nun das sogenannte zahme Rindvieh jener Gegenden, in Bolivien sowohl, wie in Argentinien, ebensowenig unter Dach kommt, als die wilden Bullen des Mamoré und Beni, so kann der Unterschied in der Festigkeit von deren Häuten doch wohl nur von dem Umstande herrühren, daß die zahmen Bullen mit einer viel größern Anzahl von Kühen gepaart sind, als die wilden, für welche dieses Verhältniß nicht durch den Spekulationsgeist des Menschen, sondern nur durch die eigene Kraft geregelt wird.

[2] Der amerikanische Strauß, Ema oder Emu, auch N'handu genannt, Rhea americana, heißt in der Sprache der Moxos: Pi-yú. — Er ist in den abgelegeneren Campos der Provinz Minas immer noch ziemlich häufig. — Seine Eier haben etwa ⅔ der Größe der afrikanischen Straußeneier.

[3] Mehr als ein halbes Jahr, nachdem ich obige Zeilen niedergeschrieben, kam mir die Concession zur Hand, wodurch die bolivianische Regierung den Herrn Col. G. E. Church ermächtigt, auf den Wassern der Republik, soweit sie dem Madeirabecken angehören, Dampfer gehen zu lassen, und wirklich fand sich in derselben ein Artikel 3, der lautet wie folgt:

Die bolivian. Regierung bewilligt der Dampfschifffahrtscompagnie nicht nur das Recht sowohl Brenn- wie Nutzholz überall da zu schlagen, wo das Land sich nicht in Privatbesitz befindet, sondern auch unter den Rindviehheerden, welche der Staat in dem Departamento del Beni besitzt, 8000 Stück zu sammeln (sic), wobei es jedoch die Pflicht der Compagnie ist, dies in der für den Staat, wie für die Compagnie vortheilhaftesten Weise zu thun.

Ganz abgesehen von der witzigen Bedingung hinsichtlich der für den Staat, wie für die Compagnie gleich vortheilhaften Weise, kann man die Schamlosigkeit eines derartigen Gebahrens von Seiten der Regierung, welche sehr gut weiß, daß keine 2000 Stück Rindvieh mehr vorhanden sind, nicht genug brandmarken und würde, wenn dieselbe nicht außerdem höchst wichtige Landconcessionen, sowie andere Begünstigungen hinsichtlich der an den neuen Stationen zu erhebenden Zölle, — alles Dinge, die ihr bis jetzt allerdings keinen Heller kosten — gemacht haben würde, die Actionäre einer solchen Compagnie bedauern müssen.

Ebensowenig denkt man an die Hebung der Industrie, z. B. an die Ausbildung jenes außerordentlichen Geschickes, welches all' diese Indianer für die Herstellung von Flechtwerken und Geweben jeder Art besitzen, wenngleich die von denselben hergestellten, geschmackvoll ornamentirten Matten aus verschiedenartig gefärbten Binsen, die schön geflochtenen, soliden, auch in Europa geschätzten, sogenannten Panamahüte, sowie die gleichmäßigen, auf den primitivsten Webstühlen erzeugten Baumwollgewebe auffallend genug sind und für den Fall, daß europäische Cultur hilfreiche Hand leistete, gewiß Außerordentliches zu erwarten wäre.

Statt indessen zu helfen, geschieht von Seiten der Weißen alles Mögliche, um die Indianer auch in dieser Hinsicht gründlich zu entmuthigen. Man kauft ihnen die Erzeugnisse ihrer eigenen Industrie, die soliden Macánas oder Baumwollgewebe, die, was Dauerhaftigkeit des Fadens, sowie der Farben anbelangt, die europäischen Fabrikate bei weitem übertreffen [1] und in den Städten Cochabamba, Sucre, La Paz ꝛc. sehr geschätzt sind und gut bezahlt werden, zu den erbärmlichsten Preisen ab, während man ihnen auf der andern Seite unsere buntbedruckten Kattune mit den grellen Anilinfarben, welche besonders den Indianerinnen besser gefallen, als das makellose Weiß oder die bescheidenen Tinten der inländischen Produkte, zu dem sechsfachen Werth verhandelt.

Was Wunder, wenn der so Uebervortheilten eine Art von Lethargie sich bemächtigt und sie zuletzt sogar mit der Lust auch die Fertigkeit in der Herstellung ihrer reizenden Flechtarbeiten und soliden Webereien verlieren würden; und wirklich versicherten mich ältere Bolivianer, daß neuerdings eine gewisse Abnahme in der Qualität, sowie in der Quantität der Macánas zu bemerken sei.

Zwar sind es meistens die Caziken oder Häuptlinge, deren je einer in jedem Pueblo wohnt, welche die Vermittler bei all' diesen Geschäften machen, und z. B. auch die Anwerbung von Ruderern für die Reise nach dem Amazonas besorgen, das Handgeld in Empfang nehmen ꝛc.; dieselben sind jedoch, wenngleich manchmal mit dem Corregidor auf sehr schlechtem Fuße stehend, im Allgemeinen genommen den Ausschreitungen der Weißen gegenüber ebenso ohnmächtig, wie ihre Untergebenen und selbst allzuoft ein Opfer ihrer Einfalt, als daß Viel von deren Intervention zu erwarten wäre. Gerade zwei der vormals wohlhabendsten unter ihnen, der von Exaltacion und der ehrwürdige alte Cazike von Trinidad, waren selbst durch gewissenlose Betrüger um ihr ganzes Vermögen, Haus und Hof, Rindviehheerden und Silbergeschirr gebracht worden.

Dem Ersteren z. B., der zu seinem Unglück anfing, sich nach europäischer Sitte zu kleiden, machte ein neapolitanischer Goldwaarenhändler begreiflich, daß ein Mann von seiner Stellung durchaus zwei goldene Taschenuhren an schwerer Kette tragen müsse, verkaufte ihm dann mittelmäßige Genfer Uhren nebst anderm nutzlosen Kram zu fabelhaften Preisen [2] und drängte ihn so lange, bis er zur Bestreitung der Kosten seiner Heerden sich entäußerte und nun, ein ruinirter Mann, so ärmlich und bescheiden lebt und wohnt, wie der Letzte unter den Indianern des Pueblo.

[1] In der brasilianischen Provinz Minas-Geraes wird von den Frauen und Töchtern, zum Theil auch den Sklavinnen kleinerer Pflanzer und Viehzüchter eine Art starken Baumwollgewebes hergestellt, das dem der bolivianischen Indianer sehr ähnlich ist. — Da die Fabrikation jedoch auch hier nirgends in Großem betrieben wird, und die Nachfrage stets eine große zu sein pflegte, so kamen einige Kaufleute von Rio de Janeiro auf den Gedanken, dasselbe in England nachahmen zu lassen und importiren nun seit längerer Zeit Baumwollgewebe, welche allerdings die bescheidenen, zwischen Schwarz, Indigblau und Rostbraun sich bewegenden Farbenzusammenstellungen jener genau wiedergeben, an Haltbarkeit jedoch Alles zu wünschen übrig lassen. — Die Folge davon war, daß diese Stoffe ganz im Allgemeinen in Mißkredit kamen und daß auch die geringe inländische Production bis zu einem gewissen Grade darunter zu leiden hatte.

[2] Diese Goldwaarenhändler, mit ihrem meist aus Pforzheimer Fabriken stammenden, werthlosen Flitterkram sind auch in Brasilien eine wahre Landplage. — In der Provinz Minas-Geraes kam vor wenigen Jahren folgender unglaublich klingender, jedoch wohl verbürgter Fall vor: Ein Mascate (mit diesem wohl aus dem Verkehr zwischen dem heute noch portugiesischen Goa und dem südlichen Arabien stammenden Worte bezeichnet man in Brasilien diese Hausierer) langte mit seinem Diener und seinen Lastthieren auf einer ihm wohlbekannten Kaffeeplantage der Provinz Minas (am Rio Preto, Seitenfluß des Parahybuna) an und wurde von dem Eigenthümer gastfreundlich aufgenommen. — Er verkaufte einige Kleinigkeiten und hatte schon seine Absicht des folgenden Tages wieder abzureisen ausgesprochen, als er während der Mahlzeit, vor versammelter Familie, wie zufällig nach seiner Taschenuhr griff, dieselbe herauszog, andächtig küßte, den Deckel springen ließ, besah, wieder küßte und einsteckte. — Der Brasilianer hatte das Manöver zwar bemerkt und war neugierig geworden, wagte aber doch erst einige Zeit nachher zu fragen, welche Bewandtniß es mit der Uhr habe. — Der Mascate stellte sich einigermaßen verlegen — theilte ihm jedoch nach einigem Zögern mit, daß diese Uhr das werthvollste Erbstück seiner Familie, einen unschätzbaren Talisman, ein Porträt de Nossa Senhora enthalte, welches den Träger vor Krankheit, Noth und Ungemach beschütze und ihm schon von tausendfachem Nutzen gewesen sei. — Darauf zeigte er dem mit großen Augen zuhörenden Pflanzer, nachdem er das Kleinod nochmals ehrfurchtsvoll an die Lippen gedrückt, ein in die Innenseite des Deckels auf Email gemaltes Marienbild,

Außer dem Corregidor und dem Vigario, welch' letzterer jedoch nicht immer vertreten ist, und in Exaltacion z. B. zur Zeit unserer Anwesenheit fehlte, besoldet die Regierung merkwürdiger Weise in jedem Pueblo noch einen Schullehrer und so erbärmlich der Unterricht ist, so findet man doch hie und da einen Indianer, der das Spanische nicht nur sprechen, sondern auch nothdürftig lesen kann.

Unter unseren 80 Ruderern befanden sich z. B. zwei, welche mir aus einigen Heftchen Jugendschriften in portugiesischer Sprache ziemlich geläufig vorlasen und dieselben schließlich mit vielem Vergnügen als Geschenk annahmen.

Da die ganze den Indianern der Pueblos zu Gebote stehende Lectüre in einigen Heftchen mit Gebeten besteht, welche sich im Manuscript von den Zeiten der Jesuiten her vom Vater auf den Sohn vererbt haben, so darf man wohl behaupten, daß, wenn denselben mehr Hülfsmittel zu Gebote stünden, die Resultate keineswegs geringe sein würden.

Auch die Noten zu den Missas cantatas, lauter gute, alte Kirchenmusik, welche nebst den musikalischen Instrumenten, den Cellos, Violinen, Flöten, Harfen, sowie den merkwürdigen Bajones, d. h. aus Palmblättern künstlich zusammengeklebten Posaunen in der Form riesiger Panspfeifen in der Kirche aufbewahrt werden, stammen noch aus jener Zeit, und die Indianer selbst sind es, welche dafür sorgen, daß die Fertigkeit diese Instrumente zu spielen und die Noten zu lesen unter ihnen nicht erlösche.

Eine musikalische Messe, der ich in Trinidad anzuwohnen Gelegenheit hatte, war jedenfalls mit einer Sicherheit und Präcision ausgeführt, die nichts weniger als Decadenz verrieth, vielmehr dem musikalischen Talente dieser Rothhäute alle Ehre machte.

Ueberhaupt gehört der Sonntag Morgen, den ich in der alten Kirche von Trinidad zubrachte, zu meinen liebsten Reiseerinnerungen.

In der Morgenfrühe hatte ich die Wohnung meines gastfreundlichen Wirthes verlassen und schlenderte durch die noch menschenleeren Straßen des Pueblo nach dem großen Platze vor der Kirche.

Eine glänzende Tropensonne vergoldete zwar schon die Lehmwände des merkwürdigen Baues, der bei aller Gedrücktheit seiner Verhältnisse inmitten der niederen Hütten keinen schlechten Eindruck machte, aber noch hingen glänzende Thautropfen an jedem Grashalme und wehte eine herrliche Frische von den Campos herein.

Nochmals betrachtete ich mir die naiv gedachten und nichts weniger als meisterhaft ausgeführten Fresken auf der Vorderwand der Kirche: einen St. Franziskus und St. Luiz de Gonzaga, sowie das im Giebelfelde thronende, allegorisch symbolische Prachtstück, die Trinität darstellend.

In einer Mission, welche speziell diesem Mysterium geweiht war, mochte eine solche Erläuterung, wenn man es so nennen kann, um so nothwendiger erscheinen, als die rothhäutigen Neubekehrten den Patres öfters hart genug mit Fragen zusetzen mochten.

---

gab zu verstehen, daß es wohl von der Hand des heiligen Lucas herrühre, drückte schnell wieder zu, küßte es und schob es in die Tasche. — Dem inständigen Flehen des vollständig fascinirten, bigotten und beschränkten Mannes, ihm die Uhr nur auf einige Stunden zu leihen, gab er nur mit scheinbarem Widerstreben nach und als er nun auch das erste schüchterne Wort, welches dieser von Verkauf fallen ließ, in einer Weise beantwortete, als ob er sich durch ein derartiges Ansinnen tief gekränkt fühle, kannte die Lust des Pflanzers, das Kleinod zu besitzen, keine Grenzen mehr und er fing an hohe Summen dafür zu bieten.

Das war es, was der Gauner wollte, welcher, nachdem er noch mehrmals betheuert hatte, daß er nie ein solcher Schurke (sic) sein werde, sein heiligstes Gut um schnödes Gold wegzugeben und dadurch den Pflanzer zu immer höheren Angeboten getrieben hatte, zuletzt wie mit innerem Widerstreben und unter endlosen Betheuerungen, daß nur alte Freundschaft ein solches Opfer zu bringen vermöge, dem betrogenen Narren die Uhr für die Summe von 2 Contos de Reis, d. h. etwa 2500 Gulden überließ!

Kaum war jedoch der Handel abgeschlossen, so setzte sich der Mascate, Geschäfte vorschützend, auf sein bestes Maulthier und zog, als ein vorsichtiger Mann, mit Diener und Packthieren schleunigst von dannen. — Und recht wohl that er daran! — Denn nicht lange dauerte es, da kamen die Nachbarn, Freunde und Verwandte, welche dem Armen Teufel die Augen öffneten und sich noch obendrein über seine Leichtgläubigkeit lustig machten. — Auf's Höchste beschämt und ergrimmt wirft er sich zu Pferd und verfolgt mit zweien oder dreien seiner ergebensten Neger die Spur des Flüchtigen.

Umsonst! — Er hatte mit einem alten Fuchse zu thun gehabt, der keineswegs zu warten gesonnen war, bis er die Spitzen eines langen Minasmessers zwischen den Rippen gefühlt hätte.

Was weiter aus der Genfer Uhr mit dem Madonnenporträt von der Hand des heiligen Lucas geworden, weiß ich nicht zu sagen; — ein theures Familienstück war sie nun jedenfalls, vielleicht auch ein Talisman gegen fernere Dummheiten.





MUSIKALISCHE MESSE IN TRINIDAD.

Längst ist die Hand vermodert, welche das rohe Bildniß schuf, noch aber hält der in jenen Zeiten eingepflanzte Geist die Reste der Missionen nothdürftig zusammen, bis die Umgestaltung der Verhältnisse, commerzieller und socialer, zuletzt doch die Oberhand bekommen wird.

Noch stund ich in solchen Gedanken unter der Vorhalle des alten Baues, da kamen zwei Indianer eine der geraden Straßen herunter; es waren die Glöckner, und alsbald ertönte vom Campanile der Ruf zum Gebete. — Wie in Brasilien werden auch dort die Glocken nicht geläutet, sondern geschlagen und zwar mehrere gut zusammengestimmte nach einem gewissen meist sehr lebhaft bewegten Rhythmus. — Es klingt zwar nicht sehr feierlich, dafür aber um so melodischer und paßt vollkommen zu dem blauen Himmel, der blitzenden Sonne, den geputzten, mehr zur Unterhaltung oder zu verliebtem Stelldichein als zum Gebete nach der Kirche ziehenden Menschen.

In der alten Mission am Mamoré war das nun allerdings etwas verschieden: ernst und schweigend kamen Männer wie Frauen herbei; die ersteren ohne Ausnahme in der classischen Camiseta, die letzteren hie und da auch in weiten Hemden aus groß geblümten Stoffen europäischen Ursprungs, das lange schwarze Haar aufgelöst über die Schultern, zum Theil bis zum Knie, herabfallend. — Sogar die Kinder, meist reizende Gestalten, schritten gravitätisch einher, gleich den Alten den Rosenkranz in den kleinen braunen Händchen, kurz, man sah, daß Kirche und Gottesdienst bei ihnen noch in demselben Nimbus glänzen, mit welchem ihn die ersten Missionäre zu umgeben verstanden hatten.

Von der Musiktribüne, welche sich dem Altar gegenüber befindet, konnte ich bequem übersehen, wie der untere, in wohlthuendes Halbdunkel gehüllte weite Raum, sich nach und nach füllte: in erster Reihe, zunächst dem Chor, die Frauen, welche meist, nachdem sie knieend ein Gebet verrichtet, mit unterschlagenen Beinen auf den Binsenmatten sich niederließen, weiter zurück die Männer.

Die wenigen Weißen, der Sekretär des Präfekten sowie ein paar Kaufleute, verschwanden unter der Menge der Indianer, und leicht konnte ich mir vorstellen, daß ich mich zur Zeit eines Montoya oder eines seiner Nachfolger in einer der damals weniger zugänglichen Missionen befände.

Auf derselben Tribüne, wo zwei kleine Orgeln in reich geschnitzten Kasten mit bemalten Flügelthüren standen, hatten sich die Musici, Violinen, Flöten und die merkwürdigen Posaunen, unter der Leitung eines ehrwürdig aussehenden alten Indianerkapellmeisters mit einer großen, von einer über den Scheitel gehenden Schnur mit Bleikügelchen festgehaltenen Brille, eingefunden; vorn hart an dem schweren Dockengeländer postirten sich die Sänger mit einer kleinen rothen Fahne, um dem Chorus des mitsingenden Volkes im Nothfalle den Takt anzugeben; der Geistliche erschien vor dem Altare und die vollen Klänge guter alter Kirchenmusik wogten durch den weiten Raum. Es war das Fest irgend eines Heiligen und die Altäre prangten in reichem Silberschmuck, während schlanke Palmwedel von den Pfeilern des Langschiffs und der Orgeltribüne nickten und dem an und für sich schon interessanten Bilde noch jenen Reiz tropischen Reichthums verliehen, der gerade noch fehlte, um dem Ganzen etwas geradezu Märchenhaftes zu geben.

Eine kleine, halb komische halb rührende Episode trug noch dazu bei, meine Stimmung zu erhöhen: Während ich mir, an die Balustrade gelehnt, das ganze Bild einzuprägen suchte, kniete ein älterer Indianer mit einem prächtigen kleinen Jungen hart neben mir.

Der Alte blickte weder rechts noch links und ließ die Perlen seines Rosario eifrig durch die Finger gleiten, aber dem Kinde mochte doch die Zeit etwas lange geworden sein, als sein Blick an meiner Uhrkette und dem daran hängenden Medaillon haften blieb. — Es wagte zwar nicht, darnach zu greifen, sein entzücktes Lächeln, als ich es loshackte und es ihm in die Hände gab, sprach jedoch deutlich genug. — Noch hatte der Alte nur über seinen Rosenkranz hinweg nach meinem Beginnen geschielt, als ich nun aber das Medaillon öffnete und er ein Bildniß darin erblickte, raunte er, wohl im Glauben, daß es sich um ein Heiligenbild handle, dem Kinde schnell etwas zu, worauf das letztere, es mit beiden Händchen erfassend, einen ehrerbietigen Kuß darauf drückte.

Ruhiger und anständiger konnte sich übrigens kein Auditorium verhalten, als diese Indianer es thaten, und Ungebührlichkeiten, wie solche in Brasilien vorkommen, wo die eine oder die andere der Damen sich nicht scheut, während des Gottesdienstes durch einen Negerjungen ein Glas Wasser kommen zu lassen &c., wären geradezu unmöglich.

Lautlos, wie sie gekommen, kehrte die Gemeinde nach beendigter Ceremonie in die Hütten zurück und wenn nicht hie und da eine Gruppe spielender Kinder die Straßen belebt hätte, so wäre man versucht gewesen, für den Rest des Tages die Ortschaft für ausgestorben zu halten.

Größere kirchliche Festlichkeiten mit Prozessionen gehörten früher, wie schon bemerkt, zu den Hauptfaktoren erfolgreicher Katechese, und zählen auch jetzt noch nicht nur in Bolivien, sondern überhaupt in Südamerika zu den die ganze Bevölkerung elektrisirenden Begebenheiten.

Man kann sich, im Norden Europas wenigstens, nicht leicht einen richtigen Begriff von der seltsamen Mischung von Bigotterie, kindischem Vergnügen an Schaugepränge, Lust an Allotria und Liederlichkeit machen, womit die untern und mittleren Schichten der Gesellschaft daran Antheil nehmen.[1]

Die Aufzüge in den Pueblos haben jedoch durch das dominirende rein indianische Element einen ganz besonderen Charakter, der sich von der kindischeren, affenmäßigeren Auffassung der Neger-, Mulatten- und Mestizenbevölkerung der Städte durch seinen größeren Ernst, durch eine gewisse Wildheit gewissermaßen vortheilhaft auszeichnet.

In dem Pueblo von Exaltacion de la Santa Cruz, in welchem, wohl seinem Namen zu Ehren, an verschiedenen Punkten hohe Holzkreuze errichtet sind, zogen an dem Kirchweihfeste ein Dutzend der schon angeführten Macheteiros, d. h. Schwerttänzer, mit dem phantastischen Kopfputze aus den langen Schwanzfedern der Araras und dem goldgelbrothen Flaum von Tucanbrüsten in ihren glänzend weißen Camisetas, klappernde Hirschklauen an den Knöcheln und ein breites, meist hölzernes Schwert in der Hand unter Anführung ihres Häuptlings, der ein gewaltiges silbernes Kreuz schwang, mit dem ganzen Stamm als Gefolge, Weihrauch streuend und psalmirend von Kreuz zu Kreuz.

Hier sowohl, wie auch vor den Altären in der Kirche wurden dann von den „Kriegern" eine Art allegorischer Tänze ausgeführt, welche offenbar die Unterwerfung dieser Indianer und deren Uebertritt zum Christenthum versinnbildlichen sollten.

Nachdem nämlich der Macheteiro vor den Stufen des Altares einen kriegerischen Tanz unter obligatem Schwingen seiner Waffe ausgeführt, legt er diese, als er endlich erhitzt und schweißtriefend unter vielen Kniebeugungen herangetreten, sammt seinem wilden Kopfputz zu den Füßen des Cruzifixes nieder.

Aeltere Bolivianer sagten mir, daß in früheren Jahren die Betheiligung bei diesen Tänzen eine viel stärkere gewesen sei; man habe da Dutzende von Macheteiros tanzen sehen, und wenn gerade diese Sitte in letzter Zeit nicht schon ganz abgekommen sei, so rühre dies nur davon her, daß die Häuptlinge noch fest darauf hielten und im Nothfalle einige der jungen Männer zwängen, dabei mitzuwirken.

Noch ist übrigens der religiöse Fanatismus nicht ganz erloschen und heute noch sieht man gerade bei derartigen Prozessionen Schaustellungen von Selbstpeinigungen, die einigermaßen an die Gräuel des großen Umzugs von Jaggernaut erinnern: da hat sich z. B. Einer mit ausgestreckten Armen und einem Beine fest auf ein schweres hölzernes Kreuz binden lassen, und bekleidet so, mühselig sich fortschiebend, während Stunden den langen Zug durch die Straßen des Pueblo; dort rutschen Andere, worunter sogar Frauen, auf den nackten Knieen mit, bis sie endlich

[1] In einigen Städten im Innern Brasiliens z. B. läßt man für die Charfeeitagsprocession, bei welcher verschiedene als Türken, Henker, römische Soldaten ꝛc. gekleidete Taugenichtse mitwirken, eine Schauspielerin kommen, welche als Maria Magdalena auf einem von 6 Männern getragenen reich geschmückten Postamente (einem sogenannten Andor), knieend, mit aufgelösten Haaren und rothgeweinten (!) Augen die Luft mit ihren Wehklagen erfüllen muß. Das Publikum, unter welchem gerade die unbußfertigen Magdalenen besonders stark vertreten sind, ist zwar von heiligen Schauern ergriffen, und da und dort fließen sogar Thränen, aber im Ganzen ist es, abgesehen von Allem andern eine unwürdige, zu Skandalgeschichten jeder Art Veranlassung gebende Schaustellung. — In dem Städtchen Barbacena in der Provinz Minas Geraes, welches hinsichtlich der Moralität seiner Bewohner im allerschlechtesten Rufe steht, ziehen diejenigen der Frauen und Mädchen, welche sich etwas vorzuwerfen haben, an einem gewissen Bußtage, mit aufgelösten Haaren, entblößt bis auf die Hüften und mit einem schweren Steine auf dem Kopfe in langer Procession nach einer Capelle mit einem besonders verehrten Marienbilde. — Daß auch die höher Stehenden sich dem dominirenden Einflusse nicht ganz entziehen können und gezwungen sind, Concessionen zu machen, erhellt daraus, daß der Kaiser Dom Pedro II. am Frohnleichnamstage baarhäuptig unter einer glühenden Tropensonne während mehr als zwei Stunden die Procession begleitet, welche unter Anführung des heiligen Georg, einer abscheulichen auf ein Pferd geschnallten Puppe, die Straßen von Rio de Janeiro durchzieht, zum großen Aerger seiner beiden Schwiegersöhne, des Herzogs von Sachsen und des Comte d'Eu, welche, wenn anwesend, diese Tortur gleichfalls mitmachen müssen.

mit von dem scharfen Sand zerschundenen, blutenden Gliedern halb ohnmächtig an's Ziel gelangen. Den Schluß derartiger Festlichkeiten bildet selbstverständlich die Vertilgung einer möglichst großen Quantität von Chicha, dem Nationalgetränke der Bolivianer, von dessen eigenthümlicher Bereitungsweise noch die Rede sein wird, oder von dem noch schlimmeren Zuckerbranntwein.

Einen Hauptjubel setzt es ab, wenn der Präfekt des Departemento, der seinen Sitz in Trinidad hat, auf einer seiner Rundreisen nach dem Puebto kommt.

Es ist zwar kein stolzer, mit Schnitzwerk und Vergoldung geschmückter Bucentaur, der ihn den Mamoré herunter trägt, sondern nur eine der gewöhnlichen, mit Palmblattüberdachung versehenen Barken, über deren Spiegel höchstens die grün-gelb-rothe Flagge der Republik weht, die würdevolle Haltung jedoch, womit er die Huldigung der am „Hafen" seiner harrenden Menge entgegennimmt, erinnert an der Lagunenstadt schönste Zeiten.

Unter dem Klange der Violinen, Pfeifen und der unvermeidlichen Bajones (welche in diesem Falle, ähnlich wie die Posaunen des Alterthums, am unteren Ende von einem dem Musiker vorangehenden Knaben getragen werden) und dem Knattern der Gewehrsalven wird der hohe Würdenträger von dem Landungsplatze nach dem Pueblo geleitet, wo der Corregidor ihn nach besten Kräften bewirthet.

Unter Anführung des Caziken zieht dann die ganze Indianerbevölkerung unter den Fenstern des Excellentissimo vorüber, ein feierlicher Gottesdienst wird abgehalten und mit sinkender Sonne beginnen dann die Spiele, welche, in einem Stiergefechte der grausamsten Art gipfelnd, nur durch die einbrechende Nacht ihren Abschluß finden.

Zur Abhaltung des sehnlichst erwarteten Schauspiels ist auf der Plaza vor der Loggia des ehemaligen Jesuiten-Collegiums, auf welcher der Präfekt und die Honoratioren sich niedergelassen, eine kreisförmige Arena mit einer Reihe solider Palissaden umschlossen worden.

Auf ein gegebenes Zeichen wird das von mehreren Lassos gehaltene Thier, ein wilder, eigens zu diesem Zweck eingefangener Stier der Campos, herbeigeführt, in den Ring gebracht und derselbe fest geschlossen.

Das seiner Bande entledigte Thier sucht zuerst scheu nach einem Auswege, — umsonst! — Fest reiht sich eine Palissade an die andere, und die Kopf an Kopf sich drängende, blutdürstige Menge, die, vom Excellentissimo bis herab zur letzten Rothhaut, entschlossen ist, sich an dem Todeszucken des Königs der Prairien zu waiden, erhebt auf sein dumpfes Brüllen ein tausendfältiges Triumphgeheul; Violinen und Bajones fallen jubelnd ein, Chicha und Branntwein machen in Kürbisschaalen die Runde, und als nun gar der würdige Vertreter des Sopremo Gobierno vom hohen Söller herab einige Handvoll Kupfermünzen unter das Volk werfen läßt, hat die Stimmung jenen Höhegrad erreicht, der zum Beginn des eigentlichen Kampfes oder Gemetzels nothwendig ist.

Ein paar athletische, von Ehrgeiz und Spirituosen halb toll gewordene Indianer springen, lange, spitze Messer in der Faust, mit Katzengewandtheit über die Palissaden zu dem durch tausend Quälereien in schäumende Wuth gebrachten, mit den Hörnern den Boden aufwühlenden Stiere.

Während dieser aber unverzüglich gesenkten Hauptes auf den ersten Gegner losgeht, verursacht ihm der andere von hinten durch einen wuchtigen Messerhieb eine klaffende Wunde, und wie er, rasend vor Schmerz, sich diesem zuwendet, schneidet ihm der erste unter dem Jauchzen der Menge, dem Händeklatschen des Excellentissimo und der Honoratioren und dem Rauschen der frohlockend einfallenden Musik im wahren Sinne des Wortes ein Stück Fleisch von dem feisten Hintertheil.

So geht, oft mit haarbreitem Entwischen der Angreifer vor den Stößen des gequälten Thieres, das scheußliche Spiel weiter, und sollte auch einmal einer der Indianer von den Hörnern erfaßt, in die Luft geschleudert oder gegen die Palissadenwand gequetscht werden, daß Rippen und Brustbein krachen, so stört dies den Gang der Festlichkeit keinen Augenblick: neue Gladiatoren, toller und kühner als die früheren, treten an die Stelle der bewußtlos weggeschleppten, ja selbst Weiber mit blitzenden Augen und gerötheten Wangen, rasende Mänaden, springen in den engen, blutgetränkten Kreis, um dem durch den Blutverlust schwächer und schwächer werdenden Thiere auch noch ein Stück vom Leibe zu schneiden, bis ihm endlich Einer die Sehnen der Hinterfüße durchhaut und es brüllend und

stöhnend zusammenbricht, mehr einem Haufen blutender Fleischfetzen ähnlich, als dem stolzen Geschöpfe, das kurz vorher noch ungeduldig den Boden stampfte.

Unendliches Jubelgeschrei, ein glänzender Tusch der Bajones ertönt; der hohe Gast spricht dem Corregidor seinen tiefgefühlten Dank für das erhebende Schauspiel aus und zieht sich dann auf einige Zeit in seine Gemächer zurück, während die trunkene Indianerbande in ihren Hütten die vollbrachte Heldenthat nochmals lachend durchschwatzt, Chicha trinkt, das Fleisch des lebendig geschundenen Opfers verschlingt und die Orgie in würdiger Weise beschließt.

In den weiten Räumen des ehemaligen Collegiums versammeln sich jedoch mit einbrechender Nacht die Honoratioren zum festlichen Tanze, wenngleich der rauhe, noch aus den Zeiten der Jesuiten stammende, mit Knochenstücken in regelmäßige Felder eingetheilte Backsteinboden keineswegs einladend aussieht.

Ein paar seitwärts in der Hängematte sitzende Musici, welche auf den mit klirrenden Metallsaiten bespannten Guitarren einen monotonen, recitativartigen Gesang begleiten, dessen Worte entweder erotischen Inhalts sind, oder eine für die Gelegenheit passende Improvisation enthalten, fordern zum Tanze auf, sei es nun zum nationalen Fandango,



Moxos-Indianer aus Trinidad.

oder auch, und das Letztere ist wohl das Häufigere in dieser Zeit allgemeiner Verflachung und Nachäfferei, zu einer Contredanse. Eine Contredanse in einer der alten Missionen des Beni, bei welcher der kleine Krämer oder der Kleiderkünstler, von dem wir uns gestern unsern schadhaften Poncho ausbessern ließen, erscheint und es sich trotz seines wenig salonfähigen Costüms nicht nehmen läßt, in Hemdärmeln mit seiner grell aufgeputzten, schwarzäugigen, kleinen Senhorita das Gegenüber des Präfekten zu bilden! Warum nicht? Es ist ja, — und dies darf man in ganz Südamerika nie vergessen, — bei aller Toleranz immer noch die Hautfarbe das Moment, welches die socialen Unterschiede modificirt, und jeder einigermaßen Weiße hält, wie das castilianische Sprichwort sagt, den König nicht für adeliger, als sich selbst.[1]

[1] Etwas Aehnliches muß in jedem Lande, wo, wie in Südamerika, die kaukasische mit den Schwesterrassen zusammentrifft, stattfinden. — Der Rassenunterschied ist in diesem Falle mächtiger, als Alles, was die Stufenleiter socialer Stellung sonst aufzuweisen vermag, und ich kenne in Rio de Janeiro hochgestellte dunkelfarbige Brasilianer, die die Hälfte ihres Vermögens und Einflusses darum geben würden, die Haut des portugiesischen Wasserträgers zu besitzen, der soeben unter seiner Last die Treppe ihres Palastes heraufkeucht, um sich ein paar Groschen zu verdienen.

In Brasilien, dessen Verfassung nach dem Vorbilde derjenigen der nordamerikanischen Union gemodelt ist, kommt übrigens noch dazu, daß es dort keinen Erbadel mehr gibt, und nur der persönliche Adel durch den Kaiser verliehen, oder auch — es ist merk-

Den herumgereichten Erfrischungen, welche aus Chicha und einem aus Zuckerbranntwein gebrauten Punsch bestehen, wird nach und nach von allen Seiten in einer Weise zugesprochen, die für den kommenden Morgen den Meisten einen Ritt über die thaufrischen Campos wünschenswerth machen dürfte; wir wünschen deßhalb allerseits eine buena noite und suchen unter den säulengetragenen, düstern Veranda's des ehemaligen Collegiums, an der im matten Sternenschimmer wie ein Riesenbau daliegenden alten Jesuitenkirche vorüber den Weg nach unseren Hängematten.

Außer der versuchsweisen Schlichtung etwaiger Differenzen zwischen dem Corregidor und dem Caziken des Pueblo, nebst der ernstlichen Ermahnung an den Ersteren, die jährliche Kopfsteuer von den Indianern mit aller Strenge einzutreiben und dabei deren Entweichen auf brasilianisches Gebiet zu verhindern, glaube ich nicht, daß der Excellentissimo Senhor Prefecto del Departamento am folgenden Morgen noch etwas anderes mit seinem Untergebenen zu verhandeln haben werde, und wir mögen ihn daher seine Rundreise nach den übrigen Pueblos in Frieden fortsetzen lassen.

Da in obigen Zeilen öfters von der Chicha, dem Nationalgetränke jener Völker, die Rede war, bei dessen Nennung die düstersten Blicke sich erheitern und ein seliges Lächeln sich über die Züge eines jeden Bolivianers ver-



Moxos-Indianer aus Trinidad.

breitet, so ist es billig, daß ich einige Notizen hinsichtlich dessen Zubereitung mittheile, wenn ich gleich befürchten muß, bei zarten Gemüthern damit anzustoßen.

Voraus muß ich schicken, daß diese Chicha nicht zu verwechseln ist mit dem aus Aepfeln bereiteten sauern Getränke, welches Gerstäcker bei den Araucanern gefunden und das im Grunde genommen in Frankfurt am Main ebenso zu Hause ist, wie dort im Süden von Chili, — nein! — la nuestra Chicha ist aus den goldgelben Körnern des Mais bereitet, die, gequetscht und angefeuchtet, in Gährung gerathen.

---

würdig genug — gekauft werden kann. — Für etwa 2000 Thaler Baron, für 6000 Graf ꝛc. — Böse Zungen erzählen in Rio de Janeiro, daß, als vor 25 Jahren der Gründer des dortigen Asyles für Geisteskranke, der edle, menschenfreundliche José Clemente Pereira, sein Werk aus Mangel an Mitteln in Gefahr gesehen habe unvollendet zu bleiben und derselbe der Regierung den Vorschlag gemacht habe, mit der Verleihung des Baronates freigebiger zu sein, d. h. bei dessen Verleihung weniger auf Verdienste und mehr auf Verdienst (und zwar im Interesse des Asyls) zu sehen, die Beiträge so reichlich geflossen seien, que não tinha mãos a medir, d. h. daß er nicht Hände genug hatte um zuzugreifen, denn jeder Kaffeepflanzer, jeder reich gewordene Sklaven- und Carne-secca-Händler wollte sein Scherflein — zum Irrenhause beitragen.

Dieser Prozeß der Quetschung und Anfeuchtung ist es nun gerade, welcher dem Getränke den specifisch nationalen Charakter verleiht, wenngleich die dazu verwandten Mahlsteine überall gefunden werden, wo Menschen wohnen, und, um es kurz zu machen, in den Kauwerkzeugen der Frauen, d. h. in diesem Falle der Indianerinnen, bestehen.

Tritt man daselbst einige Tage vor einem zu erwartenden Feste durch die stets geöffnete Thür einer Hütte, so sieht man wie drei oder vier nicht immer junge oder hübsche Indianerinnen, nach ihrer Art um einen großen, aus einem Baumstamme gehauenen Troge kauernd, emsig damit beschäftigt sind, die harten Maiskörner, welche sie aus daneben stehenden vollen Calebassen entnehmen, zu zerkauen und das Zerkaute in den Trog zu speien.

Die breiartige Masse wird dann mit Wasser verdünnt, in große irdene Töpfe gefüllt und der Gährung überlassen, die, wohl durch den untermischten Speichel eingeleitet, in sehr kurzer Zeit einzutreten pflegt. — Wie weit diese nun vorgeschritten sein muß, damit das Getränke bolivianischen Feinschmeckern preiswürdig erscheine und den ihm eigenthümlichen Wohlgeschmack entwickle, wann oder wie das Ganze durchgeseiht werden muß um die Körner von der Flüssigkeit zu trennen, kann ich nicht sagen, da ich mich in der Meinung, daß die Chicha bei all' ihren hochgerühmten Eigenschaften, in Europa doch wohl keinen Eingang finden dürfte, um die Feinheiten der Fabrikation weniger bekümmert habe.

Für uns genügt das interessante Faktum, daß nicht nur die halbwilden Bewohner der Pueblos am Mamoré, sondern auch volkreiche, Handel und Industrie treibende Städte, wie Cochabamba, der Chicha nicht entbehren können, wenngleich es an andern erfrischenden und berauschenden Getränken, von den unzähligen Limonaden und Refrescos bis zu den gebrannten Wassern, keineswegs fehlt. Nur dem Biere, wenn dessen Fabrikation bis zum Fuße der Andes vordringen sollte, wird es gelingen, die Chicha zu verdrängen; es müßte jedoch ein leichtes, angenehm zu trinkendes Gebräu sein und nicht das übermäßig starke englische Exportbier, wie es jetzt schon, trotz des schwierigen Transportes, in kleinem Maßstabe daselbst consumirt wird.

Was den Geschmack der Chicha anbelangt (denn von Wissensdurst getrieben, versuchte auch ich, nachdem ich mich versichert, daß es keine Splitter von Backzähnen, wie dies wohl vorkommen soll, sondern nur zerbrochene Maiskörner waren, die am Grunde des Gefäßes trieben, das gelblichweiße, trübe, schwach perlende Getränke), so erinnert er an den eines leichten Ciders mit geringer Beimischung von Stärkemehl und ist, wenn man es dahin gebracht, beim Genusse nicht an die Art der Zubereitung zu denken, sicherlich angenehmer zu trinken als das warme Flußwasser oder das mit faulenden Pflanzenstoffen geschwängerte Wasser der Corridges oder Pfützen.

Nichts liegt nun näher oder muß natürlicher erscheinen, als der Gedanke, die Quetschung und Zermalmung der Maiskörner entweder in einem Mörser oder zwischen einem Paar Walzen vornehmen zu lassen, aber ein unendlich verächtliches Lächeln zuckt über die Mienen jedes ächten Bolivianers, wenn man naiv genug ist, ihm einen derartigen Vorschlag zu machen. — Man habe das längst versucht, sagt er, und gefunden, daß der in solcher Weise „artificialmente“ zubereiteten Chicha aller Wohlgeschmack fehle und daß es daher beim Alten bleiben müsse; und wirklich darf man wohl seine Zweifel hegen, ob nicht eine in anderer Weise eingeleitete, durch gewisse Säfte modificirte Gährung auch ein etwas verschiedenes Produkt gäbe, „denn noch in's Inn're der Natur dringt kein erschaff'ner Geist“, und selbst bei des seligen Hofraths Beireis berühmter automatischer Ente mochten dem oder jenem, mit feinerem Riechorgan begabten Fachgelehrten bescheidene Zweifel über die volle Identität des Endresultates des künstlich dargestellten Verdauungsprocesses aufgestiegen sein.

Mit welcher Hartnäckigkeit übrigens die Bolivianer gerade in dieser Hinsicht an Althergebrachtem hängen, erhellt aus Folgendem: Ein in Santa Cruz de la Sierra ansässiger Franzose kam vor wenig Jahren auf den Einfall, eine einfache Chocolademühle zu errichten, da bis zu diesem Zeitpunkte, trotz des sehr starken Consums, die Cacaobohnen in mühsamster, zeitraubendster und dabei höchst unvollkommener Weise von armen Indianerinnen mittelst eines gewöhnlichen Feldsteines in einem hölzernen Troge zermalmt worden waren.

An jedem andern Orte hätte man dem Unternehmen das günstigste Prognostikon stellen müssen; nicht so in Bolivien. — Der Mann machte glänzend Fiasco, da Niemand von seiner Chocolade kaufen wollte, die, wie behauptet

wurde, in Folge dieser „künstlichen", unerhörten Zubereitungsart — risum teneatis — heftige Koliken verursache! und die Indianerinnen mußten nach wie vor wieder ihre Sisyphusarbeit verrichten.

Nach dieser Abschweifung bezüglich des Nationalgetränkes kehren wir wieder zur Beschreibung der ehemaligen Missionen zurück, von welchen in dem Departamento del Beni, wie schon bemerkt, fünfzehn vorhanden sind, mit einer im Ganzen sieben verschiedenen Stämmen angehörigen, derart vertheilten Bevölkerung, daß drei der letzteren, die Canitschanas, Cayuabas und Mobimas in je einer, die übrigen, die Maropas, Baurés, Itonamas und Moxos, in je zwei, drei und vier Missionen beisammenwohnen. Bei einer mittleren Einwohnerzahl von je 2000 ergibt sich daher eine Gesammtbevölkerung von 30,000 rein indianischer Abstammung.



Capt. Pay, Häuptling der Cayowa-Indianer.

Trotz aller Gleichartigkeit in Kleidung, Sitten und Gebräuchen bei den verschiedenen Stämmen, offenbar dem Resultate jesuitischer Thätigkeit, konnten doch einige tiefgehende charakteristische Züge in deren Wesen nicht ganz verwischt werden. — So werden die in Exaltacion wohnenden Cayuabas, wohl derjenige der Stämme, welcher unter allen durch den corrumpirenden Einfluß der Weißen am meisten gelitten, heute noch als die kühnsten und gewandtesten Bootsführer, die ausdauerndsten Ruderer gerühmt, während die Canitschanas aus dem Pueblo S. Pedro, deren Bekehrung, wie die Sage geht, den Patres am meisten Mühe gemacht haben soll und die noch bis vor zwanzig Jahren Antropophagen gewesen und manchen über den einsamen Camp eilenden Boten aus den andern Missionen erschlagen haben, mir durch ihr verschlossenes, unfreundliches Wesen, sowie durch ihre an den mongolischen Typus erinnernden, unvortheilhaft sich auszeichnenden Züge alsbald aufgefallen waren.

In dem nahe bei Exaltacion liegenden Santa Anna sind es die hoch gewachsenen Mobimas, deren kolossale in ihren langen Camisetas mächtig einherschreitende Weiber dazu angethan wären, zu einer ähnlichen Fabel

wie die von den riesigen Völkerschaften Patagoniens Veranlassung zu geben, während man unter den Bewohnern von Trinidad, Loreto, S. Ignacio und S. Xavier, den Moxos[1] Κατ᾽ ἐξοχήν nicht nur die schönsten vollkommensten Gestalten, sondern die liebenswürdigsten, treusten und diensteifrigsten Menschen antrifft, die man sich nur denken kann.

Zur bessern Uebersicht und leichteren Vergleichung folgen hier nicht nur die Namen der Stämme, und der von denselben bewohnten Pueblos, sondern auch eine gewisse Anzahl Wörter, aus den einzelnen Sprachen, hinsichtlich deren Aussprache ich nur noch bemerke, daß die Schreibweise die deutsche ist. (Siehe nebenstehende Tabelle.)

Was die äußere Erscheinung, Körperbau und Gesichtszüge dieser Indianer anbelangt, so sagt wohl, ähnlich wie bei der Schilderung tropischer Vegetation, eine bildliche Darstellung, und sei sie noch so flüchtig, mehr, als alle Beschreibungen, und ich verweise daher auf die beigegebenen Illustrationen, unter welchen sich auch zwei naturgetreue Bildnisse von Häuptlingen der Canowas und Coroados in der Provinz Paraná befinden.

Diese letzteren sind in so ferne von Interesse, als die Jesuiten ja gerade in den Guaranys und den damit nahe verwandten Canowas der heute zur Provinz Paraná gehörigen, damals unter dem Namen Guayra bekannten



Capt. Vey-Bang, Häuptling der Coroados.

Gegenden schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts eben so willige Schüler gefunden hatten, als später in den Moxos an den Ufern des Mamoré, und im Allgemeinen eine gewisse Aehnlichkeit zwischen Beiden nicht abgesprochen werden kann.

Die kriegerischen, in jeder Hinsicht verschieden gebildeten Coroados aber waren es, die damals als Verbündete der auf Sklavenraub ausgehenden weißen Ansiedler der heutigen Provinz San Paulo bei der Zerstörung jener Missionen und der Vertreibung der Jesuiten (welche sich in Folge dieser Ueberfälle mit dem Reste ihrer Pflegebefohlenen nach dem Süden an die Ufer des Uruguay und Paraná zurückzogen), nach besten Kräften mitwirkten, späterhin mit der vorrückenden Cultur in Collision geriethen, von der portugiesischen Regierung für vogelfrei erklärt wurden, und erst in

[1] Im Amazonasthale werden alle aus den bolivianischen Missionen stammenden Indianer mit dem Namen Moxos bezeichnet, vermuthlich weil die ersten Bootsmannschaften, welche in ihren charakteristischen Rindenhemden dort erschienen waren, diesem Stamme angehörten.

Indianerstämme des Departamento del Beni.

	Moxos. In den Pueblos: Trinidad, N. S. do Loreto, S. Ignacio, S. Xavier.	Baures. (Chapacora). In den Pueblos: N. S. de Conception, N. S. del Carmen, S. Joaquim.	Itonama. In den Pueblos: S. Ramon, S. M. Magdalena, S. José.	Canitchana. In dem Pueblo: S. Pedro.	Mobima. In dem Pueblo: S. Anna.	Caynaba. In dem Pueblo: Exaltacion.	Maropa. (Pacaguara). In den Pueblos: Reyes, S. Borja.	Guarany.
Mann	Hiro	Kiritian	Umo	Enacu	Itilacua	Cratasi	Uni	Aba
Frau	Eseno	Yamake	Caneca	Ikegahui	Cutscha	Cratalorane	Yutscha	Cuña
Kopf	Nutschuti	Upatschi	Utschu	Enencu	Bamacua	Nahuaracama	Mapo	Acang
Wange	Numiro	Urutaratschi	Papapana	Eicokena	Kinto	Iribuju	Tamo	Tatipi
Augen	Nuuki	Tucutschi	Icatschi	Eutot	Sora	Niyoco	Huiro	Teso
Ohr	Nutschoca	Taitatatschi	Mochtodo	Eucomete	Lototo	Iradike	Paoki	Apiçaqua
Hand	Nubupe	Umitschi	Malaca	Eutijle	Sojpan	Daru	Muipata	Mbo
Sonne	Saatsche	Huapuito	Apatsche	Nicojli	Tinno	Nharaman	Vari	Quaraci
Mond	Coche	Panato	Tiacaca	Nimilacu	Yetso	Irare	Oche	Yacy
Wasser	Une	Acum	Huanuve	Nese	Touni	Ikita	Jene	Y
Feuer	Yucu	Isse	Bari	Nitschucu	Véé	Idore	Tschii	Tata
Berg	Mari	Pecun	Iti	Comeé	Tschampandi	Iruretui	Matschiva	Ibiti
Bogen	Ezipoconu	Parami	Hualichkit	Niescutop	Tanilo	Iraupui	Canati	Guirapa
Pfeil	Takirikire	Tschininie	Tschere	Itschuhuera	Julpaendi	Irabibiki	Pia	Hui
jung	Amoperu	Isohuem	Tiètiè	Ecokelege	Ovenionca	Mamihuasi	Huakehue	Cunumbuçu
alt	Etschasi	Itaracun	Viayachne	Emmara	Bijau	Iratakasi	Tschaita	Tuya
ich	Nuti	Huaya	Achui	Ojale	Incla	Areai	Ea	Ndi-ni
er	Ema	Aricau	Oni	Enjale	Icolo	Are	Aa	Ae
gib mir	Peeracano	Miapatschi	Macuno	Sitschite	Caijleca	Piboloire	Eki ahue	Emboocho
essen	Pinike	Cahuara	Ape	Alema	Caiki	Panii	Pihue	Acaru
schlafen	Migue	Huatschiaé	Conejna	Agaja	Oroki	Pibilii	Ochahuan	Ake
ich will	Pivoro	Mosi tschacum	Itschavaneve	Huarehua	Jirampana	Orichuhueuhua	Akekia	Potari
ich will nicht	Voi-pivoro	Masi tschacum	Huatschi-tschvaco	Nohnach éhua-éréhu	Cai-jirampana-aca	Yeitschuenhua	Oje amakia	Ndaypotari

neuester Zeit, seit etwa 25 Jahren, sich herbeigelassen haben, in den sog. Aldeamentos oder von der Regierung angelegten Indianerniederlassungen der Provinz Paraná mit den Weißen auf anderem als dem Kriegsfuß zu verkehren.

Inmitten jener, nur von der Amazonasniederung an Ausdehnung übertroffenen Region pfadloser Urwälder zwischen dem Tieté und Iguassú, in San Ignacio und Nossa Senhora do Pirapó am Paranapanema, wo die brasilianische Regierung auf den Ruinen ehemaliger von den Paulistas zerstörter Missionen kleine Aldeamentos errichtet hat, sowie in dem nahe gelegenen San Pedro d'Alcántará am Ufer des Tibagy, war es, wo ich unter den jetzt wenigstens friedlich, wenn auch nicht freundlich, neben einander wohnenden verschiedenen Stämmen die beste Gelegenheit fand Vergleichungen anzustellen, und woselbst auch die Originalskizzen der beifolgenden Illustrationen gezeichnet wurden.

Ebendaselbst konnten wir auch den Grundplan der im Jahre 1630 zerstörten alten Missionen, die zum Theil wieder wie die gleichfalls von uns besuchten Ruinen von Villa-Rica am Ufer des Ivahy mit hohem Wald bedeckt sind, nach den leicht zu verfolgenden schmalen Erdhügeln, den Resten der ehemals in Pisé ausgeführten Wände, aufnehmen und zur Ueberzeugung gelangen, daß derselbe für alle diese Anlagen ungefähr derselbe war: Im Centrum der große, freie Platz von nahezu quadratischer Gestalt, mit der Kirche und dem Collegium an einer der Seiten, während rings die niedern Indianerwohnungen in regelmäßig unter rechtem Winkel sich kreuzenden Straßen sich hinziehen. Nur eine Eigenthümlichkeit fanden wir in den Missionen am Paranapanem, von welcher die bolivianischen z. B. keine Spur zeigten: es sind dies die Reste einer leichten in Wall und Graben bestehenden Befestigung, welche sich rings um das Ganze zog, und zu der wohl wiederholte Angriffe der Paulistas Veranlassung gegeben hatten.

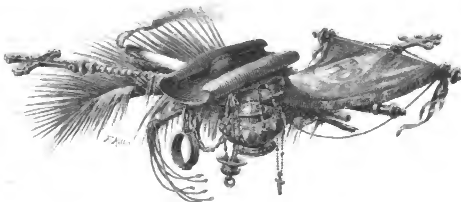
Die streng durchgeführte Regelmäßigkeit der ganzen Anlage stund auch hier mit dem militärisch zugeschnittenen Leben, welches in allen Missionen das gleiche gewesen sein muß, in der besten Uebereinstimmung.

— — — — — —

Blicken wir nun auf das Gesagte zurück, so drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß bei allem Tadel, welchen die herrschsüchtigen Plane des Jesuitenordens, sowie die Immoralität der zu deren Erreichung angewandten Mittel verdienten und noch verdienen, in der Gründung und Verwaltung dieser südamerikanischen Missionen eine geistige Arbeit vor uns liege, der wir unsre Anerkennung nicht versagen können.

Wie groß die Leistung eigentlich war, erhellt aus einem Vergleiche mit den heutigen Zuständen, bei welchem besonders der moderne brasilianische Clerus in einem wenig günstigen Lichte erscheint.

Sicherlich geschieht sowohl in Brasilien wie in den Nachbarrepubliken wenig genug, um die zerstreuten Reste der Urbevölkerung zu sammeln, sie zu fruchtbringender Thätigkeit anzueifern und vor völligem Untergange zu bewahren, und doch sind die Regierungen dieser Länder bei Besetzung der Direktorstellen in den wenigen Indianer-Aldeamentos beinahe ausschließlich auf die Verwendung italienischer Capuzinermönche angewiesen, da kein einziger der fetten einheimischen Bonzen, die man zu jeder Zeit in den Städten sich herumtreiben sieht, und die durch ihren Lebenswandel ein stetes Aergerniß geben, sich dazu verstehen würde, seine einträgliche Pfründe mit dem entbehrungsreichen Leben eines Missionärs zu vertauschen.



Anhang.

Beschreibung der bei den Vermessungsarbeiten befolgten Methode. — Auszug aus den hydrographischen und hypsometrischen Resultaten. — Statistisches.

Die von uns durchforschten, nun in wenig Jahren von der Locomotive durchflogenen Gegenden liegen bis jetzt noch so weit ab von allem Verkehr, haben bis dato trotz aller Naturschätze einen so geringen Antheil am Welthandel genommen und vermöge ihrer schwachen Bevölkerung, bei heftigen inneren Gährungen, nur einen so verschwindend kleinen Einfluß auf die Weltgeschichte gehabt, daß wohl der Eine oder der Andere unserer Leser zuerst zum geographischen Atlas greifen mußte, um sich die Lage einzelner Theile, wie des Madeira- und Mamoréthales, als Verzweigungen der großen Amazonasniederung in's Gedächtniß zurückzurufen.

Nichtsdestoweniger sind es Länder, welche mit der Eröffnung vollkommenerer Verkehrswege, durch die Erschließung ihrer unermeßlichen Naturschätze in der Zukunft ohne Zweifel eine größere Wichtigkeit erlangen und deren geographische Erforschung allerwenigstens ein ebenso großes Interesse einflößen muß, wie z. B. die des stets auf's Neue erstrebten Centralafrika.

Haben daher auch die Resultate unserer Explorationsreise noch bedeutende Lücken aufzuweisen, konnte der kurz bemessenen Zeit halber Vieles nur flüchtig beobachtet werden, so verdienen dieselben doch als das Ergebniß der ersten, in neuerer Zeit nach jenen Gegenden unternommenen Expedition, eine gewisse Berücksichtigung.

Eine gedrängte Zusammenstellung der astronomischen, hydrographischen, hypsometrischen und statistischen Resultate, nebst Andeutungen über die zur Erlangung der ersteren angewandten Messungsmethoden, dürfte hier, am Schlusse der Beschreibung, am Platze sein.

Da zwei der von Rio de Janeiro mitgenommenen Schiffschronometer (von Poole in London) schon in Manáos unbrauchbar geworden waren und ich überhaupt auf früheren Explorationen die Erfahrung gemacht, daß in dem Gange dieser wunderbaren, aber äußerst empfindlichen Instrumente nicht nur bei den kurzen, aber unvermeidlichen Landtransporten, sondern auch in Folge der Stöße und unregelmäßigen Schwankungen der Ruderboote sehr leicht Unregelmäßigkeiten eintreten können, die ihre Verwendung zu Längenbestimmungen gänzlich unmöglich machen, so wurde beschlossen, diese letzteren nur auf die Beobachtung von Monddistanzen zu basiren.

Wenn sich von den in der Folge an allen wichtigen Punkten zum Theil doppelt beobachteten Distanzen auch bei der Berechnung nicht alle von gleichem Werthe erwiesen, so blieb immerhin zur Festlegung des allgemeinen Netzes eine genügende Zahl übrig, um keinen Zweifel über die geographische Lage der Hauptlinie zu lassen.

Die geographischen Breiten wurden an beinahe allen Haltestellen theils durch Sonnen-, theils durch Sternhöhen bestimmt, deren genaue Messung, sowie die der Monddistanzen die wolkenlose Reinheit der Atmosphäre während der trockenen Jahreszeit wesentlich erleichterte.

Die hierzu benützten Instrumente bestunden in einem ausgezeichneten Cercle de Reflexion von Casella und zwei Sextanten nebst den zugehörigen künstlichen Horizonten, von welchen der in erster Linie angewandte ein Quecksilberhorizont war.

Zwischen den auf solche Weise astronomisch bestimmten Hauptpunkten des Netzes wurde das Detail des Flußlaufes mittelst des Distanzmessers oder Mikrometers von Rochon und einer mit Glasprisma versehenen Bussole aufgenommen.

Von einer genauen, über die ganze Thalbreite sich erstreckenden Triangulation hätte selbst dann, wenn die nöthige Zeit zur eigentlichen Messung vorhanden gewesen, keine Rede sein können, da allein die Herstellung der Observatorien und trigonometrischen Signale in dem durchaus mit dichtem Urwald bedeckten Thale, bei den geringen, in jenen Gegenden dem Forscher zu Gebot stehenden Arbeitskräften mehrjährige Vorbereitungen erfordert haben würde.

Das Nivellement wurde im Allgemeinen barometrisch und zwar mit Hilfe von zwei Aneroid-Barometern und einem Hypsometer (durch die Temperatur des siedenden Wassers) bestimmt, während an den Hauptabstürzen die Höhenunterschiede außerdem noch direkt mit einem Gefällsmesser beobachtet wurden.

Genaue Aufnahmen von Querprofilen durch den ganzen Strom, sowie Messungen der Wassergeschwindigkeiten wurden, behufs Bestimmung der abgeführten Wassermenge an vielen Punkten, eine durchgehende Sondirung des Thalweges jedoch auf die ganze Länge des untersuchten Laufes vorgenommen.

Für die Hauptzwecke unserer Exploration, d. h. zur Aufstellung von vergleichenden Kostenanschlägen für die Herstellung einer Eisenbahn längs dem Ufer und die einer Canalisation des Flusses, sowie für die Vervollständigung und Berichtigung der geographischen Karten war diese Art der Aufnahme vollständig genügend und konnten auch nachträglich die daraus gezogenen Resultate von der brasilianischen Regierung der dem amerikanischen Unternehmer, Col. G. E. Church, verliehenen Concession zu Grunde gelegt werden.

Diese Messungsresultate sind folgende:

1) Längen und Breiten der Hauptpunkte.

	Bezeichnung der Orte.	Südl. Breite.	Westl. Länge v. Rio de Janeiro.
Am untern Madeira:	Murassutúba	5° 37' 37" 0	
" " "	Ilha das Baĉtas	6° 18' 28" 7	
" " "	Espirito Santo	6° 43' 20" 5	
" " "	Crato	7° 31' 3" 4	
" " "	Domingos Leigue	8° 36' 4" 0	
Am obern Madeira:	Schnelle von Santo Antonio	8° 49' 2" 6	21° 29' 8"
" " "	Theotoniofall	8° 52' 41" 0	21° 30' 57"
" " "	Schnelle von Morrinhos	9° 1' 45" 0	21° 36' 30"
" " "	Mündung des Jaciparaná	9° 10' 9" 0	21° 42' 20"
" " "	Caldeirão do Inferno	9° 15' 48" 0	21° 52' 14"
" " "	Giráofall	9° 20' 45" 0	21° 54' 22"
" " "	Schnelle von Tres-Irmãos		
" " "	" des Paredão	9° 36' 37" 7	22° 13' 4"
" " "	" von Pederneira	9° 32' 7" 0	22° 20' 20"
" " "	Mündung des Abuná		
" " "	Schnelle von Araras	9° 55' 5" 8	22° 15' 20"
" " "	" " Periquitos	10°	
" " "	Ribeirãofall	10° 12' 52" 1	22° 8' 30"
" " "	Schnelle von Madeira		
" " "	Mündung des Beni	10° 20' 0" 0	22° 12' 20"
" " "	Schnelle von Laage		
" " "	" " Páo grande		
" " "	Bananeirafall		
" " "	Schnelle von Guajara merim	10° 44' 32" 8	22° 3' 42"

2) Entfernungen zwischen den Hauptpunkten.

Bezeichnung der Endpunkte.	Längen.
Entwickelte Länge des Flußlaufes von der Mündung des Madeira bis St. Antonio	901,000 Meter.
„ „ „ „ „ St. Antonio bis Guajara merim	363,846 „
„ „ „ „ „ Guajara merim bis zu der Mündung des Mamoré	165,760 „
„ „ „ „ „ der Mündung des Mamoré bis Exaltacion	209,700 „
„ „ „ „ „ Exaltacion bis Trinidad	302,940 „

Die Summe aller dieser Distanzen, 3,879,820 Meter oder etwa 620 geographische Meilen (15 auf den Grad), gibt den von der Expedition im Ruderboote zurückgelegten Weg.

3) Höhenlage der Hauptpunkte über dem Meeresspiegel.

(NB. Reducirt auf den Niederwasserstand des Flusses.)

Bezeichnung der Orte.	Erhebung über den Meeresspiegel in Metern.	Bezeichnung der Orte.	Erhebung über den Meeresspiegel in Metern.
Stadt Serpa am Amazonas	18 M. 00	Theotoniofall, Unterwasser	83 M. 40
Mündung des Madeira	21 „ 00	Schnelle von Morrinhos, Unterwasser	87 „ 70
Manicoré am untern Madeira	28 „ 00	Caldeirão do Inferno, Unterwasser	92 „ 80
Baetas „ „ „	40 „ 00	Giráofall, Unterwasser	102 „ 00
Tres Cajas am untern Madeira	50 „ 00	Mündung des Beni	122 „ 45
Ilha do Salomão am untern Madeira	53 „ 00	Bananeirafall, Unterwasser	137 „ 30
Domingos Leigue „ „ „	54 „ 00	Schnelle v. Guajara merim, Unterwasser	144 „ 60
Mündung des Jammary a. unt. Madeira	56 „ 80	Mündung des Mamoré	150 „ 40
Schnelle von St. Antonio, Unterwasser	61 „ 60	Mamoréspiegel bei Exaltacion	152 „ 20

4) Höhenunterschiede und Längenausdehnung der hauptsächlichsten Abstürze und Schnellen.

Bezeichnung der Schnelle.	Höhenunterschied.	Länge der Schnelle.
St. Antonio	1 M. 20	300 M.
Theotonio (Hauptabsturz)	8 „	100—300 „
Caldeirão do Inferno (Hauptabsturz)	2 „ 2	400 „
Girão (Hauptabsturz)	8 „	700 „
Paredão	1 „ 7	550 „
Pederneira	1 „ 1	250 „
Aráras	1 „ 4	700 „
Ribeirão (Hauptabsturz)	4 „ 1	400 „
Madeira	2 „ 5	900 „
Laages	2 „ 5	750 „
Pão grande	2 „	400 „
Bananeiras (Hauptabsturz)	6 „	500 „
Guajará-Guaçú	1 „ 7	450 „

Das durch 18 größere und 28 kleinere Schnellen[1] repräsentirte Gefälle beträgt 69 M. 6, vertheilt auf eine Länge von 20,169 M.; da nun der gesammte Höhenunterschied zwischen St. Antonio und Guajará 83 M. ist, so ergibt sich 83 M. — 69 M. 6 = 13 M. 40 als die auf die zwischen den Schnellen liegenden glatten Flußstrecken vertheilte Höhendifferenz.

[1] Die Madeirafahrer unterscheiden bei beinahe jeder Schnelle: cabeça, corpo e rabo, d. h. Kopf, Rumpf und Schwanz.

5) Flußbreiten, Tiefen und allgemeine Gefällsverhältnisse.

Gefälle.

1) Gefälle des Mamoré zwischen Exaltacion und der Mündung . . .	1 : 32,104.
2) „ „ Madeira von der Mündung des Mamoré bis Guajará .	1 : 30,000.
3) „ „ „ von Guajará bis St. Antonio	1 : 5,303.
4) „ „ „ von St. Antonio bis zur Mündung	1 : 26,490.

Wassertiefen im Thalweg zur Zeit des niedrigsten Standes.

1) Mamoré, an der Mündung (Maximum)	10 M.
2) Mamoré, auf dem Riffe von Matucáre (Minimum)	0 „ 75
3) Madeira, zwischen der Mamorémündung und Guajara (Maximum) .	15 „
4) Madeira, „ „ „ „ „ (Minimum) . .	1 „ 4
5) Beni, an der Mündung	15 „
6) Madeira, größte Tiefe oberhalb Theotonio	37 „ 4
7) Madeira, „ „ bei Sapucaia-oroca	36 „ 8
8) Madeira, geringste Thalwegtiefe auf den Riffen von Uroa	1 „ 3

Flußbreiten.

1) Mamoré, an der Mündung	bei Niederwasser	295 M.
	bei Hochwasser	475 „
2) Guaporé, an der Mündung	bei Niederwasser	500 „
	bei Hochwasser	700 „
3) Madeira, mittlere Breite oberhalb der Schnellen		435 „
4) Madeira,	Minimum der Breite innerhalb der Schnellen	350 „
	Maximum „ „ „ „ „	2000 „
5) Madeira, unterhalb der Schnellen, bei Sapucaia-oroca		730 „
6) Beni		1000 „

6) Uferhöhen, Unterschiede zwischen Hochwasser und Niederwasser; Wassermengen.

In der Gegend von Exaltacion erhebt sich das Ufergelände des Mamoré im Mittel auf 13 M. über Niederwasserhöhe, was ungefähr auch der Höhe der Hochwasser entspricht; an der Mündung des Mamoré jedoch erreichen die Ufer nur eine Höhe von 8 M. und werden daher von den hier 9 M. sich erhebenden Hochwassern weithin überstaut.

Am Madeira wechseln die Uferhöhen innerhalb des Gebietes der Schnellen ebenso wie die Unterschiede zwischen dem Hoch- und Niederwasserspiegel sehr bedeutend, indem beide unmittelbar oberhalb einer jeden Schnelle bis auf 2,5 M. und 3 M. herunter gehen, um dann unmittelbar unterhalb ein Maximum zu werden.

Am untern Madeira beträgt die mittlere normale Erhebung der Ufer 7 M. über Niederwasser, d. h. um ein Geringes weniger als die der Hochwasser.

An einigen Stellen jedoch, wie in Sapucaia-Oroca, ist der Unterschied zwischen Hoch- und Niederwasser 12 M., die Höhe des rechten Ufers 13 M. und die des linken, zeitweilig überschwemmten 10 M. über Niederwasser.

Die von dem Madeira und dessen Zuflüssen bei den verschiedenen Wasserständen per Secunde abgeführten Wassermengen ergeben sich aus folgender Tabelle:

Bezeichnung des Flusses.	Niederwasser-Menge.	Mittelwasser-Menge.	Hochwasser-Menge.
Guaporé, an der Mündung	663 Cub.-M.	1,879 Cub.-M.	5,120 Cub.-M.
Mamoré, „ „ „	835 „	2,530 „	7,024 „
Madeira, am obern Ende der Schnellen	1,498 „	4,310 „	12,144 „
Beni, an der Mündung	1,383 „	4,344 „	13,109 „
Madeira, unterhalb der Schnellen, bei Sapucaia-Oroca	4,142 „	14,642 „	39,106 „

Als Vergleichungsmaßstab mag hier bemerkt werden, daß der Rhein in der Gegend von Mannheim

bei Niederwasser . . .	555	Cubik-Meter,
bei Mittelwasser . . .	1660	„ „
bei Hochwasser . . .	5550	„ „

Wasser per Secunde abführt.

Die Oberflächen der zugehörigen Stromgebiete würden nach den bestehenden Karten annähernd betragen:

für den Guaporé	9,118	Quadrat-Meilen
für den Mamoré	9,382	„ „
für den Beni	6,648	„ „
für den untern Madeira . .	10,356	„ „
	35,504	Quadrat-Meilen.

Woraus hervorgeht, daß der mächtige Beni im Allgemeinen von den Chartographen allzu stiefmütterlich bedacht wurde, wenn gleich dieselbe Ursache, welche dem Mamoré eine im Vergleiche zum Guaporé verhältnißmäßig größere Wassermenge verleiht, — sein Ursprung in der hohen, wasserreichen Cordilheira — in verstärkterem Maaße auch vom Beni gilt.

Wenngleich von allen durch uns vorgeschlagenen Projekten zur Verbesserung und Erleichterung des bei den jetzigen Verhältnissen mit beinahe unübersteiglichen Hindernissen kämpfenden Verkehrs, definitiv das einer ökonomisch angelegten Eisenbahn zur Ausführung kommt, so dürfte doch für Techniker eine kurze Zusammenstellung der Kostenanschläge aller damals aufgestellten Entwürfe von einigem Interesse sein.

Die in Betracht kommenden Projekte waren:

1) Die Construktion von schiefen Ebenen bei jeder der größeren Schnellen zum Hinaufziehen der Schiffe, wie solche schon in Nordamerika und in Preußen zur Anwendung gekommen.
2) Die Eröffnung eines regelrechten Schifffahrtskanals mit Schleußen.
3) Die Construktion eines Schienenwegs längs des Ufers.

Die Herstellungskosten für das erste Projekt, das für einen stark vermehrten Verkehr in der Zukunft vielleicht in Bälde nicht mehr genügt haben würde, berechneten sich auf 900,000 Milreis, oder 2,340,000 Frcs.

Die des zweiten, das vermöge seiner Colossalität und der Schwierigkeit seiner Ausführung kaum in Betracht zu ziehen war, 21,000,000 Milreis oder 54,600,000 Frcs.

Die des dritten, an dessen Ausführung gearbeitet wird, auf 8,500,000 Milreis oder 22,100,000 Frcs.

Die Länge der mit einem Minimum von Spurweite zu construirenden Bahnlinie beträgt allerdings nur etwa 280 Kilometer bei im Allgemeinen sehr günstigen Terrainverhältnissen, und der Kostenanschlag mag daher selbst für brasilianische Verhältnisse etwas hoch erscheinen, da jedoch bei einer bis jetzt so sehr von der übrigen Welt abgeschlossenen, dünn bevölkerten Gegend mit Ausnahme des Holzes Alles und Jedes, insbesondere aber die Arbeitskräfte importirt werden müssen, so wachsen die Ausgaben für einzelne Posten, besonders für die Herstellung von Kunstbauten, z. B. von Brücken, ganz in's Ungeheuerliche.

Bei dem gänzlichen Mangel verläßlicher offizieller Dokumente über die Seelenzahl der am untern Madeira nicht nur längs der Ufer des Hauptstromes, sondern auch an den ausgedehnten seeartigen Seitenwassern, wie dem Uaupés z. B. wohnenden Bewohner, kann dieselbe nur annähernd bestimmt werden, und dürfte nach unsern Schätzungen mit Einschluß der halbcivilisirten Mundrucus und Muras, etwa 5000—6000 betragen.

Die Hauptbeschäftigung derselben ist die Cautschukbereitung, eine geringe Cacao- und Tabakscultur und das Sammeln von Paránüssen und einigen anderen weniger bedeutenden Produkten der Wälder.

Die Folge davon ist, daß in der fruchtbarsten Niederung der Welt die allernothwendigsten Lebensmittel, selbst die beinahe ohne alle Cultur gedeihenden und leicht herzustellenden, wie das Mehl der Mandioccawurzel, nicht immer in genügender Menge vorhanden sind, und von weither importirt werden müssen.

Der Curiosität halber führe ich hier an, daß ein Alqueire Farinha de Mandioca, etwa 50 Cubikdezimeter, das in Rio de Janeiro oder Pará 2—3 und in Bolivien nur 1 Milreis werth ist, am Madeira 12—14 Milreis kostet.

Aehnlich unverhältnißmäßig hohe Preise erzielt das Produkt aus dem außerordentlich gut gedeihenden Zuckerrohr, so daß, wenn die Cautschukgewinnung eine Goldgrube genannt zu werden verdient, der Ackerbau in jenen Gegenden ähnlich wie zur Zeit des Goldfiebers in Californien, gleichfalls einen ausnahmsweise großen Gewinn abwirft.

Viehzucht ist bis jetzt, abgesehen von den bescheidenen Anfängen in Crato, wo natürliche Campos sich befinden, am ganzen Madeira vollständig unbekannt, und wird es wohl auch noch eine geraume Zeit bleiben, auf ungeheuren Landstrecken gibt es weder Ochse noch Kuh, weder Pferd noch Maulthier, Schaf oder Ziege, und selbst das Schwein gehört zu den Seltenheiten, nur der Hund und die Hühner finden sich auch hier um die Hütten, neben einer Unzahl leicht zu zähmender Waldbewohner, wie verschiedene Papageienarten, Tucane, Affen, einige Nager und selbst weißgezeichnete steifborstige Pecaris.

Das Bedürfniß nach Schlachtvieh ist jedoch, besonders am dichter bevölkerten Amazonas jetzt schon vorhanden und wird mit jedem Tage, in Folge der zunehmenden Einwanderung von Europäern, denen die einfache Fisch- und Farinha-Kost[1] weniger zusagt, noch zunehmen und die Einfuhr in Folge dessen gleichfalls wachsen müssen.

In den Campos, am Mamoré und obern Beni, am Itonama und Machupo, auf den von den 15 Missionen eingenommenen Ebenen gedeihen und vermehren sich jedoch die Rindviehheerden derart, daß, sobald durch Eröffnung der Madeirabahn für einen sichern Ausfuhrweg und Absatz nach dem Amazonas gesorgt sein wird, keine günstigere Bezugsquelle für diesen Artikel gefunden werden könnte als gerade diese grasreichen Ebenen, und der neu constituirten National bolivian Navigation Company sowohl wie der projektirten Bahn damit allein schon ein nicht unbedeutendes Transportquantum gesichert ist.

Nebst den Produkten der Viehzucht, Häuten, Talg, getrocknetem Fleisch und lebenden Thieren, neben Zucker, Zuckerbranntwein und Cacáo wird, wie wir weiter oben gesehen, auch die Chinarinde in Zukunft ihren Weg den Madeira herunter nach Pará nehmen, und damit die staatswirthschaftliche Ungeheuerlichkeit des heutigen Exportweges dieses wichtigen Arzneimittels, wonach dasselbe von den Zuflüssen des Beni, d. h. des Amazonas, unnöthiger Weise über die eisigen Höhen der Cordilheira geschleppt, und um das Cap Horn herum nach Europa geführt wird, endlich aufhören müssen. — Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Transport der Produkte der außerordentlich reichen Minen Boliviens, von denen nur die von Potosi, die ergiebigsten Silberminen der Welt, sowie die neuentdeckten von Caracoles[2] etwas besser bearbeitet werden, während die in ihrer Art eben so ausgezeichneten Kupferminen von Coro-Coro nahezu brach liegen.

Aber nicht allein der Exporthandel, für dessen krumme Wege allerdings das Beispiel der Chinarinde besonders schlagend erscheinen muß, leidet unter diesen abnormen Verhältnissen, auch der Import der, wie in ganz Südamerika auch in Bolivien unentbehrlichen europäischen und nordamerikanischen Industriewaaren, hat mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen.

Verfolgen wir nochmals den Weg, den dieselben von einem europäischen Hafen nach ihrem schließlichen Bestimmungsorte: La Paz, Cochabamba, Sucre oder Santa Cruz de la Sierra zu nehmen haben:

Nach einem Seetransport von 80—90 Tagen in dem peruanischen Hafen Arica angelangt, und bei den dortigen erbärmlichen Einrichtungen öfters nur mit Havarie gelandet, passiren sie zuerst die Duane dieser Nachbarrepublik, die nach dem Vertrag von 1865 einen starken Zoll (wohl an 30 Proz. ad valorem) davon erhebt, und dafür an Bolivien jährlich eine Summe von 500,000 Dollars zu zahlen hat.

Von Arica gelangen dann diese Waaren auf der Eisenbahn bis Tacna, von wo der mühsame, langwierige Transport auf Lastthieren, über die niederträchtigsten, steilsten und unwegsamsten Gebirgspfade beginnt.

[1] „Fischlappland" beliebte unser Factotum, Herr O. v. Sch., die Amazonasgegenden in bezeichnender Weise zu nennen.

[2] Es ist bekannt, daß im siebzehnten Jahrhundert in der Provinz Alto-Peru, dem heutigen Bolivien, von den Spaniern an 10,200 einzelnen Punkten auf Silbererz gearbeitet wurde.

Kommen die Güter endlich gehörig durchgerüttelt, vielleicht feucht geworden und jedenfalls gezwungener Weise in kleine nicht mehr als 120—140 Pfund schwere Packen zertheilt, in La Paz an, so beträgt der Transportpreis per Tonne schon 150 Pesos oder etwa 30 Pfund Sterling, und um Cochabamba, Sucre oder Santa Cruz de la Sierra zu erreichen, noch um die Hälfte mehr. Alle diese Städte jedoch liegen an Zuflüssen des Amazonas und können, sobald nur die kurze Strecke Eisenbahn längs der Wasserfälle des Madeira erbaut sein wird, von dessen Mündung her auf viel leichtere Weise, in kürzerer Zeit und mit der Hälfte der Transportkosten erreicht werden.

Aus der Statistik des bolivianischen Handels, welcher sich folgendermaßen vertheilt:

Import.			Export.		
Von England	Lstr.	528,000,	Silber	Lstr.	720,000,
„ Frankreich	„	264,000,	Chinarinde	„	160,000,
„ Deutschland	„	224,000,	Kupfer	„	128,000,
„ den Vereinigten Staaten	„	72,000,	Coca	„	128,000,
„ der argentinischen Republik	„	64,000,	Gold	„	80,000,
„ Peru	„	80,000,	Vicuña und Alpaca-Wolle	„	60,000,
„ Brasilien	„	56,000,	Zinn	„	40,000,
			Kaffee	„	6,000,
			Talg und Häute	„	2,000,
Betrag des Importhandels	Lstr.	1,288,000,	Betrag des Exporthandels	Lstr.	1,324,000,

ergibt sich zwar, daß bis jetzt noch der größte Theil der Einfuhr durch den Ertrag der Silberminen gedeckt werden muß,[1] sowie jedoch die nothwendigen Verkehrserleichterungen eingetreten sein werden, wird der Export des in seinen östlichen Provinzen überaus fruchtbaren, von mehr als $2\frac{1}{2}$ Millionen[2] Menschen bewohnten Landes auch ohne Beihülfe der Silberminen hinreichen, um den Import zu decken.

Mehrmals schon wurden Versuche oder vielmehr Projekte gemacht, um die Blokade zu brechen und das schöne Land für den Welthandel zu erschließen. So soll die von Buenos-Ayres gegen Norden laufende, nun bis Cordova eröffnete Eisenbahn in ihrer einstigen Verlängerung über Jujui, den südlichen Theil Boliviens mit jenem bedeutenden Hafen an der Mündung des La Plata in Verbindung setzen, und ebenso sprach man davon, durch den, allerdings nur während der Regenzeit schiffbaren Pilcomayo einen Weg nach Assuncion in Paraguay, von wo der herrliche Strom gleichen Namens das beste aller Communikationsmittel bietet, zu eröffnen.

Das bis jetzt wirklich ernstlich gemeinte und trotz der ungeheuren Schwierigkeiten mit der Aussicht auf Erfolg in Angriff genommene Unternehmen, ist jedoch die Bahn von dem peruanischen Hafen Islay über Arequipa nach Puno am Titicacasee.

Dieselbe wird nach ihrer Eröffnung der Madeirabahn allerdings einige Concurrenz verursachen, da jedoch beide Bolivien an nahezu diametral entgegengesetzten Ecken erreichen werden, und außerdem die Herstellung einer Gebirgsbahn in einem großartig wilden, chaotisch zerrissenen Gelände,[3] mit Tunnels, Viadukten und Galerieen, in jenen Gegenden noch mehrere Jahrzehnte in Anspruch nehmen dürfte, während welcher die Madeiralinie, trotz der Schwie-

[1] Gerade in den letzten $1\frac{1}{2}$ Jahren hat die Silberproduktion der Minen von Potosi und Caracoles derart zugenommen, daß sie für 1872 allein Lstr. 1,350,000 betrug.

[2] Die ohne irgend welche Einwanderung von außen schnell anwachsende Bevölkerung Boliviens betrug im Jahre:

1826 (ein Jahr nach der Unabhängigkeitserklärung)	997,427
1831	1,087,792
1836	1,181,169
1841	1,277,531
1846	1,373,896
1851	1,448,196
1859	1,950,000
1870	2,750,000

[3] Der Paß von Tacora zwischen Arequipa und Puno ist 15,800 Fuß über dem Meeresspiegel!

rigkeiten, die auch bei deren Bau keineswegs fehlen werden, schon längst reiche Früchte getragen haben wird, so kann diese letztere den betreffenden Regierungen sowohl, wie der kaufmännischen Welt um so dringender empfohlen werden, als die Agrikulturprodukte der fruchtbaren Niederungen an den Zuflüssen des Madeira in jedem Falle stets den Weg nach dem Amazonas nehmen werden.

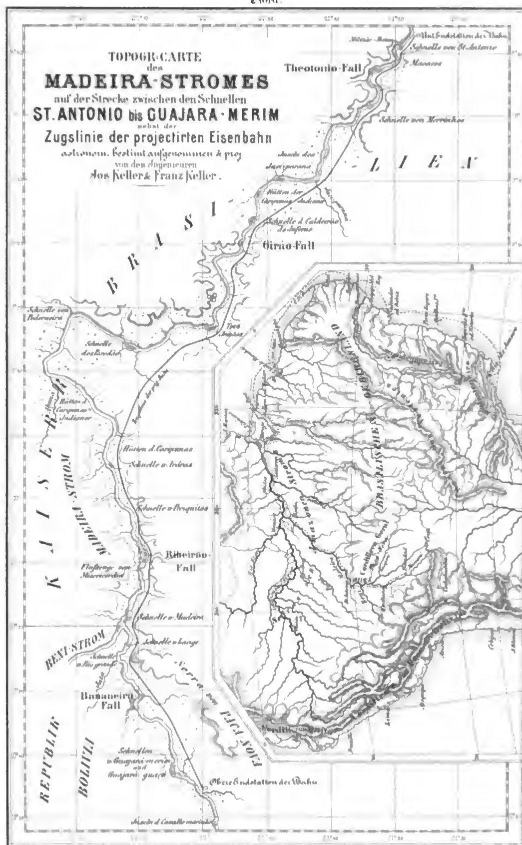
— — — — —

So fällt unter dem gewaltigen Einflusse des Dampfes eine Barrière nach der andern, und ehe ein weiteres Jahrhundert verfließt, wird auch der letzte der jetzt kaum dem Namen nach bekannten, von wilden Indianern bewohnten Winkel des neuen Continents, im waldreichen Norden sowohl an den Zuflüssen des Amazonas bis hinunter zu den Tummelplätzen der grimmen Pampas-Indianer, im grasreichen Gran-Chaco wie im steinigen Patagonien, von eisernen Schienensträngen durchschnitten, und deren Mischtingsbevölkerung durch mächtige Handelsinteressen an die Welt gekettet sein.

Der rothhäutige Eingeborene reiner Abstammung aber wird zur Mythe, die Welt um manches Idyll ärmer geworden sein, im Ganzen jedoch wird die Menschheit einen guten Schritt nach Vorwärts gethan haben.




Buchdruckerei
in Stuttgart
GEBRÜDER MÄNTLER



Nord.
TOPOGR. CARTE
des
MADEIRA-STROMES
auf der Strecke zwischen den Schnellen
ST. ANTONIO bis GUAJARA-MERIM
nebst der
Zugslinie der projectirten Eisenbahn
astronom. bestimt aufgenommen & proj.
von den Ingenieuren
Jos. Keller & Franz Keller.
Theotonio-Fall
Schnelle von St. Antonio
Schnelle von Morrinhos
Girão-Fall
B R A S I L I E N
K A I S E R R E I C H
MADEIRA-STROM
Schnelle von Pederneira
Schnelle das Pederneiras
Hütten d. Caripunas
Schnelle v. Araras
Schnelle v. Periquitos
Ribeirão-Fall
Schnelle v. Madeira
Schnelle v. Lage
BENI-STROM
Bananeira-Fall
Serra von Pacanova
REPUBLIK BOLIVIA
Schnellen v. Guajará-merim und Guajará-guaçu
Obere Endstation der Bahn



